0
250

108.

Ausgegeben am 17. Novbr 1888

bei Herrn Rekt. u. Pastor

Oltmanns

9:1105

30.3250

Kg.s 1565

CULTURBILDER AUS DEM ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG.
BAND II.

AUS

HALLES LITTERATURLEBEN.

VON

WALDEMAR KAWERAU.

HALLE.
MAX NIEMEYER.
1888.

CULTURBILDER

AUS DEM

ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

VON

WALDEMAR KAWERAU.

ZWEITER BAND.

AUS HALLES LITTERATURLEBEN.

HALLE.
MAX NIEMEYER.
1888.

AUS
HALLES LITTERATURLEBEN.

VON

WALDEMAR KAWERAU.

HALLE.
MAX NIEMEYER.
1888.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

D. Erich Haupt

Professor der Theologie in Halle

in brüderlicher Liebe

zugeeignet.

Vorwort.

Da sich die vorliegende Arbeit nach Inhalt und Form eng an die vor zwei Jahren erschienenen Studien „Aus Magdeburgs Vergangenheit“ anschliesst, wird der gemeinsame Titel, unter dem nunmehr die beiden Bändchen vereinigt sind, keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen. Hier wie dort kam es mir nicht auf erschöpfende Vollständigkeit an; ich möchte vielmehr lediglich in einzelnen, in sich abgeschlossenen Bildern gewisse Richtungen des geistigen Lebens innerhalb eines eng begrenzten Bezirks möglichst lebendig veranschaulichen. Auch diese Studien „Aus Halles Litteraturleben“ wollen nur kleine Bausteine zu einer Geschichte der deutschen Bildung sein. Sie wenden den geistigen Niederschlägen der Hauptströmungen des achtzehnten Jahrhunderts ihre Aufmerksamkeit zu; sie schildern die breiten Wirkungen des Pietismus auf der einen, des Rationalismus auf der anderen Seite. Litterarische Richtungen und Persönlichkeiten, die neuerdings anderweit — wie beispielsweise Pyra in G. Wanieks ausgezeichneter Monographie — eingehend behandelt

worden sind, habe ich absichtlich nur kurz berührt, um für entlegnere und bisher weniger beachtete Erscheinungen einen breiteren Raum zu gewinnen.

Der Verwaltung der Universitätsbibliothek zu Halle spreche ich für die mir seit Jahren mit unermüdeter Freundlichkeit gewährte Unterstützung auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aus.

Magdeburg, August 1888.

Inhalt.

Seite

I. **Die Anfänge der Universität.**

1. Die gelehrten Schulen 1
2. Professoren und Journalisten 17
3. Litterarische Regungen 57
4. Die Cives academici 88

II. **Pietismus und Rationalismus.**

1. Francke und die Stillen im Lande 111
2. Christian Wolff 142

III. **Aus der Blütezeit des Rationalismus.**

1. Geistige Wandlungen 174
2. Klotz und die Klotzianer 187
3. Karl Friedrich Bahrdt 229
4. Feldprediger und Musketier 263
5. Theaterhändel 284

Anmerkungen 322

Register 354

I.
Die Anfänge der Universität.

I. Die gelehrten Schulen.

Fremde, welche in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in die alte Stadt an der Saale einkehrten, wussten nicht eben allzu viel von dem Orte zu rühmen. Es war still und tot in dem heruntergekommenen Städtlein, und der steinerne Roland mochte sich wohl wie eine gefallene Grösse vorkommen. Die ganze Stadt war eingeschnürt in Wälle und Mauern, aus denen sechs Thore ins Freie hinausführten; in den engen Gassen, die Hügel auf, Hügel ab kletterten, konnten sich die Erker freundnachbarlich grüssen; nur wenige Häuser zeugten von behäbigem Wohlstand. Alle Reisenden sind einmüthig in ihren Klagen über den düsteren Gesammteindruck der Stadt, über ihre russigen Häuser und über ihre krummen, engen und schlecht gepflasterten Strassen. Nur der schöne Marktplatz, dem zahlreiche alterthümliche und zugleich schmucke Bauwerke ein charakteristisches und reizvolles Gepräge verliehen, mochte allenfalls vor des Einen oder des Anderen Augen Gnade finden: hier der Hallische Belfried, der gedrungene, verwitterte, mit spitzen Thürmchen

bekrönte „rothe Thurm", dort das zierliche Rathhaus und noch manches andere alte Haus mit verschnörkeltem Giebel und kunstvoll verzierter Façade. Freilich war es erst sehr viel später einem reisenden Enthusiasten vorbehalten, durch den malerischen Rothen Thurm auf dem Marktplatze zu Halle an den Campanile di S. Marco auf dem Markusplatze zu Venedig erinnert zu werden und sich einen Maler wie Dominik Quaglio herbeizuwünschen, der diese Fülle malerischer Motive erschöpfe. Ausserdem mochten wohl noch die mächtige, altehrwürdige Kirche U. L. Frauen, von deren Kanzel einst Martin Luther und Justus Jonas der Hallischen Gemeinde das „Suchet in der Schrift" eindringlich ans Herz gelegt hatten, und die Moritzkirche mit ihrem zierreichen, geschnitzten und bemalten Altarschrein zu erbaulichem Verweilen einladen. Von dem Thurme zu St. Marien bliesen des Abends noch immer wie vor Zeiten die Musikanten eines Ehrbaren und Hochweisen Rathes fromme Choräle, und wer *anno* 1702 zur Zeit des Gottesdienstes in St. Moritz einkehrte, der konnte an dem kunstvollen Orgelspiele sich erfreuen, mit welchem der junge Studiosus Georg Friedrich Händel die andächtige Gemeinde erbaute.[1])

Anmuthiger als das Innere der Stadt war draussen das Landschaftsbild an der Saale mit den zwei gewaltigen Burgruinen an ihrem rechten Ufer: dem sagenumwobenen Giebichenstein und den Trümmern der Moritzburg, dem wuchtigen Denkmale einer entschwundenen Zeit, da Stadt und Veste Halle ein sicherer und auch glänzender Herrschersitz gewesen war. Erbaut nach dem Muster der kaiserlichen Pfalz zu Utrecht, Prachtschloss und Castell

zugleich, ragte einst die Burg stolz über Stadt und Strom empor, überragt von gewaltigen Thürmen mit zackigem Oberbau, welche später noch mit hoch emporstrebenden Spitzen bekrönt wurden. Im Norden und Westen lagen die Prachtsäle und Wohngemächer des Erzbischofs, während die Südseite als Kaserne für die Garnison diente und an der nordöstlichen Ecke eine Capelle erbaut war. Eine Zugbrücke öffnete den Weg nach Giebichenstein, ein anderer, von einem hohen Wachthurm beherrschter Weg führte auf steinernem Bogen der Stadt zu. Und wer diesem verwitterten Gestein seine Schicksale abzufragen verstand, der konnte von ihm ein gutes Stück sturmbewegter Stadtgeschichte erfahren.

Schwere Schicksalsschläge hatten Halle heimgesucht und seinen einstigen Wohlstand vernichtet. Eben diese Moritzburg war seine Zwingburg geworden; unter ihres Erbauers, des Erzbischofs Ernst, Regierung hatte die Stadt ihre Autonomie eingebüsst, war ihre beste Lebenskraft gebrochen worden. Das frisch aufblühende, vom Erzbischof begünstigte Leipzig entriss ihr mehr und mehr ihren Handel, der im Mittelalter sehr bedeutend gewesen war, und für diese Einbusse war es nur ein geringer Ersatz, dass Halle seit Errichtung der Moritzburg fürstliche Residenz und der Mittelpunkt der erzstiftischen Regierung geworden war. Auch die Reformation und die Wirren des schmalkaldischen Krieges schlugen dem Wohlstand unheilbare Wunden. Dann brach das Elend des dreissigjährigen Krieges herein, und da die Stadt durch ihre Burg auch eine militärisch wichtige Position geworden war, so wurde sie nun viele Jahre lang der Spielball aller

kriegsführenden Parteien. Kaiserlicher Besatzung folgten die Erzbischöflichen; bald mussten die Hallenser einem Hohenzollern, bald einem Wettiner, bald einem Habsburger huldigen, dann wieder mussten sie den Schweden Treue und Gehorsam schwören, und schliesslich stritten sich in langem, blutigem Ringen Kursachsen und Schweden um den Besitz der vielumworbenen Stadt, die nicht weniger als fünfzehn mal im Laufe des Kampfes andere Truppen in ihre Mauern einrücken sah.

Als dann endlich die Glocken den lang ersehnten Frieden einläuteten, da war auch Halle auf das Aeusserste erschöpft und arm geworden an geistigen, sittlichen und materiellen Gütern. Die Volkskraft war gebrochen, die Menschenzahl vermindert, Handel, Industrie, Wohlstand waren zerstört. Die Bürgerschaft war ausgesogen bis aufs Letzte und stand noch dazu unter dem Drucke einer wahrhaft zermalmenden, immer noch anwachsenden Gemeindeschuld. Das Volk war verwildert; die Trunksucht griff in erschreckender Weise um sich und hatte noch weit schlimmere Ausschweifungen im Gefolge. Die lange, hoffnungslose Noth hatte die sittliche Kraft gelähmt, und nur sehr, sehr langsam vermochte die Stadt sich wieder zu erholen[2]).

Noch im Jahre 1680, als die Brandenburgischen Musketiere vom Regiment Schöneck in Halle einzogen und der sächsische Rautenkranz dem preussischen Adler weichen musste, erinnerte manche Ruine an jene traurigste Episode der Hallischen Geschichte. Muthlos, fast hoffnungslos sah die Bevölkerung in die dunkel vor ihr liegende Zukunft. Aber die kräftige Fürsorge des frisch aufstrebenden Hohenzollernstaates schaffte auch hier rasch gründlichen Wandel.

Die Hohenzollern haben Halle zu neuer Blüte geführt; sie haben die alten Formen mit neuem Geist beseelt, sie haben ein nationales Gefühl in den Herzen geweckt und der Stadt zum Ersatz für den trügerischen Glanz der erzbischöflichen Residenz eine Hochschule geschenkt, welche in der Folgezeit neben den Idealen reiner Menschenbildung auch den vaterländischen Stolz weckte und nährte. Aus den Trümmern früherer Herrlichkeit entstand in der armen, zerrüttet und verwüstet darnieder liegenden Mark Brandenburg ein neuer mächtiger Staat, dem bald die Grenzen seines kleinen Landes zu eng wurden, der seine Glieder reckte und streckte, bis er zu einem gewaltigen Riesen heranwuchs. Unentwegt hielt der Grosse Kurfürst an der Aufgabe fest, die er auch allen seinen Nachfolgern gestellt hat: die deutsche Sache stets als die ihrige zu betrachten, Deutschland zu stärken und zu einigen im Innern und zu schützen nach Aussen.

Zunächst freilich vollzog sich die Umwandlung Halles aus einer alten fürstlichen Residenz in eine hohenzollernsche Provinzialstadt nur unter harten und für Viele schmerzlichen Einbussen. Durch die Administratoren war fürstlicher Glanz in die Stadt gekommen; die Verwandten aus dem sächsischen Fürstenhause waren oft als willkommene Gäste in die Moritzburg eingezogen, und da gab es dann für die Bürgerschaft festliche und vergnügliche Tage. Nun zogen auch die bisher in der Nähe des Hofes wohnenden fremden Gesandten mit ihren Familien und viele bisher hier ansässige Mitglieder des Landadels fort; dazu wüthete die Pest und forderte zahlreiche Opfer. Auch war die rauhe Strammheit des brandenburgischen

Regiments nicht eben geeignet, im Handumdrehen moralische Eroberungen zu machen, vielmehr bemächtigte sich bald eine gewisse particularistische Angst der Gemüther gegenüber der unbequemen „hohenzollernschen Knechtschaft.“ Auch die Hallenser sind unter Klagen und Widerstand und mit einem geheimen Grauen vor der herben Grösse des Hohenzollernstaates in die neue Staatsgemeinschaft eingetreten, um nachher ihr Schicksal zu segnen. Denn doch war es der Beginn einer neuen, glücklichen Epoche für Halle, als am Nachmittag des 2. Juni 1681 Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin und zahlreichem Gefolge, von Wettin kommend, durch das Galgthor und die mit grünen Maien geschmückten Strassen in die alte Saalestadt einzog und dann zwei Tage später von einem Altane des Rathhauses aus die Huldigung der Bürgerschaft entgegennahm.

Auch Halle kam es vor Allem zu gute, dass der Kurfürst in weiser Fürsorge den erschöpften Adern seines Landes neues Blut zuführte. Das Edict von Nantes war von Ludwig XIV. widerrufen worden; durch das Potsdamer Edict hatte der Grosse Kurfürst den heimatlosen Glaubensgenossen gastfrei seine Staaten geöffnet, den Söhnen der Märtyrerkirche Schirm und Obdach geboten. Zu den im Potsdamer Edict zur Niederlassung empfohlenen Städten gehörte auch Halle[3]), wo sich im Jägerhause bei der Moritzburg am 14. November 1686 die französischen Flüchtlinge zum ersten male um ihren Prediger versammelten. Und obwohl man nicht überall die Fremdlinge mit offenen Armen aufnahm, obwohl grade in Halle die lutherische Geistlichkeit sie nicht eben freundlich begrüsste, passten

sich diese doch mit überraschender Schnelligkeit der neuen Heimat an und brachten dieser zum Dank Bildung zu. Sie brachten Arbeitslust und Unternehmungsgeist in die darnieder liegenden Städte; der Kirche predigten sie durch ihr Beispiel Toleranz; auf dem Gebiete der Schule wirkten sie anregend und fördernd; ihre wohl durchdachte Armenpflege, ihre trefflich organisirte Selbstverwaltung blieben nicht ohne wohlthätigen Einfluss. Auch Halle hat guten Grund, seiner Ansiedler mit dankbarer Achtung zu gedenken, denn durch diese entwickelte sich das lange durch die Kriegsnöthe gelähmte Gewerbe- und Handelsleben der Stadt wieder zu einer bedeutenden Höhe. Verschiedene Fabriken wurden durch die Réfugiés begründet, besonders Strumpfwebereien, Wollstoff- und Tuchfabriken. Auch hier ist, wie anderwärts, beiden Theilen die Erfüllung des „Herberget gern“ von reichem Segen gewesen.

Natürlich war auch das geistige Leben in jener Zeit der schweren Noth unsäglich aufgehalten, die verheissungsvollsten Keime waren erstickt worden. Der Plan des prachtliebenden und verschwenderischen Mainzer Kurfürsten Albrecht aus dem Hause Brandenburg, in Halle eine Hochschule zu gründen, deren Stiftung bereits durch ein päpstliches Privilegium gestattet war, war damals (1531) an den widrigen Zeitverhältnissen gescheitert; jetzt, nach dem Kriege, war vollends für die grossen geistigen Interessen kein Raum mehr. Mit der unendlichen Verarmung ging die unendliche Verrohung Hand in Hand; Dichtung und Wissenschaft hatten jeden Zusammenhang mit dem Leben verloren; den schönen Künsten hatte der Krieg ihre unerlässliche Grundlage, den Wohlstand, ver-

nichtet. Gleichgiltig sah das Volk auf die künstlerischen Ueberreste der Vergangenheit, von denen vieles dem nüchternen Sinn einer neuen Generation zum Opfer fiel. Nur noch im Panzerkleide symbolischer Orthodoxie sollte der evangelische Glaube gesund sein; eine zanksüchtige Theologie hatte alles freiere und gründlichere Wissen aus der Litteratur, alle lebendige Erbauung aus den Kirchen hinweggefegt. Nur an den Hof hatte sich ein winziger Rest moderner Bildung gerettet: Herzog August liess sich auf der Moritzburg Singspiele und schwülstige Dramen vorspielen, hielt sich eine eigene Capelle und liess gar auf der Reitbahn ein Theater erbauen, welches nach seinem Tode abgebrochen und wahrscheinlich in Weissenfels wieder aufgeschlagen worden ist[4]). Dagegen lebten die Einwohner in stillen, halb ländlichen Lebensformen, denen jeglicher Schmuck reicherer Bildung mangelte. Die schönen Künste erschienen ihnen wie ein unnöthiger Zierat und überflüssiger Luxus, galt es doch zunächst, die Verluste an Menschenkraft und Capital zu ersetzen und damit für eine neue Cultur eine Grundlage zu gewinnen. Das Leben war hart, schmuck- und freudlos, aber gerade dieses entbehrungsreiche Emporringen spornte die Kräfte.

Schmuck, Stolz und Hoffnung der Stadt war allein ihre alte Schola Halensis, welcher zwei Jubelfeiern zu erleben vergönnt war: 1665 die ihres hundertjährigen, 1765 die ihres zweihundertjährigen Bestehens[5]), worauf sie zu Anfang unseres Jahrhunderts — am 24. October 1808 — mit der lateinischen Schule in den Franckeschen Stiftungen vereinigt wurde. Die Schule, welche im achtzehnten Jahrhundert im Gegensatz zu der neu ent-

standenen reformirten Lehranstalt als das **lutherische** Gymnasium bezeichnet wurde, war aus den Parochialschulen der drei Pfarrkirchen U. L. Frauen, St. Ulrich und St. Moritz erwachsen und war ursprünglich in den Räumen des Barfüsser- oder Franziskanerklosters beherbergt[6]). Dieses war 1564 vom Erzbischof Sigismund dem Rathe der Stadt übergeben worden, worauf im folgenden Jahre die letzten drei Mönche, mit einem Zehrgeld von hundert Joachimsthalern versehen, nach Halberstadt übersiedelten. Am 17. August 1565 zog das Stadtgymnasium in die verwaisten Klosterräume ein. Dieses Ereigniss fand sogar eine poetische Verherrlichung, indem Hans Kolb, ein *Studiosus Witebergensis*, in einem „dem Erbarn, Achtbarn, Wolweisen Herrn Bürgermeister vnd Rathsuerwanten, Sampt allen Einwonern der Löblichen vnd weitberümbten Stadt Hall in Sachsen" gewidmeten Poem[7]) „diesen herrlichen Einzug ins Barfusser-Kloster", so weitschweifig wie erbaulich schilderte. Der Herr Erzbischof habe zu Gottes Ehre das Barfüsserkloster der Schule zugewiesen:

Zu nutz der Stadt vnd der Gemein
Das man die kleinen Kinderlein
Solt informiren an dem orth
Mit freyen Künsten vnd Gottes Wort
Welches vertunckelt durch die List
Des Bapst zu Rom des Antichrist. . .

Und dieser kräftige protestantische Geist blieb lange Zeit in den alten Klosterräumen lebendig. Früher — so schrieb 1755 der gelehrte Rector Miller[8]) — habe man in dem „weitläuftigen Gebäude" von den schändlich erdichteten Wundermalen des heiligen Franciscus gepredigt, während man jetzt den jungen Christen Jesum den Gekreuzigten vor

Augen stelle. Mit Fug und Recht habe Luther den Evangelischen gerathen, aus den Klöstern die Faulheit und den Aberglauben zu verbannen und dieselben dafür zu Heiligthümern der Weisheit und der christlichen Tugend einzuweihen. „Insbesondere ist unser Gymnasium so glücklich gewesen, eine Werkstätte zu werden, welche der Kirche und dem Staat einige sehr berühmte und vortreffliche Männer zubereitet hat. Und gewiss, würde der theure Lutherus diese Errichtung erlebet haben, er würde, da er so sehr auf gute Schulen drang, auch aus diesem Grunde diese gute Stadt, seiner Gewohnheit nach, sein liebes Halle genennet haben."

Auf einer stillen, abgelegenen Höhe, auf derselben Stelle, wo heute das Universitätsgebäude sich erhebt, stand das alte Kloster, „von einsamen Linden und grünenden Gärten" umgeben[9]) und verwundert mochten wohl bisweilen die Knaben von ihrer lateinischen Grammatik aufschauen auf die Steinrosetten und die zierliche Arbeit des Meissels aus einer Zeit, „wo derlei Unnöthiges noch gebaut wurde." [10]) Das stattliche Haus enthielt schöne und bequeme Wohnungen für Lehrer und Scholaren und bot selbst Raum für ein „kleines, aber ganz artiges Theater," auf welchem der jährliche Actus am Stiftungstage des Gymnasiums gehalten wurde. An der Spitze der Anstalt standen zum Theil namhafte Gelehrte und tüchtige Pädagogen: so beim Eintritt in das achtzehnte Jahrhundert (seit 1675) der Magister Johann Prätorius, ein Sohn Quedlinburgs, der auch fleissig in schönen Künsten dilettantirte; so vor Allem um die Mitte des Jahrhunderts (von 1754 bis 1766) Johann Peter Miller, ein Schüler Gesners und Mosheims, später eine

Zierde der Göttinger Hochschule; so zuletzt (seit 1780) der fleissige Hymnolog und nüchterne Rationalist Benjamin Friedrich Schmieder, welcher sich freilich vergeblich bemühte, durch Abzweigung einer Bürgerschule das ersterbende Gymnasium neu zu beleben und dieses in selbständiger Gestalt zu erhalten. Die Schüler bekamen aus der Schola Halensis ein respectables Mass classischer Bildung mit auf den Weg, doch wurde über Latein und Griechisch auch das Deutsche nicht ganz vernachlässigt. Es wurde vielmehr grosser Fleiss darauf verwendet, dass die Primaner nach Gottscheds Anweisung gut Deutsch schreiben lernten und dass ihnen auch die deutschen Poeten nicht fremd blieben. Es wurde in der Schule stramm gearbeitet; Ferien gab es nicht, und selbst die Hundstagshitze durfte die Lectionen nicht unterbrechen. Nur die Pfingstwoche war frei, um den fremden Schülern einen Besuch in der Heimat zu ermöglichen. Dazu gestattete die abgeschlossene Lage des Schulgebäudes, das die Allumnen wie ein klösterliches Gewahrsam umschloss, die Handhabung einer strengen Disciplin, welche die Auswüchse des alten Pennalismus kurzer Hand wegschnitt und Zucht und Ordnung treulich behütete.

Eifrig pflegte das lutherische Gymnasium noch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts die Schulkomödie, welche es als gute alte Tradition aus dem siebzehnten Jahrhundert überkommen hatte. Es war anfänglich bei diesen Aufführungen ziemlich hoch hergegangen. So wissen wir von einem Actus im September 1602, bei welchem nicht weniger als 130 Personen mitwirkten, nachdem die Schüler zuvor „mit vielen Wagen, 30 Reitpferden und

sieben Chören Musikanten“ in der Stadt umhergezogen waren. Dieser grosse Aufwand wurde später erheblich eingeschränkt; so wurde 1665 das hundertjährige Bestehen der Anstalt durch eine öffentliche Aufführung der „Katharina von Georgien in Armenien“ von Andreas Gryphius auf dem Wage- und Hochzeitshause gefeiert, bei welcher doch nur 34 Schüler des Gymnasiums agirten. Allerdings ging auch dieser Aufführung noch ein öffentlicher kostümirter Aufzug voraus und das „erbauliche“ Schauspiel selbst musste einige Tage später wiederholt werden.[11]) Als dann Prätorius, der seine musikalischen Talente nicht unter den Scheffel stellte, das Rectorat übernommen hatte, wurden auch die Schulfeierlichkeiten auf das Reichste musikalisch ausgeschmückt. Bei Gelegenheit der Erbhuldigung der Stadt Halle am 7. Juni 1681 brachte der Rector mit seinen Schülern beim Scheine von funfzig Fackeln dem Grossen Kurfürsten eine Nachtmusik dar und „überreichte das Carmen, dafür er 60 Rthlr. zu Gratial bekommen“; er errichtete später, nach dem Tode Friedrich Wilhelms, diesem ein „ansehnliches *Castrum doloris*, auf welchem zehen der fürnehmsten Schüler ihre Trauerreden unter einer Musik ablegen mussten“, und begrüsste auch den Regierungsantritt Friedrichs III. mit einer huldigenden Serenade.[12]) Im Jahre 1710, unter der Direction des Magisters Jänichen, staunte das Publicum in der Komödiantenklasse über eine Aufführung vom „Goldenen Vliess, d. i. die unvergleichliche Belohnung einer unermüdeten Arbeit“, in welcher u. a. neben den Vertretern der vier Welttheile allegorische Gestalten, wie die Fama, neben den Söhnen Noahs die Medea, ausserdem ein

Politicus, ein Geograph, ein Redner und ein Historicus auftraten, und liess sich 1730 ebendort einen „kurzen Begriff“ der ganzen Historie vom Anfange der Reformation bis zum Augsburger Religionsfrieden, begleitet von einer „wohlgesetzten“ Musik, von den Schülern vorspielen. Den Beschluss dieses Reformationsdramas bildete der mit Trompeten und Paukenbegleitung gesungene Ambrosianische Lobgesang [13]).

Der mehr und mehr erstarkende Pietismus musste dann zeitweilig die Schulkomödie zurückdrängen, da er dieses weltfreudige Treiben, dem doch zahlreiche junge Leute grössere Sicherheit des Auftretens und feinere Lebensformen verdankten, als eitel Sünde und Teufelswerk ansah [14]). Erst mit Millers Rectorat begann für das Schuldrama noch eine kurze Nachblüte. Im Jahre 1756, als eben König Friedrich II. das grosse Spiel gewagt und schon die ersten Kriegsdonner über das Land rollten, agirten zwölf Jünglinge in der Komödienklasse die rührsame Geschichte von „Josephs gedrückter und erhöheter Tugend“; der Rector Christ. David Jani reimte gar selbst ein paar dürftige Lustspiele [15]) „für junge Leute“ zusammen, und im letzten Jahrzehnt begegnen uns auf dem Repertoir die Namen Schummels und Weisses, Lessings und Kotzebues. Von Lessing wurden der „Schatz“ und „Philotas“, von Kotzebue „Menschenhass und Reue“, dessen Titel in „Kindliche Reue“ abgeändert war, aufgeführt. Die Theilnahme des Publicums blieb bis zuletzt diesen Schulkomödien erhalten. Noch 1779 constatirte Jani in Erwiderung auf die spöttischen Bemerkungen eines Reisenden, dass der Actus allezeit eine „sehr zahlreiche

und glänzende Versammlung von Zuhörern" herbeiziehe, so dass der enge Hörsaal kaum die Menge zu fassen im Stande sei [16]).

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts musste die Schule freilich mehr und mehr von ihrem alten Ruhme zehren. Es ging bergab mit ihr, und alle Versuche den Niedergang aufzuhalten waren vergeblich. Schon in den zwanziger Jahren hatte in Folge der verringerten Frequenz eine Katastrophe gedroht, da die älteren Schüler, wenn sie gut gewachsen waren, in steter Furcht leben mussten, mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt zu werden. Es war dann Miller gelungen, die Anstalt aufs Neue in Flor zu bringen, aber die Kriegsnöthe, von denen Halle während des siebenjährigen Krieges auf das Schwerste heimgesucht wurde, brachten den Aufschwung wieder ins Stocken. Zu dem allmählichen Verfalle trug auch der Umstand bei, dass das Gymnasium unentwegt an seiner alten Verfassung festhielt und gegen alle Reformen sich absperrte, bis dann endlich, als der Zustand der Dinge unhaltbar geworden war, der Rector Schmieder (1795) durch allzu jähe und allzu radicale Reformen, vor allem durch den verhängnissvollen, der realistischen Richtung der Zeit entsprechenden Versuch, gelehrte Schule und Bürgerschule zu vereinigen, den unvermeidlichen Zusammenbruch nur noch beschleunigte. Sie hatte fortan in selbstständiger Gestalt keine Zukunft mehr und nur in einem grösseren Ganzen war ihr noch ein mitwirkendes Fortleben zu sichern.

Und vor Allem: sie war nicht mehr, wie im siebzehnten Jahrhundert, die einzige gelehrte Schule der Stadt, sondern

musste in friedlichem Wettkampfe mit zwei frisch aufstrebenden Schwesteranstalten um die Gunst des Publicums werben.

Im September 1697 war die lateinische Schule in den Franckeschen Stiftungen eröffnet worden; 1709 wurde die Erhebung der reformirten Schule zu einem *Gymnasium illustre et regium* genehmigt. Aus kleinen Anfängen war das letztere emporgewachsen; der König hatte ihm anfangs das ehemalige Paulinerkloster zur Benutzung überwiesen, bis es 1707 das von dem Magdeburgischen Hauptmann Schmütz erbaute Schulhaus beziehen konnte[17]). Mancher klangvolle Gelehrtenname ist mit der Geschichte dieser Anstalt verbunden. Siebzehn Jahre lang (von 1721 bis 1738) wirkte an ihr der gelehrte Orientalist Johann Simonis, ein wohlhabender Junggeselle, der in seinem berühmten Garten auf der Moritzburg gern einheimische wie auswärtige Gäste bei sich sah[18]); mehr als dreissig Jahre lang lag das Ephorat in den Händen Samuel Mursinnas, des Fortsetzers von Bahrdts theologischer Bibliothek, welcher 1759 das Prorectorat des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin mit der doppelten Professur in Halle vertauscht hatte, und als seinen letzten Professor durfte das reformirte Gymnasium Friedrich Schleiermacher sein eigen nennen, der gleichzeitig eine ausserordentliche Professur an der Universität bekleidete und als Universitätsprediger auch in der Kirche die studirende Jugend zu seinen Füssen versammelte.

Dazu kam endlich noch die im Jahre 1688 vom Kurfürsten Friedrich III. reorganisirte Ritterakademie, eine Pflegstätte des jungen Adels, der hier in den neuen Sprachen und Mathematik, sowie im Fechten, Reiten und

Tanzen unterrichtet wurde. Die Akademie war gewissermassen eine Fortsetzung der von dem Franzosen Jean Millié, genannt La Fleur, gegründeten Adels-Akademie, welche in dem grossen Einsiedelhause auf der Märkerstrasse installirt und deren Schülerzahl allmählich bis auf 700 gestiegen war [19]). Ihre Neuerrichtung geschah in demselben Jahre, in welchem in Leipzig Christian Thomasius die erste litterarische Zeitschrift in deutscher Sprache, seine „Monatsgespräche", herausgab, darin den Scheinheiligen und den Zopfgelehrten, der Pedanterie und der Heuchelei den Krieg erklärte und damit zugleich jene folgenschweren Streitigkeiten heraufbeschwor, die schliesslich den „notorischen Erzbösewicht" aus Sachsen verdrängten. Da bot der Kurfürst von Brandenburg dem Vertriebenen, der sich vertrauensvoll nach Berlin gewendet hatte, in seinem Lande eine neue Heimat. Eine kurfürstliche Verfügung vom 14. April 1690 ernannte „Christian Thomas, der beiden Rechte Doctorem, in Gnädigster Consideration seiner Uns bekannten sonderbahren Erudition, Wissenschaften und anderer guten und rühmlichen Qualitäten" zum Rath und gestattete ihm, unter Bewilligung eines ansehnlichen Gehaltes, „sich in Unserer Stadt Halle im Herzogthum Magdeburgk zu setzen und der studirenden Jugend, welche sich allda vielleicht bey ihm einfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bisshero zu Leipzigk gethan, an die Hand zu gehen."

Damit war der Grundstein zu der Universität Halle gelegt, und es ist des ehrenfesten Thomasius mächtige Gestalt, welche als Thorwächter an der Schwelle des neuen Jahrhunderts uns entgegenragt.

2. Professoren und Journalisten.

Christian Thomasius, ein Sohn des berühmten Leipziger Professors Jakob Thomasius (geb. am 1. Januar 1655), war ein Fünfunddreissigjähriger, als er in Halle einzog; er hat hier bis zu seinem Tode (23. September 1728), also nahe an vierzig Jahre, der Hochschule angehört, die ihm als ihrem eigentlichen Begründer und als einer ihrer hervorragendsten Zierden ein dankbares Andenken bewahrt hat. Sein Wohnhaus in der Grossen Ulrichstrasse ist mit einer Gedenktafel geschmückt worden[20]).

Es gehörte ein tapferer Wagemuth dazu, hier in dieser Stadt, welcher Thomasius selbst wenig mehr als ihre angenehme Lage und ihre Wohlfeilheit nachzurühmen wusste, in der Nähe dreier hochberühmter Universitäten, allein eine neue Hochschule gründen zu wollen. Die Leipziger spotteten über das tollkühne Unternehmen; die Hallenser schüttelten zweifelnd die Köpfe und konnten zu der ihnen völlig hoffnungslos scheinenden Sache kein rechtes Vertrauen gewinnen. Thomasius selbst erzählt gelegentlich von einem Besuche bei einem einflussreichen Bürger, der ihm „offenherzig, jedoch bescheiden“ erklärt habe, „dass wenn er keine auditores von fremden Orten mitbringen würde, er sich nicht würde zu getrösten haben, dass ein einziger von denen hällischen jungen Leuten seine Vorlesungen besuchen würde.“

Aber Thomasius, ein Mann von zäher Thatkraft und ein seltenes organisatorisches Talent, liess sich weder durch hämischen Spott, noch durch zaghafte Bedenklichkeit abschrecken; er vertraute vor Allem auf die fördernde

Unterstützung des brandenburgischen Staates, dessen machtvolles Aufsteigen er mit wachsender Bewunderung verfolgt hatte. „Er (Thomasius) — so schilderte er später selber in einer „Anrede an seine Feinde“ die Anfänge der neuen Akademie — „er kam her nach Halle und fand keinen Auditorem hier; es war auch noch lange nicht eine firme und gewisse Resolution gefasst worden, eine Universität so geschwind zu stabiliren. Wie schmählich lachtet Ihr damals Thomasium aus und wie höhnisch spottetet Ihr seiner. Thomasius aber vertraute Gott und setzte sich hierher; er warb keine Studenten hierher zu kommen, sondern notificirte nur seine Ankunft erst privatim seinen *Auditoribus privatissimis*, worüber Ihr ein gräulich Lärmen anfinget, hernach Jedermann publice durch sein Programma, das der Oberhofprediger Carpzovius ein marktschreierisches Programma schalt. Ihr machtet ihm vor dem Anfang seiner Lectionen durch Eure Creaturen, die Ihr, wie bekannt, auch in andern Ländern habt, so viel Hinderniss und Verdruss, als Ihr nur konntet; er fand sehr Wenige, die ihm zu helfen und Sr. kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Intention zu befördern angelegen sein liessen, ja es waren Etliche so offenherzig, dass sie ihn fragten, ob er denn bei Anfang seiner Lectionen etliche Auditores im Vorrath hätte, denn hier in Halle würde er keinen bekommen. Thomasius aber liess sich durch nichts abschrecken, sondern fing seine Lectiones in Gottes Namen den Montag nach Trinitatis Anno 1690 an. Er hatte das erste mal über fünfzig Auditores und hat sie von da an, so lange er allein hier und noch keine Resolution von Aufrichtung einer Universität gefasst gewesen, nie unter

zwanzig gehabt . . . Es fanden sich auch Grafen und Freiherrn alsbald bei ihm ein und kamen selbst von Leipzig etliche vornehme Grafen des Reichs, die erst nach seinem Wegzug dahin sich begeben und die er zuvor gar nicht gekannt, hierher, wie denn auch aus Dänemark eine dergleichen hohe Standesperson bald anfangs sich hierher gewendet. So zwar, dass seine kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, als Selbige Anno 91 aus dem Karlsbad hierdurch wieder zurück nach Dero Residenz ging und gewahr wurde, dass eine solche ziemliche Anzahl der studirenden Jugend von allerhand Ständen sich hier bei ihm eingefunden hatte, von dato an gnädigst Sich resolviret, das vorhandene Universitätswerk festzusetzen, massen von der Zeit an auch andere Herren Professores nach und nach hervocirt wurden."

Freilich war von dem Entschlusse bis zur eigentlichen Begründung noch ein weiter Weg, da die benachbarten, auf das Aufblühen der jungen Akademie eifersüchtigen Fürsten kein Mittel scheuten, um die Ertheilung der kaiserlichen Stiftungsurkunde zu hintertreiben. Erst am 11. Juli 1694, an des Kurfürsten Geburtstage, konnte die feierliche Inauguration stattfinden und zwar mit all dem Pomp und der Pracht, deren Entfaltung dem nachmaligen ersten preussischen Könige Bedürfniss war. Es ging hoch her dabei, mussten doch allein die Magdeburgischen Stände zu den prunkvollen Festlichkeiten die ansehnliche Summe von zehntausend Thalern beisteuern. Die Festpredigt im Dome hielt der Hofprediger Ursinus über Jesajas 49, 23: „Und die Könige sollen deine Pfleger, und ihre Fürstinnen deine Säugammen sein . . . da wirst du

erfahren, dass Ich der Herr bin, an welchem nicht zu Schanden werden, so auf mich harren" — eine Predigt, in welcher es an dick aufgetragenen Schmeicheleien für den kurfürstlichen Schirmherrn natürlich nicht fehlte. In schwülstigem akademischem Latein hat später der Professor eloquentiae Christoph Cellarius, in nicht minder schwülstigem Deutsch der glatte und geschmeidige Hofpoet und Ceremonienmeister Johann von Besser die „Ceremonien, mit welchen die neue Universität Halle inaugurirt worden" geschildert[21]).

Ein Kreis auserlesener Lehrkräfte schmückte die neue Hochschule, denn man hatte keine Mittel gescheut, um tüchtige und namhafte Lehrer für dieselbe zu werben. Es sammelte sich hier ein grosser Fonds von Bildung und Talent, der, auf den neuen Boden verpflanzt, rasch in die Säfte schoss und gedeihliche Früchte zeitigte. Wer die Krone deutscher Gelehrten sehen wolle — äusserte später Voltaire einmal — müsse nach Halle gehen, und dieses liebenswürdige Compliment war noch mehr für die Anfänge der Universität zutreffend. Zwar der Wittenberger Historiker Schurzfleisch und der Altdorfer Mathematiker Sturm hatten trotz glänzender Bedingungen den Ruf abgelehnt, aber vor Allem war es gelungen, den berühmten Rechtslehrer Samuel Stryk, den „Cicero seiner Zeit", mit einem Gehalt von 1200 Thlr. für Halle zu gewinnen. Ja, der Kurfürst hatte sogar den Geh. Kammerrath v. Kraut beauftragt, im Nothfall mehr als das Doppelte zu bewilligen, falls Stryk Schwierigkeiten machen sollte, seinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen[22]). Der von Wittenberg Kommende hielt am 17. December 1692 unter allgemeinem

Zulauf und dem Lärm der Pauken und Pfeifen seinen feierlichen Einzug in Halle. Für die juristische Facultät war ferner Simon von Jena, für die medicinische der Halberstädter Physicus Friedrich Hoffmann und der Leibarzt des Herzogs von Weimar, Georg Ernst Stahl, der berühmte Begründer der animistischen Lehre, berufen worden. Von Erfurt kam der Theologe Breithaupt, von Merseburg der durch seine eleganten Handausgaben der Classiker berühmte Rector Cellarius; die Professur der Moral erhielt der Professor am Koburger Gymnasium, Franz Buddeus, und diejenige der griechischen und orientalischen Sprachen der aus Erfurt vertriebene August Hermann Francke. Die Zahl der Studirenden war bei der Einweihung schon bis siebenhundert gewachsen und bestand zum nicht geringen Theile aus den lebenslustigen und mit guten Wechseln ausgestatteten Söhnen des Adels.

Die Gründung der Universität Halle bedeutete eine neue Epoche des deutschen Hochschulwesens, denn hier gewann unter dem Schutze des hohenzollerschen Hauses ein neues Princip, das bald das ganze deutsche Geistesleben beherrschen sollte, sein erstes akademisches Bürgerrecht. Der Mann, den das eifernde Leipzig von sich gestossen hatte, durfte sich hier sesshaft machen und durch seinen Einfluss die neue Akademie thatsächlich zu einer *Alma mater* der freien Forschung gestalten. Und neben ihm wirkten, als Mitbegründer der Universität, die jungen pietistischen Docenten aus der Spenerschen Schule, rüstige und rührige Kräfte, heiligen Eifers voll, die erstarrte Theologie neu zu beleben und in den an dem öden Dogmengezänk verekelten Gliedern der Kirche einen

lebendigen Glauben zu erwecken, der sich in der Liebe bethätigt. Auch im eigenen Interesse des Staates war die Errichtung dieser lutherischen Hochschule fast zur Nothwendigkeit geworden, denn die einzige lutherische Landesuniversität Königsberg lag weit ab, und die auswärtigen lutherischen Facultäten traten mit immer steigendem Ingrimm gegen die Reformirten auf, so dass die theologische Jugend des Kurstaates in bedenklicher Weise gegen das reformirte Regentenhaus beeinflusst wurde[23]. Der confessionell gemischte Staat bedurfte einer Hochschule, auf der lutherische Prediger erzogen wurden, die „nicht so sectirerisch und gegen anders denkende Bürger kriegerisch und einer reformirten Obrigkeit abgeneigt wären", wie die, welche von Wittenberg herkamen. Der Kurfürst war sich deshalb auch der Wichtigkeit dieser neuen Schöpfung voll bewusst; sie verstärkte Ruf und Einfluss des Staates nach Aussen, während sie ihn zugleich auch innerlich befestigte. „Bald übte Halle, um mit W. v. Giesebrechts Worten zu reden, auf die Nation einen Einfluss, wie man ihn seit der Blütezeit Wittenbergs keiner andern deutschen Hochschule nachrühmen konnte. Es befestigte sich wieder der Glaube, dass nicht allein im Auslande, sondern auch in Deutschland selbst eine höhere geistige Bildung zu erlangen sei."

Christian Thomasius, der Anfänger der deutschen Aufklärung, ist zugleich einer ihrer typischsten Vertreter. Es hatte etwas Symbolisches, wenn er statt im herkömmlichen schwarzen Mantel und Kleid im bunten Modegewand, mit Degen und güldenem Gehänge vom Katheder docirte und in seiner ganzen äusseren Erscheinung, in seiner tadellosen Haltung durchaus als Mann von Welt auftrat.

Neben dem Pietisten Francke stand er wie das heiter und keck umblickende Weltkind, dem nichts Menschliches fremd ist. Mensch sein heisst ein Kämpfer sein, hat der Dichter gesagt, und ganz besonders dürfen wir auf ihn dieses Wort anwenden. Er war eine eminent kriegerische Natur und machte nach allen Seiten Front. Wen er hasste, den verfolgte er mit unerbitterlicher, unermüdlicher Feindschaft. Wir finden seine Urtheile und Behauptungen oft falsch und unbillig, er erscheint uns oft unglaublich beschränkt und einseitig, wir werden oft unwillig über ihn, aber wir müssen ihm auch oft Beifall zollen. Und immer lesen wir ihn mit Interesse, denn er weiss packend und fesselnd, wenn auch nicht schön und elegant zu schreiben. Wo auch immer er auftritt, da erfreut er durch seine erstaunliche Frische und durch sein so energisches wie weltfreudiges Gebahren, da spürt man rasch ein kräftiges und urwüchsiges Gemüth, da bewährt er seine anregende Kraft, da geht von ihm ein Geist der Klarheit und der Verständigkeit aus, der auf das Sympathischste anmuthet. Er ist ein Mann aus dem Holze, aus welchem man Parteiführer und Agitatoren schnitzt: energisch, schlagfertig, witzig, rührig und gewandt, dabei ausgerüstet mit der Gabe, plan und verständlich zu reden. Er ist eine heftige Natur und bricht, wo ihn etwas ärgert, polternd los, aber diese Reizbarkeit entspringt einer starken, vollsaftigen, gesunden Natur, der niedrige Selbstsucht und unlautere Motive durchaus fern liegen. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie wacker er sich mit den lutherischen Päpsten und ihrer Sippschaft herumschlägt, und wie er in den religiös-philosophischen Kämpfen des auf-

steigenden Jahrhunderts allezeit wie ein Rufer im Streite emporragt.

Und was ihm auch die Geschichte der Wissenschaft von seinem Ruhme abdingen mag — die Culturgeschichte muss ihm das Abgedungene doch wieder zurückzahlen. Er ist kein Pfadfinder und Entdecker. Er ist keine geniale Natur. Er ist kein ursprünglicher, schöpferischer Geist. Er nimmt nur auf, nimmt oft nur aus zweiter Hand, aber er weiss das Empfangene auch den Ungelehrten verständlich zu machen. Er wird nicht müde, immer dasselbe zu wiederholen, wird nicht müde, immer auf denselben Gegenstand loszuhämmern. „Seine Stärke liegt weniger in der Neuheit und Tiefe seiner Gedanken, als in der Art, wie er sie an den Mann bringt.“[24]) Wie ein Altgläubiger hatte er einst seinen Studenten zu Frankfurt an der Oder (1675) das Naturrecht docirt; da machte ihn Pufendorf, der das Naturrecht von der Obmacht der Theologie losgelöst hatte, zum Ueberläufer und gab ihm zugleich die frohe Gewissheit, „dass ein Neuerer noch lange kein Ketzer sei.“ Er begiebt sich in die Gefolgschaft des Hugo Grotius, für den er in Leipzig (1681) vergeblich Jünger zu werben sucht; er ist in seiner Logik durchweg von der des Abbé Gerard und des Port-Royal abhängig. Er war eine durchaus praktisch gerichtete, unphilosophische Natur, der die Freude am Suchen nach dem Letzten und Tiefsten verschlossen war. Ihn interessirten im äussern wie im innern Leben die Erscheinungen lediglich um ihrer selbst willen, nicht wegen der unbekannten Ursachen, durch die sie zu Tage treten. Er konnte zum Augenblicke sagen: „Verweile

doch, du bist so schön", denn für ihn gab es ein Aufhören und für seine Wissenschaft eine Grenze. Ihm fehlte eben ganz die Freude an feiner Detailarbeit; langes Prüfen und Erwägen war nicht seine Sache; was er einmal in Angriff genommen, musste auch flugs erledigt werden. Es steckte in ihm ein gewisser Leichtsinn, der zwar seinem Wirken ins Weite zu Statten kam, sein eigentlich wissenschaftliches Schaffen jedoch verhängnisvoll beeinflusste. Auch sein Stil litt an dem Mangel sauberer Acuratesse: ein gewissenhaftes, sorgsames Ausfeilen wäre seiner hastigen Natur unmöglich gewesen; er dachte nicht daran, lange zu zaudern und zu grübeln, ob auch der Ausdruck die ganze und volle Wahrheit des Gedankens gebe; redegewaltig wie er war sprudelte er seine Ein- und Ausfälle heraus, ohne sich um die Form sonderlich viel Scrupel zu machen. Nicht selten erhielt grade dadurch sein Stil die bezaubernde Frische und Unmittelbarkeit, aber ebenso oft auch wird er lodderich und unkünstlerisch.

Aber eben diese Mängel des Philosophen werden zu Tugenden des Aufklärers. Scherer sagt einmal: „Jede Generation, jede Zeit haben ihre besonderen Aufgaben, und aus der Vergleichung dieser Aufgaben mit der individuellen Leistungsfähigkeit ergeben sich die Pflichten des Einzelnen". Die Aufgabe der Zeit war, als Thomasius auftrat, klar vorgezeichnet: es galt, die weltliche Wissenschaft von der Herrschaft der Theologie, die wie ein ehernes Joch auf ihr lastete, zu emancipiren; es galt den Glauben zu erschüttern, dass das kirchliche Bekenntniss als der einzige feste Massstab für das unsichere Denken zu betrachten sei. Eine heilsame Rückwirkung auf die

Theologie selbst konnte bei diesem Kampfe natürlich nicht ausbleiben. Aber um diesen Bann der Dogmen zu durchbrechen, dazu bedurfte es einer Vorurtheilslosigkeit und eines rücksichtslosen Wahrheitssinnes, welche jedes Bannstrahls der in ihren Zirkeln gestörten Orthodoxen spotteten; es bedurfte eines tapferen Muthes, um zu gewissen Fragen die Achseln zu zucken und den Versuch ihrer Lösung für eine Competenzüberschreitung der menschlichen Vernunft zu erklären, und, wenn nicht zu betonen, so doch verständlich genug anzudeuten, dass dogmatische Lehrsätze zur Orientierung in der gesammten Welt des Wissens und vollends in der Welt des Unwissbaren nicht ausreichen. Es galt erst, der Freiheit der Wissenschaft überhaupt eine Gasse zu bahnen, um der Gedankenarbeit der Philosophie und damit in weiterer Folge einer neuen sittlichen Weltanschauung, der Lehre der Humanität, Raum zu schaffen.

Frisch und keck, kampfesfreudig und voll unbeirrbarer Siegeszuversicht trat Thomasius auf den Plan; Alles, was er schrieb, strömte einen kräftigen Hauch aus, der das in dumpfer Stubenluft verkümmerte Leben erfrischte und läuterte. Ein herzhafter Windstoss der Kritik zauste die Perücken der pedantischen Poly- und Panhistoren, die nur toten Wissensstoff aufhäuften, rüttelte an dem theologischen und juristischen Positivismus und fegte den lateinischen Schlendrian von den Kathedern. Der Grundsatz des ersten preussischen Königs, dass „Wahrheit nur da gefunden werde, wo Freiheit walte", war auch der des Thomasius[25]), welcher frohlockend ausrief, ungebundene Freiheit allein gebe dem Geiste das wahre Leben; welcher tapfer und

selbstbewusst die stolzen Worte schrieb: „Wir sind weder an Aristotelem noch Cartesium, weder an Galenum noch Hippokratem, weder an Bartolum noch Baldum, weder an Carpzovium noch Mevium, noch an einige andere menschliche Autorität gebunden. Wir dürfen uns nicht befahren in die Hände der heiligen Inquisition zu fallen, wenn wir gleich uns weder an den Thomam noch Albertum, noch an Scotum halten, wenn wir gleich um die güldenen Sprüche des *Magistri sententiarum* des Ehrwürdigsten Lombardi uns gar nichts bekümmern, und wenn wir uns gleich weigern, unter das Fähnlein des heiligen Porciani einschreiben zu lassen“[26]. Und auch durch die Ankündigung seiner Collegia über die *Institutiones jurisprudentiae divinae* klingt derselbe frohe Ton: die Philosophie habe die Last der scholastischen und Aristotelischen Bürde von Hals und Schultern geschüttelt, die Medicin sei durch die Hülfe der Anatomie und Chemie in hoher Blüte, die Rechtsgelahrtheit beginne „den Jammer der unter denen langwierigen Processen ächzenden Armen zu bejammern“, ja selbst die bisher unterdrückte Gottesfurcht, das wahre und thätige Christentum, hebe sein Haupt empor ungeachtet alles „Schreiens, Lästerns und Polterns“.

Solche ganz auf Kampf und Streit gestellte Naturen wie die des Thomasius werden freilich nur selten eines gewissen Masses von Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit entrathen können, ja man kann gradezu sagen, dass sie nicht zuletzt einer gewissen Beschränktheit ihre historische Bedeutung verdanken. Der einen Einseitigkeit setzen sie trotzig eine andere Einseitigkeit, dem einen Extrem ein anderes Extrem gegenüber und werfen in der Hitze des

Kampfes oft mehr über Bord, als dem Zwecke dienlich war und sie selbst wollten. Für die nöthige Correktur und die ausgleichende Gerechtigkeit mag dann eine kühlere und der Früchte jener Kämpfe sich erfreuende Nachwelt Sorge tragen. Auch Thomasius war von einer harten und ungefügen Einseitigkeit; auch er setzt ein Extrem an die Stelle des anderen. Gegenüber dem pedantischen Doctor Allwissend, der in seiner Studierstube jeden Zusammenhang mit dem Leben verloren hat, ist sein Ideal der gelehrte Weltmann; nicht Erkenntniss ist ihm der letzte Zweck der Wissenschaft, sondern das zeitliche Wohl des Menschen; das Kriterium wahrer Weisheit ist ihm allein ihre unmittelbare Nützlichkeit. Aus dieser Anschauung heraus erwuchs sein origineller Lehrplan[27]) vom Jahre 1689, in welchem er der studirenden Jugend einen Vorschlag eröffnete, ,,wie er einen jungen Menschen, der sich ernstlich fürgesetzt, Gott und der Welt dermahleins *in vita civili* rechtschaffen zu dienen, und als ein *honnet* und *galant homme* zu leben, binnen dreyer Jahre Frist in der *Philosophie* und *singulis Jurisprudentiae partibus* zu *informiren* gesonnen sey.“ Die Logik macht, wie billig, den Anfang, um schädliche Vorurtheile hinwegzuräumen und den Verstand zur Erforschung der Wahrheit zu präpariren. Eine gleich vorbereitende Aufgabe fällt der Geschichte zu. Der Schwerpunkt seines Cursus liegt jedoch in der praktischen Philosophie, welche in üblicher Weise in Ethik, Politik und Oekonomik gegliedert ist, während er die Metaphysik, als die Mutter scholastischer Grillen, unwirsch bei Seite schiebt. Die Ethik lehrt den Menschen durch Beherrschung der Affecte

ein tugendhaftes Leben führen; die Politik, die Affecte der Mitmenschen erkennen und ihre Herzen lenken; die Oekonomik die Kunst guten Haushaltens. Aus dieser Anschauung heraus erwuchsen seine Vorlesungen über Grazians „Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben" und sein berühmter „*Discours*, welcher Gestalt man denen Frantzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle"[28]. Auch hier wieder ein heftiges Eifern wider die alte scholastische, d. h. die Aristotelische Denklehre und wider all den wüsten, sinnverwirrenden Ballast, mit welchem man die Köpfe überlade und das Tüchtige und Gescheidte ersticke. Gegen Aristoteles wird die treffliche *l'Art de penser* des Port-Royal, gegen die vertrockneten Disciplinen der Schulphilosophie der Franzosen honette Gelehrsamkeit, *beauté d'esprit* und Galanterie ausgespielt.

Damit waren gewaltsam die Schranken niedergerissen, welche bisher Wissenschaft und Leben von einander getrennt hatten, aber es war damit zugleich auch dem Utilitarismus freie Bahn gebrochen, der dann in der Folge mehr und mehr seine triviale Seite herauskehrte.

Zunächst freilich waren alle diese kecken Neuerungen und Proteste von der heilsamsten Wirkung. In erster Linie auf kirchlichem Gebiete durch seinen unermüdeten und unerschrockenen Kampf für religiöse und wissenschaftliche Freiheit gegen theologische Bevormundung. Thomasius selbst war fraglos eine religiöse Natur, und es war keineswegs nur die gemeinsame Opposition gegen die Leipziger Orthodoxie, die ihn anfänglich mit Francke und den Pietisten verbunden hatte, vielmehr machte ein starker innerer Zug seines eigenen Herzens ihm die schlichte

Weisheit und fromme Herzenseinfalt des pietistischen Glaubens sympathisch. Ist es doch für das ganze achtzehnte Jahrhundert überaus charakteristisch, dass sich grade die hervorragendsten Laien an allen religiösen und kirchlichen Fragen in besonderem Masse betheiligt haben. Beherzt war Thomasius in Leipzig für Francke in die Schranken getreten, und es beirrte ihn wenig, dass ihn diese Verbindung in den Augen der Gegner vollends ruchlos und gemeingefährlich erscheinen liess. Das Hauptorgan der Leipziger Orthodoxen, die „Unschuldigen Nachrichten“ vom Jahre 1702, „seufzte von Herzen über das Verderben seiner Seele“ und flehte den Herrn an, „ob er ihm dermaleins Busse gebe, die Weisheit zu erkennen“, und schloss einen Aufsatz über die *theses de crimine magiae* mit der seelsorgerischen Fürbitte: „Ach der HErr reisse (wo es nach der in seinem heiligen Wort geoffenbahrten Ordnung noch möglich ist) seine Seele aus dem Verderben und erhöre auch hierinnen das Seuffzen seines armen Knechts, der dieses schreibet“. Als dann später Lockes Einfluss eine Scheidung bedingte, da zögerte Thomasius keinen Augenblick, den Pietisten eine ritterliche Absage zuzustellen und klar und entschieden das unhaltbar gewordene Verhältniss zu lösen[29]). Er sah mit Unbehagen, wie der Pietismus mehr und mehr bestrebt war, ganz subjective, rein persönliche Erfahrungen zu schablonisiren und schrieb schon in der Vorrede seines „Versuchs vom Wesen des Geistes“ (1699): „Ich habe Herrn D. Spenern jederzeit vor ein sonderlich Werkzeug Gottes gehalten, dadurch er sehr viel Gutes in seiner Kirche gestiftet und noch stiftet; ich habe aber dabey allezeit wahrgenommen,

dass wie Gott unterschiedene Gaben des Geistes unterschiedlich austheile, also brauche er auch unterschiedene Werkzeuge zu Beförderung seiner Ehre und Weisheit und müsse ein jedes auf sich selbst acht haben, wozu es berufen sey; nicht aber dem andern Werkzeug nachäffen". Er sah aus diesem Grunde in Franckes religiöser Betriebsamkeit allmählich nur noch eine verderbliche Fabrikation von Frömmigkeit und Religiosität, die ihn gegen die Franckeschen Anstalten förmlich erbitterte. Für solche Häuser, meinte er, in denen man die Leute nach bestimmter Schablone fromm mache, solle man nicht einen Groschen geben; das seien nur Brutstätten der Heuchelei, und ein Zuchthaus sei dem Staate weit nüzlicher als tausend Waisenhäuser. Seine eigene religiöse Position aber blieb die gleiche. Unbefangen respectirte er das Unbegreifliche und trug in sich eine reine und volle Begeisterung für den Kern der Religion, wobei uns schlechterdings nicht beirren darf, dass er diesen im Grossen und Ganzen zu eng fasste. Nur die Dogmen hatten für ihn jeden Credit eingebüsst und seine Abneigung gegen die Mystik in der Theologie wurde immer stärker und leidenschaftlicher. Die Kirche wurde ihm mehr und mehr nur noch eine brennende Frage der Cultur und eine Macht des öffentlichen Lebens; sein Glaube an die historische Culturmacht des Protestantismus war unbeirrbar. Aber grade aus dieser scheinbaren Unkirchlichkeit erwuchs ihm seine schönste Tugend, die Toleranz. Immer machte er Front wider alle ketzerrichterlichen Gelüste und die Anmassungen einer herrschsüchtigen Facultätsorthodoxie. Er hat der theologischen Streitsucht den Makel angehängt, welchen er Ketzermacherei nannte. Er wünschte eine Zeit herbei, da

Huttens Sinn wieder lebendig werde und „wir uns nicht mehr von den Pfaffen und Ihresgleichen auf dem Maule trommeln lassen“. Er pries Agricola als einen Vertheidiger der religiösen Freiheit gegenüber der Orthodoxie des sechzehnten Jahrhunderts, weil er einst gesagt: „Soll Friede werden in deutschen Landen und bleiben, so muss man einen jeglichen glauben lassen was er will, und sich des Glaubens halber nicht zweien.“ „Meines Erachtens — fügt Thomasius hinzu — wären diese Worte werth, dass sie an der Cathedra Luthers wären mit güldenen Buchstaben angeschrieben worden, ingleichen, dass sie ein jedweder, der die *Formulam Concordiae* hat, vorne in sein Exemplar schriebe. Wiewohl, wenn man diese Lehre des Agricola allezeit prakticiret hätte, würde keine *Formula Concordiae* in der Welt sein“. Er vertheidigte gegen Philipp Müllers, des Propstes zu U. L. Frauen in Magdeburg, wunderliche Schrift: „Fang des edlen Lebens durch fremde Glaubens-Ehe“ die Ehe des lutherischen Herzogs in Zeitz mit einer brandenburgischen reformirten Prinzessin. Er hegte den Gedanken der Einheit des evangelischen Namens und befürwortete die von der Kirchenpolitik des Herrscherhauses angestrebte Wiedervereinigung der beiden Schwesterkirchen des Protestantismus. Er predigte in seinen Schriften über das Recht der Fürsten in theologischen Streitigkeiten und in den sogenannten „Mitteldingen“, in seinen Tractaten über die Ketzerei, Gewissensfreiheit und Duldung. Nicht bedingungslos zwar, denn dazu war auch er zu sehr ein Kind seiner Zeit, die der einseitigen Bevormundung von Seiten der Regierenden nicht entrathen zu können meinte, aber doch sehr viel energischer

und entschiedener, als es je zuvor die Zeitgenossen gehört hatten. Und wie dort für das natürliche Recht, so trat er auch mannhaft gegen verjährtes Unrecht in die Schranken. Er erhob seine Stimme gegen die Gräuel der Hexenprocesse und Malefizgerichte[30]) und war ein tapferer Vorkämpfer für die Abschaffung der Folter.

Nicht minder einschneidend und folgenschwer war seine kecke Neuerung, in deutscher Sprache zu lesen und zu schreiben, und es bleibt ein geschichtlich denkwürdiger Tag, an welchem er (1687) jenes erste deutsche Programm über des Spaniers Grazian Grundregeln an das schwarze Brett der Leipziger Universität anschlug[31]). Sein Vorgang fand rasch Nachfolge und schon 1717 konnte er in den „Summarischen Nachrichten“ (1717 S. 417) rühmen, „durch Gottes Gnade sei der nützliche Gebrauch der deutschen Sprache so weit durchgedrungen, dass man nicht allein in Halle, sondern auch auf anderen protestirenden Universitäten angefangen, *publice* und *privatim* in deutscher Sprache zu lesen“. Und gleich nach seinem Tode konnte Gottsched bezeugen: „Wenn Thomasius noch lebte, würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutschen Schriften täglich mehr Leser bekommen, und wie das von ihm so tapfer bestrittene Vorurtheil beinahe alle Kraft verloren hat“.

Mit erfreulicher Wärme und Entschiedenheit hatte Thomasius in jenem Programm das gute Recht der deutschen Sprache vertheidigt. „So ist auch offenbahr, dass wir in Teutschland unsere Sprache bey weiten nicht so hoch halten als die Frantzosen die ihrige. Denn an statt, dass wir uns befleissigen sollten, die guten

Wissenschaften in teutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus und bemühen uns, die lateinischen oder griechischen *Terminos technicos* mit dunckeln und lächerlichen Worten zu verhuntzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es aufs höchste kommt zu nichts mehr als Histörgen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die *Philosophischen* oder derer höheren *Facultaeten* Lehren und Grund-Regeln in selbiger vorzustellen. Denn wie viel sind unter uns, die da meynen, es sey die Wissenschaft der Lateinischen Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes, und wer selbige nicht gelernet habe, der könne ohnmöglich gelehrt seyn". Es war durch diesen verwegenen Bruch mit der altehrwürdigen Tradition die erste Brücke zwischen Wissenschaft und Leben geschlagen worden; der verrottete lateinische Schlendrian war beseitigt und damit für eine frischere und volksthümlichere Behandlung der Wissenschaften der Weg geebnet. Aber freilich schoss Thomasius auch hier weit über das Ziel hinaus, da seine geflissentlich zur Schau getragene Geringschätzung der classischen Sprachen ohne Frage dazu beigetragen hat, den wissenschaftlichen Sinn der akademischen Jugend zu verflachen. Auch ist es wohl zweifellos, dass seine Abneigung gegen das Lateinische nicht zuletzt darauf beruhte, dass seiner durch und durch realistischen Natur der Geist des Alterthums fremd und verschlossen geblieben war und dass ihm sogar die Sprache selbst Schwierigkeiten bereitete. „Was — rief ein Verehrer des *Idolum linguae latinae* aus

— will der Kerl die Wissenschaften reformiren, kann er doch kaum zwei Worte Latein schreiben, so empfindet der gute Priscianus schon Kopfwehtage!" Und sein College Cellarius seufzte oftmals bei dem nicht für seine Ohren bestimmten Latein: *ius, ius, ius, et nihil plus*" [32])

Doch den Ausschlag gab seine kräftige patriotische Gesinnung, die er an mehr als einer Stelle mit erfreulicher Entschiedenheit aussprach. Mit Wärme hatte er in seiner Monatsschrift die „weltbekannten tapferen Thaten" Friedrich Wilhelms des Grossen gefeiert und nach dem Tode desselben die Hoffnung ausgesprochen, dass der Nachfolger „ebenso gross im Frieden sein würde wie sein Vater im Kriege". Er klagte ein paar Jahre nach dem Raube Strassburgs über die neuen Brandschatzungen und Räubereien der Franzosen und fürchtete noch viel Unbill von jener Seite, „ehe wir uns über der Vergeltung der bisher uns gemachten Bravaden zu erfreuen haben." Er bezeichnete es als ein Ziel aufs Innigste zu wünschen, dass die deutsche Macht der französischen Gewalt mit gleichem Eifer wie einige deutsche Schriftsteller begegnete, da diese Art böser Geister nicht sowohl mit Feder und Dinte, als mit Feuer und Schwert zu vertilgen sei. Auch er empfand die dreiste Frage des französischen Jesuiten Bouhours, ob ein Deutscher ein *bel esprit* sein könne, wie eine Herausforderung, auf welche Deutschland nicht mit Worten, sondern mit den Thaten des Talents antworten müsse. „So sollten wir Teutschen uns doch den von dem *Bouhours* uns gethanen Vorwurf, als ob wir keine *beaux esprits* unter uns hätten, dazu anreitzen lassen, dass wir desto eifriger ihnen das Gegentheil in der That erwiesen" [33]). Dabei hatte er

von dem viel gerühmten Einfluss der Grossen auf Kunst und Wissenschaft eine sehr geringschätzige Meinung. Man pflege zwar insgemein zu sagen, es werde an Virgils nicht mangeln, wenn nur Maecenates wären, aber dieses Sprichwort rühre von einem Poeten her, und man wisse wohl, dass den Poeten Alles zu dichten erlaubt sei. Sollte das litterarische Ansehen des Vaterlandes gerettet werden, so galt es eben zunächst die sorgsamste Pflege der deutschen Sprache. Zu diesem Zwecke munterte er sogar dazu auf, „die deutsche Sprache durch dienliche Uebersetzungen in Aufnahme zu bringen, wozu die Buchführer nicht wenig *contribuiren* könnten, wenn sie in Verlegung solcher Bücher sich nach rechtschaffenen Leuten, die sich zum Uebersetzen schickten, umbthäten, und nicht den nächsten, den liebsten, der es am wohlfeilsten zu thun sich offerirete, darzu erkieseten, weil doch dieses fast eine unbetrügliche Regel ist, dass wer sich seine Arbeit so gar schlecht bezahlen lässt, gemeiniglich ein Hümpler sey, der nicht viel verstehe“[34]. Immer fand er noch Zeit, der deutschen Litteratur seine Theilnahme zu gönnen, und wir haben schwerlich das Recht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, dass er in seinem ästhetischen Urtheil den Schwächen der Zeit seinen Tribut zahlte und an dem alten Sprüchlein vom Nützen und Ergötzen mit zäher Hartnäckigkeit festhielt. Er konnte deshalb Lohenstein mit Lobeserhebungen überschütten und dessen „Arminius und Thusnelda“ als Muster der Gattung anpreisen, das Mittelalter gering schätzen und wohl gar Hans Sachs über Homer stellen. Aber ein Fortschritt ist unverkennbar: er zeigt später für die volksthümliche Litteratur früherer

Jahrhunderte Sinn und Verständniss. Er kennt und citirt den Eulenspiegel und ein Volkslied von „Traut Hedwig“. Er hat aus Morhofs Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie deutsche Dichtungen des Mittelalters kennen gelernt, auf die er nicht mehr vornehm herabsieht. Er gedenkt verständnissvoll des wackeren Hans Sachs und des schmiegsamen Opitz.

Dazu kam endlich als die folgenschwerste Neuerung die Gründung der ersten litterarischen Zeitschrift in deutscher Sprache, der „Monatsgespräche“[35], die bereits mit dem vierten Monatshefte von Leipzig nach Halle in den Verlag von Christoph Salfeld übersiedelten. Hier trat Thomasius mit seinen Ketzereien keck auf den offenen Markt; derb, witzig, nicht selten respectlos und übermüthig, zog er hier gegen die gelehrte Pedanterie zu Felde, höhnte er über den Mischmasch von Theologie und Philosophie, neckte und ärgerte er die Zopfgelehrten und Heuchler. Er entpuppte sich rasch als ein journalistisches Talent ersten Ranges. Er verband mit der Schärfe des Blicks und der in allen Sätteln gerechten Polyhistorie die Gabe flotter und amüsanter Darstellung, einen gesunden Mutterwitz und eine nimmer müde Schlagfertigkeit; er wird freilich hier und dort plump, allzu grobkörnig und geschmacklos, aber ein gewisser gutmüthiger Zug mildert diese Ecken und Härten. In muthwilliger Laune stellt er neben die philiströsen *Acta eruditorum* seine lustigen Monatsgespräche, deren Form schon den gelehrten Leipziger Herren wie ein Frevel erscheinen musste. Dort dürre lateinische Referate, so sachlich wie langweilig, hier eine amüsante novellistische Einkleidung, der es an Bonmots und witzigen Pointen

nicht fehlte. Da steckt Thomasius vier Männer in eine Landkutsche, lässt sie von Frankfurt am Main nach Leipzig kutschiren und sich unterwegs über deutsche und französische Romane unterhalten, bis endlich der Wagen umstürzt und dem lehrreichen Discurs ein jähes Ende bereitet. Dann wieder lässt er den Sonderling Clarindo sich mit dem Liebhaber der alten Nicanor über Spinozas Ethik unterhalten, dichtet im Aprilhefte einen völligen Roman zur Verspottung der Aristotelischen Philosophie, zu dessen Helden ihm etliche Leipziger Professoren zum Modell dienen mussten, dann wieder eine satirische Novelle, deren Held ein junger Jurist ist. Gleich im ersten Hefte beschwört er die Schatten der Herren Bardon und Tartuffe, höhnt sie aus, um sie zuletzt mit dem guten Rathe zu verabschieden, sie möchten seine Monatsschrift lieber ungelesen lassen, denn sie würden viel Anstössiges und Lästerliches darin finden. Treffend weiss er die einzelnen Personen zu charakterisiren und durch die schlagfertige dramatische Form seine Ketzereien zu würzen.

Auch hier ist er allenthalben ein stürmischer Neuerer und starker Anreger; überall legt er Bresche und ist unermüdlich, das „Ungeheuer“ Vorurtheil zu bekämpfen. Auch hier ist er überall der echte und rechte Aufklärer, der für die lange unterdrückten Rechte des gesunden Menschenverstandes in die Schranken tritt und unentwegt den allgemeinen Nutzen der Wissenschaft predigt. Er, der Anfänger der Hallischen Universität, ist eben darum auch der echte Anfänger des achtzehnten Jahrhunderts, und er ist es, der jene vor allen anderen Hochschulen zur Trägerin des neuen Zeitgeistes gemacht hat.

Einen tüchtigen, gesinnungsverwandten Collegen fand Thomasius in Nic. Hieronymus Gundling[36]), einem Polyhistor mit starkem philosophischem Interesse, einem temperamentvollen Schriftsteller und anregungsreichen Docenten. Und nicht nur die Vielseitigkeit und Schlagfertigkeit, auch die etwas fahrige Genialität hatte er mit Thomasius gemeinsam. Von der Theologie war er ausgegangen und erst als nahezu Dreissigjähriger durch Thomasius für das Studium der Rechte gewonnen worden, aber auch er bewahrte sich dauernd ein lebendiges theologisches Interesse und wurde nicht müde, für religiöse und wissenschaftliche Freiheit gegen theologische Bevormundung zu kämpfen. „Die lutherischen Päpste — so schrieb er zornig — fangen an, die in Rom zu überbieten; es fehlt nur noch das Wir, so wären sie von Gottes Gnaden." Auch er war ein Aufklärer, dessen Interesse mehr den praktischen Ergebnissen als der wissenschaftlichen Begründung galt. Auch ihm war, gleich Thomasius, die wahre Quelle der Moral die Vernunft: „Alle moralischen Wahrheiten liegen in der Vernunft; wir brauchen dazu so wenig eine Offenbarung, als zu dem Satze $2 \times 2 = 4$. Gott hat uns das Licht der Vernunft gegeben; wir müssen es brauchen, so weit es langt; der Glaube kann nur suppliren, was der Vernunft mangelt." Auch er besass einen kräftigen patriotischen Stolz und spottete derb über seine Deutschen, „welche gemeiniglich ihre Landsleute verachteten, sich hingegen sogleich etwas sonderliches versprächen, wann der Nahme eines subtilen Engelländers oder aufgeweckten Frantzosens ihnen unter die Augen leuchtete." Auch er war durch seine mittheilsame

Natur und die Fähigkeit rascher Formulirung seiner Gedanken der geborene Kritiker und Journalist, der denn auch an seinem Theile dazu beitrug, Halle den Ruf der grossen Zeitungsfabrik für das ganze gelehrte Deutschland zu erhalten.

Gundling war als der ältere Bruder des nachmals übel berüchtigten, zum Freiherrn erhobenen gelehrten Hofnarren des preussischen Königs am 25. Februar 1671 zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg geboren. Er war also sechszehn Jahre jünger als Thomasius, den er nur um ein Jahr überleben sollte. Nachdem er das Nürnberger Gymnasium besucht, hatte er in Jena, Altdorf und Leipzig Theologie studirt, worauf er 1698 als Hofmeister eines jungen Adligen nach Halle gekommen war. Hier fand er fortan eine bleibende Stätte. Der ausgelernte Theolog ging aufs Neue unter die Studenten, erwarb sich 1703 den juristischen Doctorgrad und erhielt 1705 die ausserordentliche Professur der Philosophie, später auch die der Eloquenz und Rechtswissenschaft. Er wurde preussischer Geheimrath und Consistorialrath des Herzogthums Magdeburg und galt neben seinem Gönner Thomasius für eine der hervorragendsten Zierden der Hallischen Hochschule. Weniger erfreulich als seine amtlichen waren seine häuslichen Verhältnisse, da ihm seine Ehe mit der so schönen wie leichtfertigen Tochter des Consistorialraths Kraut[37]) nicht eben zum Glück ausschlug. Es fehlte nicht an ärgerlichen und beschämenden Auftritten und üblem Klatsch, der ihn jedoch scheinbar nur wenig anfocht. Er starb als Prorector Magnificus am 9. December 1729. Nach den Ferien (am 29. Januar 1730) hielt ihm in der Universitätskirche

vor dem akademischen Senat und sämmtlichen Studirenden sein College Johann Jakob Rambach die Gedächtnispredigt[38]) über den von ihm selbst gewählten Text (Luc. 10, V. 21 und 22): „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es geoffenbaret den Unmündigen.“

Gundling war, gleich Thomasius, durchaus, um Erich Schmidts treffenden Ausdruck zu gebrauchen, der gelehrte Gentleman auf dem Katheder. Er gab sich frei und ungezwungen, mit weltmännischem Anstand, nicht selten wohl auch burschikos, wobei er dann den derben, bisweilen sogar platten Witz nicht verschmähte[39]). Er war ein abgesagter Feind aller Pedanterie wie des blinden Autoritätsglaubens und schrieb in einer seiner Lectionsankündigungen ganz im Geist und Ton des Thomasius: „Ich werde mich an keines Menschen Autorität binden lassen und wenig achten, was Grotius, Pufendorf, Cumberland und Andere gesaget haben; sondern was der so theuren Wahrheit, welche zwar oft gesuchet, aber selten gefunden wird, mag gemäss seyn“[40]). Auch er sprach manch kräftiges Wort für die Lehrfreiheit und wehrte sich tapfer gegen jede von Aussen drohende Beschränkung. „Ich bin berufen, die Wahrheit in denjenigen Wissenschaften zu sagen und zu schreiben, welche ich gelernt und mit einander eine Verbindung haben. Die Gelehrsamkeit ist kein Handwerk, und darum bin ich auch nicht in so enge Schranken eingeschlossen, als diejenigen Menschen, welche gewisse Innungs-Artikel haben.“ Und er schrieb in dem Aufsatze, in welchem er Hobbes gegen den Vorwurf des Atheismus „rettete“,

das demüthig stolze, uns fast Lessingisch anmuthende Bekenntniss: „Ich halte dafür, dass man lesen, die Sache wohl überlegen, und dann, in demüthiger Furcht vor Gott, tapfer *raisonniren* müsse.“ Auch er war frei von jener gelehrten Vornehmheit, welche nur für Gelehrte und für Vornehme schreiben wollte. Auch er war kein Freund dickleibiger Quartanten; er schrieb lieber Opuscula als Opera und kann als gelehrter Feuilletonist gradezu als Vorläufer des späteren Klotz gelten. Wohl hat er sich auch durch anspruchsvollere wissenschaftliche Leistungen in der Gelehrtengeschichte sesshaft gemacht, wie denn seinem Naturrecht vom Jahre 1714 das Verdienst bleibt, den Unterschied des Rechts von der Moral mit aller Schärfe festgestellt zu haben[41]), und mochte ihn auch sein College v. Ludewig immerhin spöttisch als „Bagatellisten“ bezeichnen — es bleibt gerade das sein wissenschaftliches Verdienst, dass er durch seine litterarischen „Bagatellen“ die von Ludewig aufgebrachten willkürlichen Hypothesen in Staatsrecht und Geschichte erfolgreich bekämpft hat. Aber durch seine wohlumgrenzten kleinen Essays, durch seine Kritiken und Miscellen darf er auch die Aufmerksamkeit der Litteraturgeschichte beanspruchen. Mochten seine Leser und Hörer wohl bisweilen über Mangel an Gründlichkeit und methodischer Ordnung klagen — der Vorwurf der Anregungslosigkeit wird dem lebhaften und witzigen, überaus belesenen und schlagfertigen Manne schwerlich je zu Theil geworden sein. Dabei sprach und schrieb er ein klares und flüssiges Deutsch, das von dem steifen und buntscheckigen des Thomasius vortheilhaft abstach, wenn auch er natürlich nicht verschmähte, lange

Citate in lateinischer oder französischer Sprache einzuflicken. Den Grund, warum auch er meist des Deutschen sich bediente, hat er selbst in einem seiner Programme[42]) in drastischer Weise mitgetheilt. Gutes Latein verstünden die Wenigsten und Küchenlatein könne und möge er nicht schreiben. Was man nicht verstehe, werde als dunkel ausgeschrieen; die Menschen seien just wie das alte Weib bei Seneca, welches, als es nicht mehr hören konnte, überall klagte, seine Landsleute hätten die garstige Gewohnheit des Leiseredens angenommen. So lange die Studenten die *belles lettres* für Pedanterie halten und die römische Sprache als die Sprache des Antichrists ansehen, „welche das Thier in der Offenbarung geredet", so lange müsse man Geduld haben und mit blossen „Teutschen teutsch reden, bis sie Lateiner werden und der Römer liebliche und nette Zunge zu verstehen fähig sind." Doch kann man es seinem Deutsch keineswegs anmerken, dass er selbst es nur als einen Nothbehelf betrachtete; er beherrschte vielmehr seine Muttersprache mit überraschender Eleganz und wusste auch den an sich trockensten Untersuchungen einen gewissen Reiz der Form zu verleihen. Mochte er Beiträge zur Reichshistorie liefern, mochte er staatsrechtliche Fragen behandeln, mochte er untersuchen, ob Friedrich Rothbart wirklich in dem Flusse Cydnus „ersoffen", oder ob Mäcenas wirklich ein Trunkenbold gewesen sei, mochte er endlich ganz Baylisch das Leben des Hugo Donellus revidiren — immer wird auch der moderne Leser diesen Arbeiten des vielseitigen und belesenen Mannes mit Interesse folgen und an der so knappen wie lebhaften Darstellung sich erfreuen.

Dieser in allen Sätteln gerechte, vielseitige und schlagfertige Gelehrte war denn auch als Journalist seines Vorgängers Thomasius berufenster Nachfolger. Die Monatsgespräche des letzteren hatten in Halle zunächst in Johann Jakob v. Ryssel's Freimüthigen Gedanken[43]) eine Fortsetzung gefunden, doch war diese Zeitschrift schon nach dreimonatlichem Bestehen, im April 1690, wieder eingegangen. Da sprang Gundling, welcher eben auf des Thomasius Anregung das theologische Studium mit dem der Jurisprudenz vertauscht hatte, mit seinen Neuen Unterredungen[44]) in die Lücke, einer Monatsschrift, in welcher Geist und Ton des Thomasiusschen Journals noch einmal auflebten. Natürlich lag der Schwerpunkt auch dieses Blattes in dem Kampfe gegen die Orthodoxie; frisch und keck, oft mit glücklichem Witz, bisweilen freilich auch allzu grobkörnig und respectlos, tummelte sich Gundling hier mit dem ganzen Behagen einer von Grund aus polemischen Natur, schärfte seinen Stil zu epigrammatischer Präcision und suchte auch die ödeste Materie feuilletonistisch zu würzen. Ein paar unartige Witze und allzu burschikose Grobheiten nimmt man dabei gerne mit in den Kauf. Die Getroffenen freilich hatten ein gutes Recht, diese journalistischen Erstlinge des streitbaren Thomasianers minder gelassen zu betrachten, und der Allarmruf, mit welchem die Unschuldigen Nachrichten[45]) diese Neuen Unterredungen begrüssten, kann uns nicht eben verwundern. „Ein neues Exempel der bey diesen betrübten Zeiten einreissenden Lästersucht giebt uns dieses Tractätchen eines Menschen, dem GOtt viel Fähigkeit gegeben, welche er aber zu Verwirrung und Aushöhnung

Anderer unverantwortlich missbraucht . . . Und so haben wir Ursach, vor den Augen des allsehenden Gottes jedermann vor dieser Arbeit zu warnen, welche um so viel gefährlicher ist, jemehr durch monatliche Wiederholung dergleichen bösen Geschwätzes auch gute Sitten können verderbet werden.“ Und an einer anderen Stelle jammerte Valentin Löscher, der Vorkämpfer der Orthodoxie: „Durch Gottes Zulassung sind die Zeiten gekommen, wo Schwärmerei, Indifferentismus und Naturalismus im Bund den wahren Glauben antasten: es möchten wohl die Steine schreien in dieser bösen Zeit!“ Dieses kritische Sturzbad konnte Gundling ruhigen Gemüthes abschütteln, aber durch seine eigene Unvorsichtigkeit sollte der Wunsch der Leipziger Herren nur zu bald sich erfüllen. Das dritte Heft enthielt eine tactlose Aeusserung, durch welche sich Samuel Stryk, der gelehrte Hallische Jurist, gekränkt fühlte: Die Folge war ein obrigkeitliches Verbot, welches den Neuen Unterredungen ein jähes Ende bereitete.

Ein Ersatz war bald zur Stelle: 1709 begann die von Wilhelm Türck begründete Neue Bibliothek,[46]) welche namentlich die Hallenser Theologen scharf aufs Korn nahm und nicht immer auf die feinste Weise an hervorragenden Namen der Fridericiana ihren Witz übte. Das Blatt wollte unter Türck's Leitung nicht recht gedeihen und nahm erst einen frischeren Aufschwung, als vom dreizehnten Theile ab Gundling die Redaction in die Hand nahm[47]). Die theologischen Händel hörten nunmehr auf und der Schwerpunkt des Blattes lag fortan in den historischen und staatsrechtlichen Untersuchungen. An dürren Auszügen ist kein Mangel und vieles trägt den

Stempel der Flüchtigkeit, im Grossen und Ganzen aber gewinnt man auch hier allenthalben von dem Herausgeber den Eindruck einer frischen, anregenden und geistvollen Persönlichkeit. Mit ihr stand und fiel die Bibliothek, denn als Gundling mit dem funfzigsten Theile von der Leitung zurücktrat, fristete dieselbe nur mühsam noch ihr Dasein bis zum Jahre 1721 hin, vorzüglich mit Auszügen aus auswärtigen gelehrten Schriften, besonders dem „*Journal des Sçavans*“, hatte aber sofort jede selbständige Bedeutung verloren.

Ausserdem war Gundling lange Zeit hindurch die eigentliche Seele der sogenannten Hallischen Anmerkungen, eines gelehrten Sammelwerkes, das unter dem Titel *Observationes selectae ad rem litterariam spectantes* in zehn Bänden von 1700—1705 zu Halle herauskam. Plan und Vorrede rührten von Buddeus her, der bis zum siebenten Bande ein fleissiger Mitarbeiter war; dann wurde Gundling der eigentliche Leiter, den Thomasius, Stahl, Struve, Jakob Friedrich Reimann und andere mit Beiträgen unterstützen. Gundling selbst sammelte später seine kleineren Arbeiten unter dem Titel *Gundlingiana*[48]), welche von 1715 ab erschienen und mit dem 45. Theile, erst zwei Jahre nach seinem Tode (1732), abgeschlossen wurden. In diesem bunten Sammelsurium juristischer, historischer und theologischer Aufsätze, Miscellen, Kritiken und Lesefrüchte war alles aus seiner Feder, bald deutsch, bald lateinisch: es war der reiche Arbeitsertrag eines nimmer müden Geistes, der selten bei der Stange blieb, gerne in die Kreuz und Quer schweifte und doch in all dieser Unruhe die Gründlichkeit des Gelehrten selten verleugnete. Seine

Kritik war nach den üblen Erfahrungen während seiner journalistischen Sturm- und Drangzeit besonnener und massvoller geworden, so wenig er sich auch das gute Recht sachlicher Schärfe verkümmern liess. Irren sei kein Laster — so erwiderte er einem gekränkten Autor[49]) — sondern nur eine Unvorsichtigkeit oder Uebereilung. Die meisten Gelehrten fingen freilich alsbald an Lärm zu blasen, die Trommel zu rühren und zu schnauben; „sie denken, sie wären geschimpfet und verachtet, sobald ihnen widersprochen worden.“ Und der Kritiker, der sich seiner natürlichen Freiheit zu tadeln bediene, habe durchaus nicht nöthig, deswegen Jemanden um Verzeihung zu bitten oder grosse Complimente zu machen. „Dergleichen Flatterien gehören nur in die öffentliche *disputationes*, allwo der *opponent* dem *respondenten* bey einem jeden Gang eine neue Reverenz machet, auch der Gebrauch eingerissen, *ut mulus saepe mulum scabat.*“ So gab er in der Vorrede zu seinen *Gundlingianis* seinen Collegen die beherzigenswerthe Mahnung: „Lasset uns nicht zanken, damit Ungelehrte nicht dencken, die Gelehrten wären geringe Leute und wüssten, wie der Pöbel, nicht zu leben. Denn es schadet dem Auffnahm der guten Künste und Wissenschaften nichts mehr, als die Unart und Untugend derjenigen, welche sich rühmen, dass sie solche verstehen.“

Es ist klar, dass der Besitz eines solchen Mannes für die junge Hallische Hochschule von grossem Werth war, wenn auch keine bahnbrechende gelehrte Leistung mit dem Namen Gundlings verknüpft ist. Wohl aber ist auch er ein Pionier der neuen Zeit und zwar nicht zuletzt dadurch, dass der Professor es nicht verschmähte,

unter die Journalisten zu gehen. Auch ihm bleibt das Verdienst, der deutschen Sprache wieder zu Ansehen und Einfluss verholfen zu haben; auch er hat an seinem Theil zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Bildung des Geschmacks redlich beigetragen.

Der dritte unter den Anfängern der Universität Halle, der über den Rahmen einer Gelehrtengeschichte hinausragt und dem auch eine allgemeine Geschichte des geistigen Lebens ihre Aufmerksamkeit zuwenden muss, ist Gundlings Rival, Johann Peter von Ludewig[50]). In der Gefolgschaft Stryks war der junge, damals sechsundzwanzigjährige Magister Ludewig aus Wittenberg gen Halle gezogen, um sich hier als Privatdocent für Geschichte und Philosophie zu habilitiren. Als Sohn des Amtmanns zu Hohenhard bei Schwäbisch-Hall am 15. August 1668 geboren, war er ursprünglich für den Soldatenstand bestimmt gewesen; seine Neigung aber zog ihn zum Studium und so hatte er zunächst in Tübingen Theologie studirt, von wo ihn jedoch bald der Ruf Stryks nach Wittenberg gelockt hatte. In Halle kam er dann rasch zu Ruf und Ansehen: schon 1695 erhielt er eine philosophische Professur, die er 1703 mit der der Geschichte, 1705 mit einer juristischen vertauschte, und auch äussere Ehren sind dem unermüdlichen publicistischen Verherrlicher des brandenburg-preussischen Staates in reicher Fülle zu Theil geworden. Seine, der Annahme der Königskrone auf dem Fusse folgende Schrift *de auspicio regis* brachte ihm die Ernennung zum Hofrath; er wurde preussischer Historiograph, Geheimrath und (1721) Kanzler der Universität; 1719 erhielt er den Reichsadel und 1741, kurz

vor seinem Tode, die Ernennung zum Kanzler der Magdeburgischen Regierung. Und er war nicht nur der im Hörsaal und in der Studirstube heimische Gelehrte, sondern ein gütiges Geschick hatte ihn gleich im Beginn seiner akademischen Laufbahn auch auf die grosse politische Weltbühne geführt, indem er als Begleiter des Erbprinzen von Schwarzenberg dem Friedenscongresse zu Ryswick beiwohnen durfte Er selbst hat später jenes Jahr — 1697 — immer als das glücklichste seines Lebens bezeichnet. Diese unmittelbare Berührung mit der Tagespolitik wurde für seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit von entscheidendem Einfluss: der Schwerpunkt derselben lag fortan auf praktisch-publicistischem Gebiete und seine Feder war nunmehr ausschliesslich preussischen Interessen dienstbar. Auf mehrfachen Studienreisen hatte er sich gründliche archivalische Kenntnisse erworben, und der Kenner der Reichsgeschichte wurde nun zugleich ein kundiger Rath für die Rechtshändel der Gegenwart. Er bekämpfte die französiche Reunionspolitik, vertheidigte die preussische Königswürde, veröffentlichte Rechtsgutachten über die Ansprüche Preussens auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, gab in seiner *Germania Princeps* (1702) eine Art Staatshandbuch der einzelnen Territorien und verherrlichte die „gute Wirthschaft,“ und die Armee König Friedrich Wilhelms I. als die zwei Grundsäulen des preussischen Staates. Bald zählte er zu den ersten deutschen Staatsrechtslehrern und galt als würdigster Nachfolger Coccejis. Aber anderseits freilich konnten seine willkürlichen Geschichtsconstructionen zum Zwecke der Begründung moderner staatsrechtlicher Theorien und sein hartnäckiges

Verfechten reichsständischer Selbstherrlichkeit gegenüber dem habsburgischen Kaiserthum nicht ohne Widerspruch bleiben, und gerade in Halle selbst fand er in Gundling einen so gelehrten wie rührigen Gegner, dem vor Allem Joh. Jakob Moser geschickt secundirte.

Treffend bezeichnet Justi den Hallischen Kanzler als den „Typus eines deutschen Gelehrten", dem in seltenem Masse eiserne Arbeitskraft, riesenhaftes Gedächtniss und rastloser Combinationstrieb eigneten. Er war bis zum letzten Athemzuge rührig und strebsam, von unermüdlichem Fleiss und erstaunlicher Productivität, dabei aber freilich auch begabt mit einer nicht minder erstaunlichen Portion Eitelkeit, die selbst vor den groteskesten Ausdrücken der Selbstbewunderung nicht zurückschreckte. Mehr als einmal versicherte er selbst mit feierlicher Miene, er habe Nichts geschrieben, worin nicht „allezeit etwas Neues und Nützliches" zu lesen sei, und in der Selbstanzeige seiner *Vita Justiniani* (im 35. Stück der Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1730) stellte er sich gar eigenhändig ein langathmiges Leumundszeugniss aus, in dem er das energischste Selbstlob nicht sparte [51]). Moser konnte später mit gutem Grunde darüber spotten, dass ihn Ludewig auf dem Sterbebette förmlich zu seinem Nachfolger als „grösster Publicist" eingesetzt habe. Auch seinen wissenschaftlichen Gegnern gegenüber setzte sich der preussische Geheimrath gern aufs hohe Pferd, und es ist seine oft wiederkehrende Lieblingswendung, dass er's allen Angriffen gegenüber halte wie der Wandersmann, den das Bellen der Hunde nicht im Mindesten anfechte [52]). Er sehe gelassen seine Feinde zur Rechten und zur Linken fallen; einige sterben,

andere verderben; viele machen sich selbst zu Spott und Schande, andere bekehren sich zu den Lehren, die sie vormals verlästerten [53]). Er hatte allzeit den Kitzel, sich stutzerhaft selbst zur Schau zu stellen, mit seiner Vielgeschäftigkeit und seinen Verdiensten zu prahlen, und er konnte es nicht lassen, bis zuletzt marktschreierisch um Zuhörer zu werben und mit allen Mitteln der Reclame um lärmenden Beifall zu buhlen.

Wichtiger als der staatsrechtliche Publicist ist für eine Geschichte des Hallischen Litteraturlebens der Journalist v. Ludewig, der als Geheimrath und Kanzler der Universität es nicht verschmähte, als Redacteur der „Wöchentlichen Hallischen Frage- und Anzeigungs-Nachrichten" zu fungiren. Ja, er schrieb gar als Vorwort zu dem Blatte ein langathmiges Programm [54]), in welchem er in achtzehn, mit gelehrten Noten versehenen Paragraphen den Nutzen und die zweckmässigste Einrichtung solcher „Intelligenz-Zettel" darlegte. So sehr er auch einerseits den Werth und die Nothwendigkeit einer periodischen Zeithistorie anerkannte [55]), da die Zeit alles Andenken unter den Sterblichen „zermalme und vertreibe," so wenig wollten ihm doch anderseits die Zeitungen, „wie solche jetzt an den meisten Orten eingerichtet", gefallen. Schon früher hatte er in einem Tractat „Vom Gebrauch und Missbrauch der Zeitungen" seinem Unbehagen über die staatsrechtliche und politische Fragen popularisirende Presse beredten Ausdruck gegeben, und er ist gleichsam als der Vater des geflügelten Worts von der den Charakter verderbenden Eigenschaft der Politik zu betrachten. Hier fasste er seine Bedenken schlechtweg in die These zusammen, dass

Staatsgeschichten in den Zeitungen dem gemeinen Manne nur schädlich seien. Was brauche sich, beispielsweise, ein Kaufmann oder ein Handwerksmann darüber den Kopf zu zerbrechen, ob die österreichischen Niederlande befugt seien, in Ost- und Westindien einen neuen Seehandel anzufangen? Daran könne sich wohl „ein kützelndes Ohr vergnügen," ein arbeitsamer Bürger aber würde dazu sagen, diese Sachen wären ihm gleichviel und nicht der Zeit werth, die das Lesen ihm koste. Daher müsse man der Verbreitung solcher politischer Zeitungen mehr steuern, als dieselbe befördern. Dagegen seien Intelligenz-Zettel von ausserordentlichem Nutzen: hieraus erfahre der brave Bürger, was in der Stadt zu kaufen und zu verkaufen sei, könne durch die Familiennachrichten an Freud und Leid seiner Nachbarn Antheil nehmen, befriedige durch Lectüre der Thorzettel seine Neugier über zugereiste Fremde, erfahre die Marktpreise, könne an den Steckbriefen sich ein warnend' Exempel nehmen und kriege gar noch Wetterprophezeihungen mit in den Kauf, welche namentlich dem Landmanne von Werth seien. Auch die Verleihung von Aemtern und Würden, neue Gesetze und Verordnungen, sowie neue Erfindungen sollten dem Leser mitgetheilt werden. Zugleich sollte das Blatt im Besondern der Hallischen Universität dienen, weshalb der Anzeige neuer Universitätsschriften, der Ankündigung der Vorlesungen, den Veränderungen im Lehrkörper der Hochschule, Bücher-Auctionen und dergl. ein beträchtlicher Raum zufiel.

Dieser feierlichen Vorrede folgte die That auf dem Fusse: Montag, den 1. August 1729, wurde das erste Stück der Hallischen Nachrichten[56]) im Adresscomptoir in

der Post zum Preise von einem Groschen ausgegeben; jede Woche folgte eine gleiche Nummer von acht Seiten in Quart-Format, an der Spitze geschmückt mit dem preussischen, von der Königskrone überragten Adler, der seine Fittige über ein Posthorn ausbreitete. Für Abonnenten war, da die Einkünfte dem Potsdamer Waisenhause zu gute kommen sollten, der König selbst väterlich besorgt und machte mit den säumigen Zahlern wenig Umstände. Als anfänglich der Adel im Saalkreise sich sperrte, die Anzeigen zu halten, wurde die Regierung zu Halle in einem sehr energischen königlichen Rescripte (vom 16. Mai 1730) angewiesen, „die Renitenten zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit durch zulängliche Mittel mit Nachdruck anzuhalten". Unmittelbar vorher war der Kanzler v. Ludewig angewiesen worden, von allen königlichen Edicten künftig in den Anzeigen einen Auszug zu liefern, weshalb die Berliner Hofbuchdruckerei Ordre erhalten habe, von jedem Edict ein Exemplar an das Hallische Postamt einzuschicken.

Dank dem vielseitigen Programm gewann das Blatt natürlich ein ganz eigenartiges Aussehen: Kopf und Schwanz setzten sich im Wesentlichen aus Annoncen zusammen, die ein buntes Sammelsurium aller nur erdenklichen nöthigen und nützlichen Mittheilungen darstellten, während sich das Mittelstück als akademisches Special-Organ präsentirte, das schon durch die zahlreichen lateinischen Titel der Dissertationen höchst gelehrt aussah. Mancherlei Rechtsgutachten der juristischen Facultät oder einzelner Mitglieder derselben, vor allem die des Herausgebers selbst, wurden abgedruckt; nicht selten verirrte sich auch zwischen die Steckbriefe und Marktberichte eine

theologische oder medicinische Abhandlung. Auch versäumte der gelehrte Redacteur nicht, seine eigenen Schriften mit besonders liebevoller Ausführlichkeit anzuzeigen. Er selbst sammelte später seine Beiträge für das Blatt in drei starken Quartanten[57]), die ebenso die verblüffende Vielseitigkeit und Arbeitskraft, wie die immense Belesenheit des Verfassers bezeugen. In der Form freilich sind die Aufsätze insgesammt ziemlich reizlos, wenn auch der Ludewigsche Stil einer gewissen Lebhaftigkeit nicht ermangelt. Aber man hat diesen Stil mit Recht als ein sprachmengerisches Gemisch von Kanzleistil und Lohensteinschem Schwulst bezeichnet, und an Frische und pointirter Schärfe des Ausdrucks ist Gundling seinem berühmteren Rivalen weit überlegen. Am wohlsten fühlte sich der Verfasser, wenn er seiner juristischen Phantasie im Ausspinnen seiner Hypothesen über die deutsche Verfassungsgeschichte die Zügel schiessen lassen und zumal, wenn er dieselben polemisch verfechten konnte, während er, sobald er sich auf andere Gebiete wagte, eine gewisse Hülflosigkeit nicht zu verbergen im Stande war. Zwar versichert er, dass er die Philosophie nicht verwerfe oder widerrathe, sintemalen er selbst einst Logik und Metaphysik docirt habe, aber er war doch immer geneigt, hinter jeder philosophischen Doctrin zunächst Charlatanerie zu wittern, und man merkt es rasch, wie ihm jede intimere Fühlung mit dieser Disciplin mangelte. Und vollends rathlos stand er den schönen Wissenschaften, zumal der Poesie, gegenüber. Zwar, dass er dem Oberceremonienmeister v. Besser, den er als seinen „Herzensfreund" rühmte[58]), unter den damaligen deutschen Poeten den ersten Rang zuwies, ist erklärlich, aber mancherlei

andere gelegentliche Urtheile beweisen hinlänglich, dass er an ästhetische Fragen weder mit sonderlichem Interesse, noch mit wirklichem Verständniss herantrat. Nur seiner ehrlichen Abneigung gegen die Reimschmiede, die im Schweisse ihres Angesichts ihre Verse zusammenklaubten, gab er mit erfreulicher Entschiedenheit Ausdruck und es muss nachdrücklich angemerkt werden, dass er wiederholt die Meinung aussprach, Poeten müssten geboren werden, denn die Poesie sei keine zu erlernende Wissenschaft. Für alle Dichter gelte das Sprüchlein des römischen Poeten: *Est Deus in nobis, agitante calescimus illo.*

Das Rüstzeug für diese vielseitige publicistische Thätigkeit bot dem Kanzler seine eigene grosse Bibliothek, die er während vierzig Jahren mit grossem Aufwande zusammengebracht hatte und in der auch an überaus kostspieligen Curiositäten kein Mangel war. Der Bibliothekssaal, welcher zugleich Ludewigs berühmte Sammlung deutscher Kaisermünzen beherbergte, war mit zahlreichen Bildnissen grosser Männer geschmückt und galt als eine Sehenswürdigkeit des damaligen Halle. In dieser Bücherei hatte einst (1738) der Studiosus Gleim[59]) gehaust, um das Chaos zu ordnen, hier „in diesem Kram" steckte zwei Jahre später der junge Winckelmann, um dem gealterten Kanzler Bibliothekardienste zu leisten. Nach dem Tode ihres Besitzers wurden Bibliothek und Handschriften-Sammlung zu Spottpreisen verschleudert.

Ludewig starb, fünfundsiebzigjährig, am 7. September 1743, nach fast funfzigjähriger akademischer Thätigkeit. Kurze Zeit vor seinem Ende legte er öffentlich das Bekenntniss ab: „Die Güte Gottes hat mein Thun und Lassen

mit Lebeu und Segen so reichlich überschüttet, dass ich im Leiblichen meinen bescheidenen Theil erhalten; dreyer Könige ihrer Gnade in anvertrauten wichtigen Aemtern und Verrichtungen genossen; alle die meinigen gantz erwünscht versorget; jetzt in einem hohen und ruhigen vierundsiebenzigjährigen Alter lebe, und also nun mein Haus bestellen, sodann mit unerschrockenem Muthe aus der Welt scheiden kann." Sein letztes Wort solle sein: „Gott hat Alles wohlgemacht. Gelobet sei sein Name." Am 25. September fand das feierliche Leichenbegängniss [60]) statt, worauf am Michaelistage in der Universitätskirche nach einer Trauermusik der Professor Clauswitz die Gedächtnisspredigt hielt, der das Wort Genesis 32 V. 10: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue", zu Grunde lag.

Nicht aus Zufall habe ich die drei Männer, Thomasius, Gundling und Ludewig zusammengestellt, sondern weil gerade sie die typischen Vertreter jenes neuen Princips sind, welches auf der Hallischen Hochschule sein erstes akademisches Bürgerrecht gewann. So verschieden auch ihr Charakter und ihre wissenschaftliche Bedeutung ist: gemeinsam war ihnen der Drang, über den engen Raum des Hörsaales hinaus ins Weite zu wirken, ihre Arbeit dem geistigen Leben der Gesammtheit zu Gute kommen zu lassen. Gemeinsam war ihnen das Bestreben, die Kluft, welche Gelehrte und Volk bis dahin getrennt hatte, zu überbrücken und zwar nicht dadurch, dass sie sich zum Volke herabliessen, sondern dass sie ihre Leser zu sich erhoben, und sie haben dadurch zuerst jene mittlere Schicht der Gebildeten um sich versammelt, welche seitdem unser Publikum ausmachen [61]). Und damit allein konnten einer

neuen Litteratur und Cultur die Wege geebnet werden. Sie verbreiteten eine neue, nüchterne, klare Auffassung der Welt; sie zwangen die Theologen wie die Juristen, neue Stützen zu suchen, sie warfen zahlreiche Fragen auf, welche Antworten forderten. Sie gaben auch dem bedrückten kleinen Manne eine würdigere Auffassung menschlicher Rechte und Pflichten und erweckten von dem Zusammenhange der nationalen und geistigen Interessen des Volkes wenigstens eine dämmernde Ahnung. Und grade durch ihre kampfeslustige, agitatorische Natur regten sie auch die Gleichgültigen zu Parteien auf, so dass dieses neue Leben rasch mit unwiderstehlicher Gewalt auch in die Häuser der Bürger hineindrang.

Freilich musste auch noch ein anderes hinzukommen, um das Aufsteigen der neuen Litteratur zu ermöglichen: die religiösen Beweggründe, welchen an der neuen Bildung ein hervorragender Antheil zufällt. Von diesen wird später die Rede sein.

3. Litterarische Regungen.

Absit, absit vanitas, a Teutonum eloquentia!
Absit, absit vanitas: O vanitatum vanitas! — so beginnt ein „sinnreiches lateinisches Poema wider den Missbrauch der Teutschen Beredsamkeit, insonderheit wider die Romanen und andere schandbare Schriften, so den Christen nicht geziemen“, ein wunderliches Machwerk, das keinen Geringeren als den ältesten theologischen Professor zu Halle, Joachim Justus Breithaupt, zum Verfasser hat. Die Verse sind später — 1721 — von

Jakob Baumgarten ins Deutsche übersetzt und den im Hallischen Waisenhause studirenden Jünglingen zur Beherzigung zugeeignet worden[62].) Die Verdeutschung ist nicht nur sehr viel weitschweifiger — Baumgarten hat aus den 51 Versen der Vorlage 92 gemacht — sondern auch erheblich derber als das Original, und man spürt ordentlich das Behagen, mit welchem der Berliner Prediger diese geistliche Strafpredigt wieder die Poesie der Griechen und Römer langathmiger und gröber gestaltet hat. Weder Horaz noch Catull, weder Ovid noch Properz finden vor den Augen des Hallischen Professors Gnade, und der deutsche Bearbeiter fügt gar dem Strafgericht über diese leichtsinnigen Poeten noch die folgenden Kraftverse hinzu:

Rom, dein Ruhm und Nahme stincket! alle deine Schönheit weicht.
Rom verfällt in mehrern Spott; Rom beschimpfet Helm und Ahnen
Mit Romanscher Tichter-Kunst; selbst mit schändlichen Romanen.
O! die hesslichen Romanen wollen wider allen Danck
Selbst das Christen-Volck besudeln; Weg! mit diesem Gift und Stanck!

Und an einer späteren Stelle ruft er den „teutschen Christen" pathetisch zu:

Saugt Ihr aus Gomorrha Schriften
Gift-gemischten Zucker ein? Seel und Geist euch zu vergiften?
Die verdammten Geilheits-Pfeile kitzeln Augen, Hertz und Brust!
Was euch auf den Tod verwundet, ist das wahre Christen-Lust?
Wisst, dass, was der Schwindel-Geist auf das weisse Blatt hinschreibet,
Euch durch Hertz und Leber sticht, und den Heilgen Geist vertreibet . . .

Immerhin sind diese handfesten Verse für den Pietismus bezeichnend, und dass auf einer Hochschule, auf welcher er eine unbestrittene Machtstellung einnahm, weder die Alterthumswissenschaft noch die *belles lettres* auf Rosen gebettet waren, liegt auf der Hand. Engherzig trat er allenthalben der Ausbreitung des philologichen Interesses hindernd in den Weg und erschwerte durch seine Moraltendenz jede unbefangene historische Betrachtung. Vollends die schönen Wissenschaften hatten bei ihm auf keine Förderung zu rechnen; er stand dem, was man damals „anmuthige Gelehrsamkeit zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ nannte, in schroffer Feindseligkeit gegenüber und mehr und mehr dünkte ihm alle weltliche Wissenschaft unnütz und schädlich.

Mit Fug und Recht hat Justi, der Biograph Winckelmanns, die dürftige Pflege der Alterthumswissenschaft auf der Hallischen Hochschule als die *partie honteuse* ihrer sonst so glänzenden Anfänge bezeichnet. Denn es war in der That anfänglich übel genug damit bestellt. Durch die Vereinigung der Professur des Griechischen mit der des Orientalischen stand das erstere völlig unter der Botmässigkeit der Theologie, und August Hermann Franckes Exegese beschränkte sich zudem lediglich auf die Vergleichung des neutestamentlichen Urtextes mit Luthers Uebersetzung. Und Christoph Cellarius, der erste gelehrte, aber schwunglose Professor der Eloquenz, war nicht der Mann, die Studenten für seine geliebten Römer zu gewinnen. Die meisten derselben gingen dem eleganten Lateiner, der ihnen viel zu viel zumuthete, vorsichtig aus dem Wege, und dieser las daher sein *collegium elegan-*

tioris litteraturae meist vor leeren Bänken. Sein Nachfolger Gundling behielt über seinen juristischen und historischen Lectionen keine Zeit, die ihm obliegende Pflege der Alterthumswissenschaft ernstlich zu betreiben; auch war er selbst bei seiner durch und durch modernen und realistischen Natur mit dem Geist des Alterthums ohne intimere Fühlung. So konnte denn nach Gundlings Tode der Professor von Ludewig in seinem Gutachten über die Zustände der Universität [63]) (15. August 1730) mit gutem Grunde constatiren, dass es an einem Professor der Eloquenz überhaupt gefehlt habe, da Gundling zeitlebens „weder *publice* noch *privatim* ein einziges *collegium eloquentiae* oder *styli*" gehalten habe.

Erst der grundgelehrte Johann Heinrich Schulze, (geb. zu Colbitz im Magdeburgischen 1687, gest. zu Halle 1744), der früher in Halle als Amanuensis Friedrich Hoffmanns als Mediciner practicirt hatte und nun von Altdorf als Professor der Eloquenz und Alterthümer nach Halle zurückberufen wurde, brachte in die Pflege der classischen Philologie einen frischeren Zug und wusste wenigstens einen kleinen Kreis begabter Schüler an sich zu fesseln. J. D. Michaelis erzählte, dass ihm aus dem Unterricht dieses wirklich grossen Gelehrten noch in seinem Alter ganze Stellen des Homer im Gedächtniss schwebten; Boysen nannte ihn unvergleichlich; Reiske beklagte, dass der treffliche Philolog bei weitem nicht nach Verdienst geschätzt worden sei. Nur führte der vielseitig begabte Mann, der schon als siebenjähriger Knabe sein griechisches Neues Testament gelesen und als vierzehnjähriger Arabisch gelernt hatte, eine seltsame Doppelexistenz, indem er sein

ganzes Leben hindurch zwischen Linguistik und Medicin hin- und herschwankte und dadurch seine Kräfte zersplitterte. Dazu kam endlich als erschwerender Umstand die Unzulänglichkeit der litterarischen Hülfsmittel. Die Universitätsbibliothek, welche auf dem Wagengebäude in zwei Zimmern untergebracht war, enthielt um die Mitte des Jahrhunderts erst etwa zehntausend Bände, da ihre Einkünfte sehr knapp bemessen waren; die zur Pfarrkirche U. L. Frauen gehörige Rathhaus- oder Marienbibliothek war ganz theologisch und nur in der Bibliothek des Waisenhauses, für welche Francke kurz vor seinem Tode ein eigenes, 1728 vollendetes Gebäude gegründet hatte, fand der Student eine grössere Sammlung alter Griechen und Römer.

Auch in der Pflege dessen, was man damals schöne Wissenschaften nannte, konnte sich Halle anfänglich mit den Nachbaruniversitäten bei Weitem nicht messen. Es waren nur geringe und nicht immer unbestrittene litterarische Ehren, welche die Stadt während des siebzehnten Jahrhunderts sich erworben hatte. Hier hatte in seinen jungen Jahren der unstäte Anhaltiner Philipp von Zesen einige Zeit lang Studirens halber sich aufgehalten und hier seine „Klagerede über das Leiden unseres Heilandes“ (1638) erscheinen lassen. Von hier war Peter Eisenberg ausgegangen, welcher 1652 die Weisen aus dem Morgenlande in einem liederartigen geistlichen Spiele dargestellt hatte. Hier war die Heimat von Johann Olearius, welcher 1672 in seiner „Geistlichen Singekunst“ mehr als tausend geistliche Lieder mit erstaunlichem Sammelfleiss zusammengebracht und auch durch einige

eigene Dichtungen in diesem Liederschatze vertreten war. Aus Halle stammte der fruchtbare Hamburgische Pastor Johann Riemer, der in seinen Satiren Balthasar Schupp, in seinen politischen Romanen wie in seinen platten Stücken Christian Weise nacheiferte; Hallenser waren der als Verfasser des „Poetischen Glückstopfes" (1671) bekannte Pastor Karl Seyffarth und der als Professor zu Liegnitz verstorbene August Bohse, der unter dem Namen Talander eine Unmasse schlüpfriger Romane herausgab. Auch der fromme und gelehrte Verfasser des *Commentarius de Lutheranismo*, Veit Ludwig von Seckendorff, welcher während der letzten Wochen seines Lebens Kanzler der Universität war, machte deutsche Verse und übersetzte Lucans „lehrreiche Sprüche und heroische Gedichte" in reimlosen Alexandrinern.

Der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts brachte dann neben dürftiger poetischer Production auch die ersten Ansätze theoretischer Untersuchungen. Christian Friedrich Hunold, ein Thüringer, der 1721 als Docent in Halle starb, bekannt unter dem Namen Menantes, den er sich auf den Titelblättern seiner Bücher beigelegt, gab in Halle im Jahre 1713 seine „Academischen Neben - Stunden allerhand neuer Gedichte" heraus, denen er eine „Anleitung zur vernünftigen Poesie" vorausschickte. Er fasst hier seine, ganz in den Spuren Neumeisters wandelnde Poetik kurz so zusammen: „Die wahre Poesie ist die Frucht eines guten Naturels oder eines aufgeweckten hurtigen und Sinnreichen Kopfes, in welchem die Kunst zu erfinden und der Verstand, das gute von dem schlimmen zu unterscheiden, eine glückliche Vereinigung getroffen. Also ist

sie die Tochter der Gelehrsamkeit, worunter die Regeln der Poesie, die Lesung auserlesener poetischer Bücher, die politischen, moralischen und anderen nützlichen Wissenschaften, wie auch eine kluge Erfahrung verstanden werden. Ohne die natürliche Fähigkeit wird man ein trockener und höchst verdriesslicher Reimen-Schmierer. Ohne einen guten Verstand und die dazu gehörigen Wissenschaften kann ein poetisches Naturel die Ehre haben, an dem Parnass nicht höher zu steigen, als wo die Pritsch-Meister, Venus-Sänger und dergleichen Marode-Brüder, ihre beständigen Hütten aufgeschlagen. Einem verständigen Mann, der den Trieb der Poesie nicht verspühret, wird nicht verübelt, keine Verse machen zu können, wohl aber, wenn er wieder die Kunst davon urtheilet. Also ist die Poesie in solchem Verstande anderen Gelehrten nicht undienlich.“ Auch in der ganzen weiteren, rathlos hin- und herschwankenden Ausführung wird, trotzdem gelegentlich der Spruch „*poeta nascitur*“ angeführt wird, immer der Hauptnachdruck auf die Gelehrsamkeit gelegt und die Poesie im Grunde zu einem rein mechanischen Handwerk erniedrigt. Immer sind es drei Forderungen, die Menantes an jedes Gedicht gestellt wissen will: es soll erstens glaubhaft, zweitens lehrreich und drittens anmuthig sein, vor allem jedoch das zweite, indem es dem Leser „in der Moral, Politik, Oeconomie und dergl. einen nützlichen Unterricht giebet“. Dass damit weder die Einsicht in die Technik der Dichtkunst, noch die Einsicht in den Process der Entstehung dichterischer Kunstwerke gefördert werden konnte, liegt auf der Hand. Das Wesentliche in dieser Poetik war nichts als ein Nachklang

antiker Theorie und das, was Hunold aus Eigenem hinzuthat, erschrecklich dürr und philisterhaft. Und auch seine eigenen Verse, die er dieser Poetik gleichsam als Musterbeispiele hinzufügte, stehen auf keiner höheren Rangstufe. Was er giebt, sind Trauer- und Beglückwünschungsgedichte, Hochzeitscarmina und ähnliches, das nirgends über das Niveau der damals üblichen Gelegenheitsreimereien hinausragt. Bald schielte er zu Lohenstein, bald zu Hoffmannswaldau hinüber, während er in seinen platten Satiren den Schupp, Riemer und Neumeister nachhinkte. Gleichwohl galt er den Zeitgenossen als Theoretiker wie als schaffender Dichter als anerkannte Autorität und nicht ohne Stolz bekannte sich ein Mann wie Rambach als Schüler des „berühmten" Herrn Menantes, dem er denn auch in seinen Gedichten mit ängstlicher Befangenheit nacheiferte. Der Hallische Theolog wünschte seinen geistlichen Liedern, (M. Joh. Jacob Rambachs, *Hallensis*, Geistliche Poesien, Halle 1720), sie möchten das Herz rühren und die Andacht entzünden, denn es seien „unschuldige Gedanken, welche nicht auf einem abgöttischen und geilen *Parnasso*, sondern vor dem Thron Gottes und unter dem Andenken seiner Allgegenwart" aufgesetzt worden seien. Im Stil habe er sich bemüht, „die güldene Mittelstrasse zwischen einer niederträchtigen und hochtrabenden Schreibart zu beobachten." Er giebt zunächst Cantaten, welche für den Gottesdienst in der Ulrichskirche bestimmt und zum grösseren Theil von dem „geschickten" Musikdirector Johann Gotthilf Ziegler componirt waren, und sodann Madrigale, Sonette und geistliche Lieder, von denen etliche im Glauchauischen Gesangbuche Aufnahme fanden. Aber gerade sein „berühmtes"

Vorbild wurde ihm verhängnissvoll. Ebenso wie in Freylinghausens geistreichem Gesangbuch (Halle 1704), ist auch in Rambachs geistlichen Poesien das Meiste rein fabrikmässige Reimerei, und namentlich die Cantaten strotzen von Geschmacklosigkeiten, von Lohensteinschem Schwulst und allegorischen Spielereien. Und wie Rambach, so steht auch der Hallenser Christoph Gottlieb Stockmann in bewusster Abhängigkeit von Hunold-Menantes. In der wortreichen Vorrede zu den „Auserlesenen Teutschen Gedichten verschiedener geschickter Poeten und Poetinnen“ (Zwei Stücke, Leipzig 1722), einer Sammlung, die als Vorläufer der späteren Musenalmanache zu betrachten ist, bricht auch er, unter Berufung auf Morhof, Thomasius und Hunold, eine Lanze für die Nützlichkeit der Poesie, die zwar kein Theil der Gelehrsamkeit, aber doch eine besondere Zierde eines Gelehrten sei. Er selbst versprach denn auch eine Sammlung solcher Gedichte, welche sowohl zierlich, als sinnreich und nützlich seien, doch war, was er zusammengebracht und vor Allem seine eigene Reimerei, lauter elendes Zeug, worunter einiges, wie beispielsweise ein langathmiger, mit gelehrten Anspielungen vollgepfropfter Hymnus „auf die grossen Grenadiere Seiner Majestät in Preussen“ sogar einen stark komischen Beigeschmack hat.

Mit alledem war wenig Staat zu machen, und es blieb in Halle auf dem Gebiete der schönen Litteratur noch viel zu thun übrig. Vor Allem hatte Leipzig, wo in der Docentenrepublik ein „weltläufiger Schick“ herrschte, einen bedeutenden Vorsprung. Die wohlhabende, den Musen freundliche, aufgeweckte Bürgerschaft, der hier centralisirte Buchhandel, der

blühende Journalismus — alles das leistete den schönen Künsten den erheblichsten Vorschub [64]). Dazu kam die deutsche Gesellschaft, an deren Spitze seit 1720 Gottsched stand, und welche für alle litterarischen Bestrebungen den natürlichen Mittelpunkt bildete. Zahlreiche andere Vereine, so die 1728 in Jena gegründete, 1730 vom akademischen Senat bestätigte deutsche Gesellschaft, hatten sich nach diesem Muster gebildet, und einsichtige Männer wussten den Werth solcher Bestrebungen gebührend zu schätzen. Für Göttingen beispielsweise war gleich bei Eröffnung der Georgia Augusta eine nach dem Leipziger Vorbilde einzurichtende Vereinigung in's Auge gefasst worden, ein Plan, der vor allem in Mosheim einen eifrigen Fürsprecher fand. Es sei, schrieb dieser an Münchhausen (7. Februar 1735) [65]) seines Erachtens kein besseres Mittel, „die *Ingenia* der jungen Leute zu schärfen und sie für die höheren Wissenschaften auszubilden, als wenn man sie in ihrer eigenen Muttersprache, die ihnen leichter zu erlernen fällt als eine fremde, den Kopf üben lässt. Man muss zu dem Ende darauf denken, wie eine solche deutsche Gesellschaft als in Leipzig ist . . . angelegt werde, die auf die Aufbesserung unserer Sprache siehet und die Aufsätze der jungen Leute in gebundener und ungebundener Sprache übersiehet, verbessert und poliret . . . Eine solche Gesellschaft wird unserer Akademie viel Nutzen und Mitglieder zuziehen.“

In Halle dagegen fehlte es anfänglich von Seiten der Universität an jeder Anregung und unter der übermächtigen Herrschaft des Pietismus hätten, wie schon erwähnt, solche Bestrebungen auch schwerlich auf eine Förderung hoffen dürfen. Und ebenso wenig konnte zunächst von einer Anregung von Aussen

her, von Seiten einer gebildeten Bürgerschaft, ernstlich die Rede sein. Denn diese war jedes schöngeistigen Anstrichs bar; sie hatte in strammer Arbeit alle Hände voll zu thun und stand ebenso wie allen öffentlichen, so auch allen litterarischen Interessen stumm und scheu gegenüber. Noch im Jahre 1738 klagte eine schöngeistig gerichtete Freimaurergesellschaft in einem Briefe an Gottsched [66]), Halle habe das Unglück, „dass die schönen Wissenschaften ganz hindangesetzt" würden, die Beredtsamkeit ganz und gar darniederliege. „Der Theologe lernt beten und den Kopf hängen, der Jurist einen Process machen und königliche Aemter zu pachten, und der Mediciner Recepte zu schreiben. Fehlt es gleich nicht an geschickten Philosophen, die den Verstand ihrer Zuhörer aufklären können, so müssen sie sich doch theils heimlich halten, theils haben sie auch nicht dasjenige Annehmliche, welches die trockenen Lehren der Weisheit belebt." Und noch sieben Jahre später klagten die „Hällischen Bemühungen" in der Vorrede zum zweiten Bande, die Universität habe bisher in dem Rufe gestanden, dass sie eine Feindin der freien Künste und Wissenschaften sei, besonders insofern sie in deutscher Sprache ausgeübt würden, und die Studirenden hätten sich mit der deutschen Poesie und Beredtsamkeit bisher noch gar sparsam in ein Liebesverhältniss eingelassen.

In den Vorlesungen fiel für die deutsche Litteratur nur ganz gelegentlich etwas ab und immer blieb, Dank der noch immer unerschütterten Grossmachtstellung der Theologie, die Moraltendenz für die Beurtheilung der dichterischen Erzeugnisse das Entscheidende. Thomasius hatte eine Vorliebe für den in plumpem Bombast

schwelgenden Lohenstein, Ludewig für den kaum minder schwülstigen Besser; dem unvermeidlichen Rückschlag zum französischen Classicismus standen sie beide verständnisslos gegenüber. Und wo wirklich eine lebendigere Theilnahme vorhanden war, da machten eben die moralischen Scheuleder jede unbefangene Würdigung unmöglich. Zudem war es doch immer nur dilettantenhafte Liebhaberei, die gelegentlich den einen oder den anderen Docenten in das litterarische Gehege locken mochte, wie denn beispielsweise der *Licent. jur.* Jakob Immanuel Hamilton unterm 12. April 1711 zu einem Colleg über die „Oratorie" einlud und in seinem Programm [67]) auch Betrachtungen über deutsche Dichtungen in Aussicht stellte. Die paar hier gegebenen Stichproben dieser Betrachtungen sind nicht ohne Interesse. Er wolle, so versprach er, das Vorurtheil zu heben trachten, „dass man nicht alle Weisheit allein bey denen Alten suchen müsse. Mit dem weltgepriesenen Homer ist es so weit gekommen, dass ich die unglaubige Meinung angemerket habe, Hans Sachse hätte nicht so abgeschmackt Zeug geschrieben als Homerus. (Bekanntlich hatte Thomasius in einer unglücklichen Stunde Hans Sachs über Homer gestellt!) Und des grossen Virgilii hat der lustige Scarron auch gar nicht geschonet." Vor Allem aber ermahnte er seine zukünftigen Zuhörer, sich nicht verleiten zu lassen, in den Romanen eine wahrhaftige Sittenlehre zu suchen, da die Schreiber solcher Bücher meist selbst von gründlicher Moral weit entfernt gewesen seien. „Die Adriatische Rosemunde des Peinigers der deutschen Sprache, Philips von Zesen, ist in diesem Stücke bekand, und es wäre zu

wünschen, dass ihm niemand hierinnen nachfolgte." Wozu er am Rande die Glosse hinzufügt: „Diese Adriatische Rosemunde ist einem Leipziger Wäscher-Mädgen zu Ehren gemacht worden. Gewiss ein schönes Object derer Zesischen Einfälle."

Nachdrücklicher verdient Hervorhebung, dass hier in Halle der Pastor primarius zu Ermsleben, Jakob Friedrich Reimann, seinen „Versuch einer Einleitung in die *historiam litterariam*" herausgab, für deren Geist- und Geschmacklosigkeit, wie Erich Schmidt treffend bemerkt[68]), wenigstens die rührende vaterländische Gesinnung des Verfassers einigen Ersatz bot. Es klingt etwas von dem patriotischen Tone des Thomasius durch sein Bekenntniss: „Ich bin von Geblüte ein Teutscher. Ich lebe und lehre unter denen Teutschen. Ich habe auch in meinem Herzen die gewisse Ueberzeugung, dass die *Historia litteraria* derer Teutschen denen Teutschen am meisten zu wissen nöthig sey." Er holte freilich mit seinem „Versuch einer Einleitung in die *Historiam litterariam antediluvianam*" (1709) etwas gar zu weit aus, aber auch hier erfreut der vaterländische Stolz, mit dem er über die Anfänge litteraturgeschichtlicher Arbeit sich aussprach. „Es ist nichts menschliches in der Welt zu finden, das bey seinem Anfange flugs vollkommen wäre. Ein Tag lehret den anderen, und eine Zeit unterrichtet die andere. Und wer von einem Menschen begehren will, dass er seine neuerfundenen Sachen flugs auf einmahl auf den höchsten Gipfel der grössesten *accuratesse* setzen soll, der gibt damit zu erkennen, dass er das Capitel aus der theologischen Sitten-Lehre von der menschlichen Schwachheit nicht wohl

begriffen habe Die *Historia litteraria* steiget itzo aus der Kindheit in ihre Jugend. Und wenn sie aus derselben in das männliche Alter hinübertreten wird, so glaub ich, sie soll sich in einem solchen Stande befinden, dass man an ihrem Leben, Wesen und Seyn nicht viel mehr wird zu desideriren haben. . . Wir Teutschen haben die Bahn hierzu gebrochen. Und wenn wir in Zukunft fortfahren werden, sie dergestalt zu excoliren, wie wir dieselbe bis dahero excoliret haben: so werden unsere Meriten so gross werden in diesem Studio, dass wenn alle Nationes in der gantzen Welt ihre Verdienste in diesem Stücke zusammenbringen, so werden sie von denen unsrigen abgestochen und überwogen werden, und es wird das Terentianische Lügen-Wort (*Nullum est jam dictum, quod non dictum sit prius*) sodann bei ihnen zum Worte der Wahrheit werden, da es heissen wird: *Nihil in Historia Litteraria dictum ab exteris, quod non a Germanis dictum sit prius.*“ Um selbst zur Erfüllung dieser überraschend kühnen Prophezeihung beizutragen, schleppte der fleissige und belesene Pastor nicht weniger als sechs Bände herbei, die dem künftigen stolzen Bau der deutschen Litteraturgeschichte als Fundament dienen sollten. Doch war, was er in seinem dilettantischen Versuch darbot, nichts als eine dürre Chronik, ohne jeden historischen Sinn, ohne grosse Gesichtspunkte, ohne Methode und ohne ästhetisches Urtheil. Immerhin aber mochte jenes weitausschauende Programm den Ehrgeiz eines oder des andern Lesers geweckt und ihn angeregt haben, auch seinerseits die bisherigen Leistungen der vaterländischen Litteratur zu verzeichnen und über solcher Arbeit litterarische Kenntniss

und Kritik einzuheimsen, wenn auch grade in Halle selbst jene Anregung zunächst ohne sichtbaren Erfolg blieb.

Derselbe Reimann, welchen eine Geschichte der Litterarhistorie als fleissigen Nachfolger Morhofs registriren muss, gab 1711 in Halle seine Kritik von Bayles berühmtem Dictionnaire heraus[69]), und war unbefangen genug, demselben unter den *Lexicis historicis* den Rang anzuweisen, „welchen wir sonst unter denen theologischen Büchern denen Schriften des Augustini, unter denen Juristischen denen Werken des Grotii und unter denen Medicinischen denen Blättern des Harvaei, Boyle und Sylvii, unter denen Philosophischen denen Tomis des Plutarchi zu geben pflegen." Die ungeheure Belesenheit des Franzosen musste den pedantischen Pastor, dessen Bildungsideal Polyhistorie war, zu rückhaltloser Bewunderung zwingen. Nur konnte er natürlich die Steine des Anstosses, welche das Dictionnaire für christliche Leser enthielt, nicht gänzlich verschweigen; die kritischen Abschweifungen der grossartigen Compilation erregten zumeist sein gründliches Missfallen; die spöttischen Ausfälle gegen das Alte Testament erschreckten ihn. Warum — so fragt er — rühme Bayle die meisten Atheisten wegen ihres ehrbaren Lebens? Da sei er eben Partei und zeige nur immer die starken, aber nicht die schwachen Seiten. Und warum mische er gar so viel von solchen Sachen mit ein, die ein schamhaftes Gemüth ohne Erröthung nicht lesen könne? Ein unreines Wort verschwinde in der Luft, eine unreine Schrift aber bleibe. „Einer der Zothen reisset mit dem Munde, der sündiget nur in seinem Leben, aber einer der dergleichen thut mit der Feder, der thut es auch im Tode."

Mit solchen dilettantischen Arbeiten war natürlich wenig gewonnen und an die Hochschule trat immer dringender die Nothwendigkeit heran, die vorhandene Lücke auszufüllen. Im Jahre 1730, als der Professor v. Ludewig jenes oben erwähnte herbe Urtheil niederschrieb, dass es der Universität thatsächlich seit zwanzig Jahren an einem Professor der Eloquenz gefehlt habe, waren denn auch bereits Erwägungen im Gange, diesem Nothstande abzuhelfen. Aber es waltete über diesen Bemühungen ein eigener Unstern. Denn als nun endlich im Jahre 1731 die erste Professur der deutschen Beredtsamkeit an der Hallischen Hochschule errichtet wurde, da gerieth diese leider in die denkbar ungeeignetsten Hände. An Bewerbern hatte es nicht gefehlt, und selbst Gottsched wäre nicht abgeneigt gewesen, einem Rufe zu folgen. Der Professor von Ludewig hatte für den Hofrath Gruber Stimmung zu machen gesucht, aber durch ein königliches Decret vom 17. Juni 1731 wurde dem Dr. Philippi, „der Uns wegen seiner guten Geschicklichkeit und Qualitäten sonderlich gerühmet worden, die würckliche öffentliche Professur der deutschen Beredtsamkeit" übertragen [70]). Gottsched sandte dem „ersten öffentlichen Lehrer der deutschen Sprache in ganz Deutschland" einen sauersüssen Glückwunsch, den er mit der Versicherung schloss, dass es der deutschen Gesellschaft in Leipzig, welcher Philippi schon seit 1726 angehörte, zu „besonderer Ehre" gereiche, dass ein Mitglied derselben dazu tüchtig erfunden und berufen worden sei — ein Compliment, das freilich eben diese Gesellschaft nicht hinderte, später den im Elend Verkommenen schnöde zu verläugnen.

Dieser neue Hallenser Professor, Johann Ernst Philippi[71]), welcher am 6. August 1731 „in dem Hör-Saal“ seine Antrittsrede „von denen Rechten der akademischen Freyheit“ hielt, hatte eine bunte, wenig rühmliche Vergangenheit hinter sich, und war, wo nur immer er sich bisher aufgehalten, als *enfant terrible* verrufen gewesen. Er war von einer Charakter- und Würdelosigkeit ohne Gleichen und besass ein ganz hervorragendes Geschick, überall anzustossen und sich blosszustellen. Durch Ausschweifungen aller Art hatte er mehr und mehr Geist und Körper zerrüttet und allgemach jeden sittlichen Halt verloren. Ohne auch nur das bescheidenste Mass von Takt und Geschmack sudelte er das unglaublichste Geschreibsel auf's Papier und wurde trotz aller verdienten Demüthigungen nur immer aufgeblasener und prahlerischer, geberdete sich immer unreifer und kindischer. So bildet seine kurze Wirksamkeit in Halle eins der ärgerlichsten Kapitel in der Geschichte der Hochschule, ein Kapitel, an dessen Spitze man unbedenklich Herders entrüsteten Ausruf über einen späteren Hallenser Professor: „Schande, wahre Schande!“ als Motto schreiben mag. Die Litteraturgeschichte, welche von Philippi Notiz zu nehmen gezwungen ist, weil auch er dem Spotte Liscows anheimfiel, vermag dem armseligen Gesellen beim besten Willen nur ein pathologisches Interesse abzugewinnen, denn wer auch nur eine seiner elenden Schriften gelesen hat, kann über die geistige Zerrüttung des Mannes nicht mehr im Zweifel sein.

Er war ein Sohn[72]) des Merseburger Hofpredigers Ernst Christian Philippi, der es noch mit ansehen musste, wie durch seinen Sohn ein öffentlicher Scandal nach dem

andern erregt wurde. Im Jahre 1723 war der Zweiundzwanzigjährige in Leipzig Magister der Philosophie geworden, doch waren die dortigen Professoren bald genug dahinter gekommen, wess Geistes Kind dieser fahrige Magister war, so dass an eine Beförderung, trotz aller vom Vater in Bewegung gesetzten Protectionen, nicht zu denken war. Es gelang ihm denn auch rasch, sich in der sächsischen Docentenrepublik völlig unmöglich zu machen, worauf er 1729 in seiner Vaterstadt, vermuthlich als Advocat, sein Heil versuchte, um auch hier alsbald nach allen Seiten hin anzustossen und vor allem durch seine plumpen Gelegenheitsgedichte sich zum Schrecken aller geschmackvollen Leute zu machen. Wegen Verletzung des Duellmandats musste er schliesslich aus Merseburg flüchten und nun führte ihn sein Unstern nach Halle und liess ihn hier, zu seinem eigenen, wie der Universität gründlichem Schaden, zum Professor der Beredtsamkeit avanciren.

Ueber seine kurze Lehrthätigkeit wissen wir wenig mehr, als dass er u. a. ein Publicum über den — Hamburgischen Patrioten gelesen, dass er durch einen ungeschickten Angriff auf Wolff (in seiner Abhandlung: Mathematischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, 1733) nicht nur diesen, sondern auch die ganze Gottschedsche Partei in Harnisch gebracht hat und dass er im Uebrigen ununterbrochen die Zielscheibe der ausgelassensten Studentenstreiche gewesen ist. Aber für derlei Kränkungen fehlte dem dickfelligen, geckenhaft sich spreizenden Professor jede Empfindung. Von dem Augenblicke an aber, da Liscows bitterböser „Briontes“ erschien, war seine Stellung unhaltbar, und nur der Protection

des allzu gutmüthigen Kanzlers v. Ludewig verdankte er einen kurzen Aufschub der unvermeidlichen Katastrophe. Als ihn dann aber, Dank einer neuen gröblichen Taktlosigkeit, das Missgeschick traf, mit dem Stocke des derben Soldatenkönigs in unliebsame Berührung zu kommen und hinterher noch obendrein in einem Kaffeehause von ein paar adligen Offizieren geprügelt zu werden, da war das Mass voll, und der in Halle unmöglich gewordene setzte Ende August 1734 seinen Wanderstab weiter gen Göttingen.

Hier war das Erstaunen nicht gering, als eines Abends ein Wagen durch die Strassen rollte, „worauf zwei Personen sassen, die einen Koffer hinten mit aufgebunden hatten" und man in diesen Beiden den Professor Philippi aus Halle und die preisgekrönte Poetin Sidonia Hedwig Zäunemann erkannte, mit welcher sich jener „in einige Eheversprechung schon zum Voraus eingelassen hatte." Bald war in ganz Göttingen die Kunde verbreitet, der berühmte Philippi sei da und wolle *collegia juridica* lesen — zum nicht geringen Schrecken der dortigen Professoren, die nur neue Scandale und ärgerliche Auftritte befürchteten. Doch wollte man nicht gleich zu Gewaltmassregeln greifen, sondern liess ihn zunächst gewähren. Da nahm denn Philippi den Mund sehr voll und hielt es für angemessen, sich den Studenten als eine Art Schicksalsgenossen des Thomasius vorzustellen: Thomasius war ein geborener Sachse, er (Philippi) desgleichen; jener war ein offener Kopf, er sei es auch; Thomasius wurde in seinem Vaterlande verfolgt, er auch; Thomasius nahm seine Zuflucht zu einem Orte, wo eine neue Universität angelegt werden sollte, er auch; Thomasius ward endlich Professor

daselbst, und das, meinte er, könne er in Göttingen auch werden. Aber schon im December 1734 schrieb Mosheim an Gottsched: Herr Philippi sei in Göttingen „ebenso elend, verächtlich und lächerlich, als er in Halle gewesen" sei, und er wiederholte die gleiche Klage in einem Briefe vom 9. März 1735 — nachdem Philippi zu Anfang dieses Jahres mit der Herausgabe einer „albernen" Wochenschrift: Der „Freydenker" [73]) begonnen hatte — mit dem Zusatze: „Man legt es ihm so nahe, dass man ihn nicht weiter dulden will, als es seyn kann; allein er will nichts verstehen. Bisher schütze ich Ihn noch gegen eine gewaltsame Wegschaffung: Aber ich weiss nicht, wie lange er mir das Vermögen, ihn zu schützen, lassen wird". [74]) Ein paar Tage später erhielt Philippi das *consilium abeundi* und wurde, da er nicht freiwillig weichen wollte, mit sanfter Gewalt aus der Stadt entfernt.

Die letzten Schicksale des völlig Zerrütteten sind überaus traurig. Während seines kurzen Aufenthaltes in Jena lernte ihn Klopstock kennen, der in einigen Briefen über sein Zusammentreffen mit dem „Elenden" berichtete; dann suchte der Unbehauste nach einander in Halberstadt und in Helmstedt, in Erfurt und in Leipzig Unterkunft, aber allenthalben vergeblich. Nirgends hatte man Lust, „einen solchen Abschaum der Thorheit, den drey Universitäten fortgeschaffet haben", zu dulden. Er wurde auf „hohen Befehl", „als ein Narr, das Gnadenbrot zu geniessen" im Februar 1740 nach Waldheim geschafft, tauchte später wieder in Dresden auf und scheint 1750 in Mangel und Elend gestorben zu sein.

Philippi war das dritte Opfer, welches von dem witzigen Mecklenburger Christian Ludwig Liscow

erwürgt wurde, der in nicht weniger als fünf aus den Jahren 1732 bis 1735 stammenden Satiren den unglücklichen Hallenser Professor an den Pranger stellte, um ihm dann zu guterletzt noch in dem langathmigen Schriftchen von der „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" eine Art Grabschrift zu widmen. Er hatte vorher an einem jungen, dummdreisten Magister und an den Thorheiten eines bornirten Rostocker Theologen seinen Witz geübt — nun reizten ihn Philippis „deutsche Reden" und vor Allem dessen kindisches „Heldengedicht auf den König von Polen",[75]) diesen „elenden Scribenten" zu Fall zu bringen, nachdem er ihn zuvor auf offenem Markte erbarmungslos gestäupt hatte. Wie weit dabei Gottsched und die Hallischen Gottschedianer ihre Hand im Spiele gehabt haben mögen, mag dahin gestellt bleiben, immerhin hat Litzmanns Vermuthung über den Antheil Wiedeburgs, der mit seinem Collegen Philippi noch ganz besonders ein Hühnchen zu pflücken hatte, viel für sich.

Liscow's Execution hat, wenn man lediglich auf die Persönlichkeit seines Opfers sieht, etwas unsäglich Grausames und Peinliches. Von einem Kampfe ist bei der baren Verrücktheit des Verspotteten keine Rede, denn jede neue Replik Philippis bewies immer nur klärlicher, dass der Mann eben nicht mehr zurechnungsfähig war und dass er ins Narrenhaus, nicht aber auf den Lehrstuhl einer deutschen Hochschule gehörte. Aber diese Thatsache eben, dass ein Mann wie Philippi in jenen Tagen eine gewisse Rolle spielen, dass ein so würdeloser Patron eine Professur erhalten konnte, ohne sich sofort wieder unmöglich zu machen — grade diese Thatsache rückt jenes

Liscow'sche Strafgericht denn doch in eine andere Beleuchtung und nimmt seinen Streichen das Odium rein persönlicher Invectiven. Philippi, als Privatperson, erregt in diesem Handel lediglich unser Mitleid; die Streiche aber, die der Professor der Beredtsamkeit erhielt, trafen nicht ihn allein, sondern den ganzen Tross verächtlicher junger Streber, die sich in den Universitäten einnisteten und die deutsche Wissenschaft blossstellten. Und so ist in gewissem Sinne dieser Handel zwischen Liscow und dem Hallenser Philippi ein Vorspiel jenes späteren zwischen Lessing und dem Hallenser Klotz, denn in dem einen wie in dem anderen Falle konnte sich die Universität, nachdem die kritischen Nachrichter ihr Werk verrichtet, wie von einer Krankheit befreit fühlen. Liscow war denn auch ritterlich genug, seine Satiren einzustellen, sobald Philippi ins Elend gerathen war und man also „ohne Sünde“ nicht weiter über ihn spotten durfte.

Kommen Einem bei diesem Anlasse unwillkürlich die Klotzischen Händel in den Sinn, so wird man sich allerdings hüten müssen, etwa in Philippi eine Art Klotz, oder gar in Liscow nach berühmtem Vorgange eine Art Lessing zu erblicken. Denn als Gelehrter stand denn doch der Geheimrath Klotz in ganz anderer Weise seinen Mann als der armselige Philippi, und über den litterarischen Werth der Liscow'schen Satiren, die für den modernen Leser fast ungeniessbar geworden sind, hat jedenfalls Goethe das treffendste Wort gesprochen, wenn er in Wahrheit und Dichtung äussert, er selbst habe in Liscow's Schriften weiter nichts erkennen können, als dass er das Alberne albern gefunden habe. Und es gehörte nicht eben viel

dazu, um in Philippis „Deutschen Reden" und vollends in seinem famosen Heldengedichte die faustdicken Albernheiten zu entdecken. Aber wenn nun Liscow in seinem „Briontes der jüngere" den Redner Philippi mit seinen ironischen Lobsprüchen überschüttete, wenn er ihn apostrophirte: „Lass die Spötter immer schwatzen, man habe dich zu einem ausserordentlichen Bekenner der deutschen Beredtsamkeit erkohren, um durch Dein Lehrreiches Beyspiel die Jugend auf eben die Art beredt zu machen, als die alten Lacedämonier ihre Kinder durch das Exempel trunkener Knechte zur Mässigkeit anführten"[76]) — so musste das in einer Zeit, in welcher die litterarische Kritik eine Art Assecuranzgesellschaft auf Gegenseitigkeit darstellte und die Autoren mit vollen Backen sich gegenseitig anlobten, auf den wohlbestallten Professor der Beredtsamkeit, den „ersten öffentlichen Lehrer der deutschen Sprache in ganz Deutschland", wie ein Keulenschlag wirken. Es war der Hinweis auf den öffentlichen Scandal, dass ein solcher Flachkopf berufen sei, an einer deutschen Universität deutschen Stil zu lehren, und dieses Verdienst Liscows würden wir noch höher veranschlagen müssen, hätte er den Muth gehabt, mit offenem Visir zu kämpfen und hätte er nicht schliesslich in seinem „Glaubwürdigen Bericht" sich selbst zum Pasquillanten erniedrigt.

Fast noch leichter war es Liscow gemacht, den Dichter Philippi abzuthun, welcher in seinem Heldengedicht „Neu eröfneter Tempel der Ehren und Vorsehung" selbst das köstliche Geständniss abgelegt hatte:

O möcht mir Brocks den Mund, nebst seines gleichen, gönnen,
Wie solte mein Gedicht von Feuer zeugen können!

Allein der rauhe Ton, der bey mir nicht gestimmt,
Die matte Fähigkeit zum Denken und zum Dichten,
Die schamhaftsvolle Furcht, die allen Muth benimmt,
Entkräftet meinen Geist, anstatt ihn aufzurichten.

An dieser Poesie war nichts zu retten und der Uebertreibung kann man Liscows Satire sicher nicht beschuldigen. So viele Worte, so viele Schläge, die zu pariren das bischen Witz des armseligen Reimschmieds nicht ausreichte. „Die Poesie des Herrn Prof. Philippi ist so heroisch, als seine Beredsamkeit. Es ist eine Lust anzusehen, wie wenig er die unnützen Regeln beobachtet, wodurch man heutiges Tages die Dichtkunst so schwer machet. Er giebt sich alle Freyheiten, die einem Manne von seiner Art zukommen können. Abschnitt, Sylbenmasse und Füsse sind bey ihm gar verächtliche Sachen und seine einzige Sorge gehet auf das einzige Nothwendige in der Poesie, ich meine den Reim.“ Und weiter: es sei eine gemeine Sage, dass die Poeten nicht gemacht, sondern geboren würden. Philippis Heldengedicht beweise den Ungrund dieser Anschauung aufs Augenfälligste. Denn man könne hier mit Händen greifen, dass Herr Prof. Philippi kein geborener Poet sei, vielmehr merke man jedem Vers die Gewalt an, die er seiner Natur habe anthun müssen, um diese Probe seiner Geschicklichkeit hervorzubringen. Aber — so fährt Liscow mit grausamem Hohne fort — diese Art ein Poet zu werden, sei natürlich weit rühmlicher, als wenn Einem diese Eigenschaft angeboren sei. Das Heldengedicht lehre eben, dass man auch ohne der Minerva Wissen und Willen in der Dichtkunst gross sein könne, „und Dir, Christlicher Philippi,

stehet es vor anderen wohl an, dieser heidnischen Göttin zum Possen, ein Handwerk zu treiben, dazu du nicht gebohren bist."

So musste Philippi unter dem Gelächter der Zeitgenossen vom Hallischen Schauplatze abtreten; das unrühmliche Intermezzo war zu Ende. Aber grade dasselbe Jahr, in welchem den Hallensern dieses klägliche Schauspiel geboten wurde, sollte in anderer Weise der Pflege der schönen Wissenschaften zu Gute kommen. Nicht von Oben her, sondern von einem jungen Studenten kam die Anregung, und dieser Student war seltsamer Weise in dem pietistischen Lager aufgewachsen und Niemand anders als der Sohn Joachim Langes, Samuel Gotthold, der später als Pastor in Laublingen und Uebersetzer des Horaz Lessingschen Angedenkens eine gewisse zweifelhafte Berühmtheit erlangt hat. Er hatte sich im Kloster Berge und nachher in der Schule des Hallischen Waisenhauses eine tüchtige Bildung geholt und fand nun in dem theologischen Brodstudium keineswegs ein Genüge. Er war ein unruhiger Kopf mit vielseitigen Interessen. Er blieb nur schwer bei der Stange, hat aber der deutschen Sprache und den schönen Wissenschaften unentwegt eine lebendige Theilnahme zugewendet. Nun gründete er — etwa 1733 — als Zweiundzwanzigjähriger eine Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, eine rein private, zunächst ganz im Stillen wirkende Vereinigung, die jedoch in Halle die ersten bedeutsamen Regungen litterarischer Thätigkeit hervorrufen sollte. In Opitz, Haller und Günther sah man die vorzüglichsten Muster, die kritische Dichtkunst galt vorerst noch als einziger Kanon, Gottsched als unfehlbarer Richter.[77])

Aber grade aus dieser Gesellschaft sollte nicht lange hernach der gefährlichste Gegner Gottscheds hervorgehen: Immanuel Pyra,[78]) der Sohn eines Advokaten aus Kottbus, bis 1734 Student der Theologie in Halle, ein zarter, schwächlicher Jüngling, vier Jahre jünger als Lange, aber diesem an kritischem Urtheil wie an eigenem poetischem Vermögen weit überlegen. Er, der vom Dichter „angeborenes Feuer" verlangte, hat mit seinem „Beweis, dass die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe", Gottsched den Dichter vernichtet. Zuvor aber hatte er, wie Hercules am Scheidewege, die falsche, sinnliche Poesie, die ihn mit den Worten zu locken versucht hatte:

Komm, lerne hier die Kunst, wie man recht hurtig reimt,
Es soll mein Gnadenwind in deines Geistes Segel
Auf allen Meeren wehn, die Gift und Neid beschäumt,
Jedwede Zeile soll nach Mosch und Ambra riechen —

sammt ihren Begleitern Wollust, Ehrsucht und Geiz abgewiesen und war nun von der heiligen Poesie in den „Tempel der wahren Dichtkunst (Halle 1737) geführt worden. Nach langer Wanderung im Allerheiligsten angelangt, hörte er hier die Mahnung (fünfter Gesang, 60—67):

Lehrt das gemeine Volk des ewgen Vaters Ruhm,
Dass der geweihte Bau von seinen Thaten schalle.
Doch lasst es nicht dabey, dass ihr viel Worte nur
Bloss unter das Gesetz des Silbenmasses zwinget,
Und manche Redensart, die etwa biblisch klingt,
Noch durch die klappernden und schweren Reime fesselt.
Nein, es ist nicht genug, ein frommer Mann zu seyn,
Es muss ein Dichter seyn, der sich ans Dichten waget.

Und weiter (fünfter Gesang, 126—130):

— — — — — — — — — entreisst mit kluger Hand
Den Dichtern Griechenlands und Latiens ihr Gutes;
Doch eh ihr es dem HErrn auf seinen Altar legt,
So heiligt erst den Raub; damit kein Götzenopfer
Sein Heiligthum entweiht . . .

Das hiess also, die Dichter sollten es Milton gleich thun, der „die Poesie vom heidnischen Parnass ins Paradies geführt hatte"; das hiess: besingt christliche Stoffe in reimlosen Epen mit verständiger Nachahmung der Alten. Es bedarf keines besonderen Hinweises, dass dieses Programm des frommen Pyra im Hallischen Pietismus seine Wurzeln hatte, denn nicht umsonst hatte der junge Student durch vier Jahre diese Luft geathmet, nicht umsonst zu Joachim Langes Füssen gesessen. Eine tief religiöse Natur, verband er mit kernfester Gläubigkeit einen gewissen religiösen Enthusiasmus; dazu kam die schwärmerische Verehrung für Milton und so erwuchs ihm die tief innerliche Ueberzeugung, dass die wahre Poesie nur die von religiöser Weihe verklärte sei, dass ihr Stoffgebiet in den wunderbaren Geheimnissen der religiösen Welt gesucht werden müsse. Freilich war es ihm selbst nicht vergönnt, dieses hochfliegende Programm auszuführen. Ueberraschend klingt die schwungvolle Allegorie in einer lahmen Huldigung für Freund Lange aus; nach all der religiösen und poetischen Verzückung bleibt das Privatideal des Dichters doch nur das denkbar bescheidenste Idyll: ein wenig Acker, ein klarer Quell im Garten, ein Wald dabei und auf dem Hügel des Gartens er mit Lange und dessen Doris dem Höchsten Lieder singend. Auch hat schon Seuffert treffend darauf aufmerksam gemacht, wie wenig Pyra selbst seiner idealen Forderung religiöser Stoffe in seinem eigenen

Schaffen gerecht geworden ist, da ausser dem „Tempel“ und der Ode „das Wort des Höchsten“ nur zwei der „freundschaftlichen Lieder“ frommen Inhalt haben.

Aber der von Pyra ersehnte „deutsche Milton“ sollte nicht lange auf sich warten lassen. Zwar sein begeisterter Herold sollte ihn nicht mehr erleben: am 14. Juli 1744 war dieser, erst 29 Jahre alt, in Berlin entschlafen. Nur ein Jahr später verliess der junge Klopstock, der frühzeitig Pyras „Tempel“ kennen gelernt hatte, die Fürstenschule zu Pforta mit dem fast vollendeten Plan seines „Messias“, den er in seiner Abschiedsrede kühn anzudeuten gewagt hatte.

Und wie der Sänger des Messias von hier aus fruchtbare Anregungen empfangen hatte, so wurde nun auch Halle recht eigentlich der Ausgangspunkt seines Ruhmes. Es war der Hallische Professor Meier, welcher zu Anfang des Jahres 1749 die erste Buchausgabe der drei ersten in den Bremer Beiträgen erschienenen Gesänge des Gedichts bei Hemmerde veranstaltete, die trotz ihrer zahlreichen Druckfehler rasch vergriffen war, und es waren Hallische Kritiker, welche unter den Ersten auf die Epoche machende Bedeutung des Gedichts hinwiesen und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den deutschen Milton hinlenkten. Fast gleichzeitig nahmen Baumgarten und Lange das Wort, ersterer in den Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek (März 1749. S. 275 f.), der letztere in seiner moralischen Wochenschrift „Der Gesellige“ (vom 14. April 1749), beide beifällig, Baumgarten nüchtern wie immer, Lange begeistert. Noch in demselben Jahre folgte Meiers Panegyricus „Beurtheilung des Heldengedichts der Messias,“

eine Schrift, von der er selbst rühmen konnte, dass er dadurch dem „göttlichen“ Gedicht viele Verehrer verschafft habe. Und als dann Gottsched (1752) sein „bescheidenes Gutachten“ dahin abgab, dass die Erdichtungen Klopstocks ebenso verdammenswerth seien wie die rabbinischen Fabeln des Talmuds oder wie die apokryphen Evangelien und Legenden frommer Betrüger in der alten Kirche, da war auch sofort die Hallische Klopstock-Gemeinde auf dem Plan, den Dichter gegen solche Vorwürfe zu vertheidigen. Ein Wolffenbüttler Schulmann, der Rector Johann Christoph Dommerich, hatte in einem kleinen Schriftchen (*De Christeidos Klopstockianae praecipua venere*) über die Herrlichkeiten der Messiade ein begeistertes Loblied angestimmt und darin beiläufig in einer Anmerkung auch jene Gottschedsche Beschuldigung zurückgewiesen: sogleich erschien die Abhandlung in deutscher Uebersetzung in einer Hallischen pädagogischen Zeitschrift (in Joh. Gottl. Biedermanns Altes und Neues von Schulsachen. Dritter Theil. Halle 1753. S. 69—86), um etwaige Gewissensbedenken der dortigen Klopstock-Verehrer zu beschwichtigen. Dommerich war mit seinem Lobe nicht eben sparsam. „Unser itziges Jahrhundert — so schrieb er — hat einen Dichter hervorgebracht, an welchem, wie es scheint, die Natur ihre völligen Kräfte versuchet hat. Sie fand sich durch den ungerechten Verdacht, dass sie sich bei Bildung der Homere und Virgile ganz erschöpft habe, sehr beleidiget. Man hat diesen göttlichen Dichter nicht in seiner Jugend gekannt, sondern er ist schon bei seinem Ursprung ein Mann, ja damit ich recht sage, er hat, ehe er noch ganz ausgebildet worden, das männliche

Alter übertroffen; und thue ich wohl Unrecht, wenn ich sage: er habe die Schranken der menschlichen Natur überschritten?" Er schloss mit dem Wunsche, dass die Klopstocksche Muse von Tag zu Tag mehr Freunde, Gönner und verständige Leser finden, dass sie alle Reimer des Jahrhunderts verscheuchen und dass der grosse Dichter, diese Zierde für Deutschland, mit ebenso viel Fleiss und Geschicklichkeit die weiteren Gesänge vollenden möge. Er konnte dabei des Beifalls der Hallischen Klopstockianer gewiss sein, denn ihre Begeisterung nahm an derlei Ueberschwänglichkeiten keinen Anstoss. Gleichzeitig brachte in derselben pädagogischen Zeitschrift (S. 181 f) der Koburger Professor Christoph Josef Sucro in einem weitschweifigen Lehrgedicht „die Wissenschaften" dem Sänger des Messias eine Huldigung dar, indem er in dem die deutsche Dichtkunst behandelnden Abschnitt Klopstock in die vorderste Reihe stellte. Schon kröne der Lorbeer die edle Poesie:

Des Himmels reines Feuer
Entzündet ihre Brust und tönt aus ihrer Leyer.
Es sey, dass Klopstock ihr die steilen Wege zeigt,
Wo Miltons Geiste nach man durch die Wolken steigt;
Es sey, dass Haller sie der Dinge Wesen lehret,
Und selbst durch Bild und Reim die ernste Wahrheit mehret;
Es sey, dass Rost und Gleim sie in die Triften führt,
Und alle Sinne weckt und alle Herzen rührt;
Es sey, dass rein und hold in Gellerts edlen Zügen
Sie spielend Tugend wirkt und Wohlfahrt im Vergnügen.

Und noch auf ein anderes sei hingewiesen. Erwuchs aus Langes „Gesellschaft" allmählich hier in Halle eine kleine Colonie junger Musenfreunde, so sollte dieser auch das kritische Orakel nicht fehlen. Im September desselben

Jahres, in welchem Pyra seinen „Tempel“ zu dichten begann (1735), habilitirte sich an der Universität ein junger Gelehrter mit einer Schrift: *meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus.* Der Gelehrte war Alexander Baumgarten, der jüngere Bruder des Theologen, die kleine Schrift der Vorläufer der seit 1750 erscheinenden *Aesthetica*, gleichsam die Aesthetik in nuce, vorerst allerdings beschränkt auf die Poetik, während Malerei und Musik nur gelegentlich und flüchtig gestreift wurden. Unter dem Namen der Aesthetik war damit zum ersten Male ein neuer Zweig der Untersuchung in das Lehrgebäude der philosophischen Wissenschaften eingeführt. Und Baumgarten wiederum fand an Georg Friedrich Meier, der sich Ostern 1739 habilitirt hatte, einen begeisterten Schüler und Propheten, der flugs daran ging, in seinen dreibändigen „Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften“ (1748 – 1750) die von seinem Lehrer verkündigte neue Wissenschaft zu popularisiren oder, wie Justi spöttisch bemerkt, des Meisters Meth durch gehörige Verwässerung dem deutschen Lesepublicum geniessbar zu machen. Denn in das dornige Gestrüpp des Baumgartenschen Systems sich hineinzuarbeiten, war allerdings eine schwere Zumuthung, und namentlich die schaffenden Künstler standen dieser dürren Scholastik ziemlich rathlos gegenüber, da der Aesthetiker mit einem verblüffend geringen Apparat von Anschauungen und poetischen Beispielen operirt hatte. Lessing traf den Nagel auf den Kopf, wenn er meinte, dass die Beispiele einer Aesthetik denn doch etwas mehr nach der Quelle schmecken sollten. Aber trotzdem war das Erscheinen jener Habilitationsschrift und

noch mehr das der *Aesthetica* selbst ein Ereigniss: eine neu beginnende Wissenschaft hatte die erste Gestalt gewonnen; ihr Name war erfunden worden; ihre Wiege war Halle.

So hatte die aufsteigende schöne Litteratur durch die beiden in Halle herrschenden Richtungen fruchtbare Anregungen empfangen. Im Pietismus wurzelte Pyra, der beredteste Herold Miltons und Vorläufer des Messiassängers; aus der Schule des Rationalisten Wolff kam Alexander Baumgarten, der zuerst die Betrachtungen über das Schöne in den Gesichtskreis der Wissenschaft gerückt hat.

4. Die Cives academici.

„Der Ort ist *plaisant*, die Inwohner höflich, und die Herren Professores in allen Facultäten sehr fleissig" — so rühmten die „Historischen Remarques" vom Jahre 1699 (S. 86) von Halle, gleichsam um damit die überraschende Thatsache zu erklären, dass die junge Universität in „so gutem Flor" sei, dass bereits siebenhundert Studiosi sich daselbst aufhielten.

Die neue Hochschule hatte in der That rasch einen Aufschwung genommen, der die kühnsten Erwartungen der Stifter weit überflügelte. Vor allem erwies sich ihre enge Verbindung mit der von Friedrich III. reorganisirten Ritter-Akademie von günstigstem Einfluss; legte doch auch Thomasius einen besonderen Werth darauf, dass der Kurfürst den jungen Leuten bedeuten lasse, dass, wenn sie in Halle studirten, sie eine „wohlangerichtete" *Academie des exercises* vom Stallmeister, Fecht-, Tanz-, und Sprach-

Meister daselbst anträfen und von denselben „um ein billiges *accomodiret* werden“ würden[79]. Vor etwas mehr als fünfzig Zuhörern hatte Thomasius im Jahre 1690 seine Vorlesungen begonnen; als vier Jahrzehnte später, am 12. Juli 1730, der Kanzler v. Ludewig das Prorectorat dem Professor Lange übergab, konnte er mit frohem Stolze rühmen, dass im letzten Jahre nicht weniger als 785 neue Studenten eingeschrieben worden seien, darunter von gräflichen, freiherrlichen und adligen Standespersonen 63, ferner Ausländer aus Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, England, den Niederlanden und Frankreich. „Der HErr — fügte er hinzu — hat uns bishero geholffen; dessen göttliche Gnade und Fürsehung wird uns auch noch in allen künfftigen Zeiten, für uns und unsere Nachkommen, in Buss und Glauben ferner überlassen“. In demselben Jahre (15. August) reichte v. Ludewig dem Minister v. Münchhausen ein Gutachten über die Zustände der Universität Halle[80]) ein, welches uns in die Frequenz der Hochschule einen leidlich klaren Einblick gestattet. Das Gerücht lasse Halle von mehr als zweitausend Studenten besucht sein, aber diese „enorme Anzahl“ sei ganz erheblich übertrieben. Die Matrikel weise jährlich über vier- oder fünfhundert neue Eintragungen auf; weil nun aber von den neuen Studenten keiner über drei Jahre bleibe, die meisten wegen Theuerung des Orts schon das andere Jahr wieder abzögen, so sei leicht zu erachten, „dass die 400 oder 500ten Zahlen duplicirt, aber nicht triplicirt werden dürfen, folglich viel über 1000 Studenten in Halle niemals gewesen seyn mögen. Welcher Segen aber schon genug, weil alle anderen Teutschen Universitäten, ohn-

geachtet dieselben mit noch so grossen Kosten angeleget, sich, das einige wohlfeile Jena ausgenommen, mit wenigen Hunderten behelffen müssen."

Ueberraschend ist hierbei v. Ludewigs Bemerkung über die „Theuerung" in Halle, die allen sonstigen Nachrichten schnurstracks widerstreitet. Mit Jena allerdings, welches schon im siebzehnten Jahrhundert als die *universitas pauperum* galt, konnte sich Halle an Wohlfeilheit nicht messen, aber es war gleichwohl nicht grundlos, wenn schon Thomasius der Stadt nachsagte, dass sie nicht nur sehr günstig gelegen, sondern auch sehr wohlfeil sei. Das Gleiche wusste noch ein halbes Jahrhundert später der Rector des lutherischen Gymnasiums, Miller, in einem Programm[81]) nachdrücklich zu rühmen. „Man würde verrathen — so schrieb er 1755 — dass man sich wenig ausser seinem Vaterlande umgesehen, wenn man unser Halle einer Theuerung beschuldigen wollte. Halle liegt in einer der allergesegnetsten Provinzen von Deutschland, und da es eine Grenzstadt ist, so ist die Zufuhr ungemein stark. Und ich weiss es insbesondere, dass sehr viele von unseren fremden Schülern wöchentlich mit acht bis zehn Groschen haushalten und dabey ganz frisch und gesund sind." Büsching erzählte, dass er in Halle für einen Groschen und drei Pfennige zu Mittag gegessen habe, und ähnliche Zeugnisse für die Billigkeit aller Lebensbedürfnisse liessen sich mit leichter Mühe vermehren.

Bedeutsamer freilich wirkte auf die immer steigende Frequenz Halles das königliche Edict von 1727, dem zu Folge alle Theologen auf inländischen Universitäten studiren und bei ihrem Abgange für ein gutes Testimonium

sorgen mussten, ein Edict, welches zwei Jahre später sogar dahin verschärft wurde, dass kein lutherischer Theolog im preussischen Staate eine Anstellung erhalten sollte, der nicht wenigstens drei Jahre in Halle studirt und von der Facultät ein Zeugniss seines *status gratiae* erhalten hatte. Noch 1736 liess der König diese Anordnung den Theologen aufs Neue einschärfen[82]). Doch nicht nur die jungen Theologen wallfahrteten nach Halle, sondern auch die anderen Facultäten hatten starken Zulauf. Dazu lockte der frische wissenschaftliche Geist der machtvoll aufstrebenden Hochschule viele Ausländer herbei, und auch der preussische Adel schickte seine Söhne gerne nach Halle, wo der deutsche Professor einen gewissen schöngeistigen und weltmännischen Anstrich zur Schau zu tragen begann, seitdem Thomasius das Ideal eines gelehrten *galant homme* entworfen und in ihm zuerst die strenge Fachwissenschaft mit der anmuthigen Gelehrsamkeit sich verbündet hatte. Jedenfalls war in den ersten Jahren gerade er der hauptsächlichste Magnet für die studirenden Adligen[83]), die zudem vielleicht auch die Aussicht auf den Umgang mit den auf der Höhe der Zeitbildung stehenden französischen Ansiedlern anlocken mochte.

Natürlich aber fehlten diesem Bilde auch nicht die Schatten, und es sind keineswegs nur rühmliche Leumundszeugnisse, die uns über Leben und Wandel der Hallischen Studenten im achzehnten Jahrhundert erhalten sind. Thomasius selbst war gleich von Anfang an aufs Eifrigste bemüht gewesen, mit seinen Studenten auch in persönlichen Verkehr zu treten; er hatte ihnen an jedem Nachmittag während der Stunden von eins bis drei freien

Zutritt in seinem Hause gestattet und ihnen auch seine Bibliothek zur Verfügung gestellt. Nur die Beobachtung der folgenden drei Regeln hatte er sich ausbedungen, erstens: „Macht keine unnöthigen Complimente und verspart die wunderlichen Titel, bis ihr zu Leuten kommt, die solche gerne hören"; zweitens: „Bringet euer Begehren kurz und deutlich für"; drittens: „Wenn euch darauf geantwortet worden, so nehmet bald euren Abschied wieder, es wäre denn, dass ich euch selbst nöthigte zu bleiben."[84]) Aber auch er hatte schon Ursache genug, in bitteren Worten über seiner Studenten Unfleiss und ihre lockeren Sitten zu klagen, und wie er die Menschen überhaupt und auch die Studenten in drei Klassen theilte: in Bestien, Menschen und Christen, so erklärte er im Jahre 1693 den Hallischen Studenten direct ins Gesicht, die meisten unter ihnen liefen auf dem Wege der Bestialität, sehr wenige hätten sich umgekehrt und liefen den Pfad der gesunden Vernunft, die allerwenigsten seien wirkliche Christen. Die meiste Zeit werde auf Karten- und Würfelspiel verwandt, auf das Ballhaus, auf den Besuch der „Tobackstuben, Chocolade- und Coffeehäuser", auf den Besuch der Komödien, auf Musik und Taschenspiel. „An das Studium wird am allerwenigsten gedacht, ausser dass, wenn es hoch kommt, einer dann und wann ein Historienbuch oder wohl einen Roman in die Hand nimmt und daraus nur dasjenige herausklaubet, was zur Verstärkung seiner Thorheit dienet."[85])

Nicht viel besser lautete ein paar Jahre später das Urtheil des Magistrats der Stadt Halle, als dieser, gereizt durch die ewigen von der Universität angezettelten

Theaterhändel in einem an den König gerichteten Verantwortungsschreiben[86]) (vom 16. März 1703) ganz unverblümt darauf hinwies, dass die Professoren besser thäten, hübsch auf ihre Leute Acht zu haben und wider diese zu eifern, statt sich immer wieder unberufener Weise als „Censores des hiesigen Raths" aufzuspielen. Das Sündenregister, das der Magistrat bei diesem Anlasse aufstellt, ist ziemlich reichhaltig: Die Studenten liefen verlarvt und vermaskirt umher, turnirten die ganze Nacht auf den Gassen und Strassen, tumultuirten in den Wein- und Caffeehäusern, beim Billard und in dem Universitätskeller in wahrhaft „höllenstürzender" Weise, ja liessen gar Nächtens durch ihre Diener die Leute auf den Strassen anfallen und berauben! Ist es doch auch eine charakteristische Thatsache, dass bei all den halb traurigen halb lächerlichen Händeln zwischen Universität und Theater, welche sich durch Jahrzehnte hindurch zogen, für die energische Abneigung der ersteren gegen die Schaubühne viel weniger ästhetische oder moralische oder kirchliche Bedenken Ausschlag gebend waren, als vielmehr fast ausschliesslich die Rücksicht auf die Fahrigkeit und Leichtfertigkeit der damaligen akademischen Jugend. Immer wieder hören wir die Klagen, dass die Studenten all ihr Geld in die Komödien trügen, die Collegia versäumten und schliesslich mit „Hinterlassung vieler Schulden und Seufzer ihrer hintergangenen Gläubiger" heimlich entwichen. Hatte doch auch König Friedrich II. von dem Lebenswandel der Hallenser Studirenden keine allzu hohe Meinung, wie aus seinem berühmten Erlass (vom 20. Februar 1745) in Sachen der Komödie, in welchen

er seinen ganzen Groll gegen die „Hallischen Pfaffen" und insonderheit gegen den jüngeren Professor Francke ausschüttete, deutlich hervorgeht. Auch er bedauerte die unter den dortigen Studenten einreissenden Unordnungen und Excesse, aber er empfand es „sehr ungnädig", dass man die Schuld daran den armen Komödianten aufbürden wolle, während der Unfug doch wohl wesentlich in den mangelnden „guten Exempeln" auf Seiten der Professoren seinen Grund habe. Drei Jahre später schrieb der grosse König seine dreiaktige Komödie: „*L'école du monde*"[87]) und es ist wohl nicht zufällig, wenn er den grundlüderlichen Bilvesée, „*jeune étudiant revenu de l'université*" gerade von Halle zurückkehren lässt. Es sind Dinge von höchst zweifelhafter Sauberkeit, die dieser Bursche (in der fünften Scene des ersten Actes) seinem Vater von dort zu erzählen weiss. Dass übrigens, wie beiläufig bemerkt sein mag, der königliche Verfasser in dem Hallischen Vertreter der Monadenlehre eine dortige bestimmte Persönlichkeit im Auge gehabt habe, scheint mir schwer zu erweisen. Auch Lenz, der mit fast komischem Eifer geflissentlich die Studenten vor den Offizieren, den Adligen im bunten Rocke, herausstreicht, lässt bekanntlich die wenig erfreulichen Studentenscenen seines „Hofmeisters" in Halle sich abspielen.

Wichtiger sind für uns die Urtheile aus akademischen Kreisen selbst und auch hier ist an bitteren Klagen kein Mangel. Schon im Juli 1699 sah sich der akademische Senat zu einer „getreuen, väterlichen Vermahnung[88]) an sämmtliche Angehörige der Friedrichs-Universität" veranlasst, damit sie „allen Müssiggang, liederliche Gesell-

schaften, Fress- und Sauf-Gelage, nächtliche Musiken und andere Schwärmereyen hinfüro vermeiden" möchten; er liess die gleiche, 16 Quartseiten füllende Ansprache im December 1710 nochmals abdrucken und empfahl in beweglichen Worten ihren Inhalt aufs Neue der Beherzigung und Nachachtung. Damals hatte der Selbstmord eines Studenten die „Vermahnung" angeregt; jetzt gab zu dem Neudruck ein Duell mit tödtlichem Ausgange den Anstoss. Die reichlich mit Bibelsprüchen ausgestattete Ansprache eifert heftig gegen die „libertinische" Art zu leben: unter Berufung auf diese „unziemliche" Freiheit brächten so viele ihre Zeit im Müssiggange hin, suchten böse Gesellschaft und Saufgelage, verschwendeten Zeit und Geld mit Spielen, fröhnten der Geilheit und anderen schändlichen Lastern und was sonst für unordentliches Wesen damit verbunden sei. Was aber solle der Endzweck des akademischen Lebens sein? „Die Zeit mit Müssiggang zu vertreiben? Der Eltern Hab und Gut zu verprassen? In der Eitelkeit des Weltwesens sich recht zu sättigen und den Lüsten der Jugend Zaum und Zügel schiessen lassen? Was wäre dieses anders, als einen Grund legen zu seinem zeitlichen und ewigen Verderben? Eine solche Lebensart wäre ja nicht allein wider das Christenthum, sondern auch wider alle gesunde Vernunft."

Galt diese Klage den Studenten im allgemeinen, so fehlte es auch nicht an Vorwürfen wider die einzelnen Facultäten. So warf der Mediciner Friedrich Hoffmann, welcher mehrmals Prorector war, insbesondere den Theologen unordentliches Leben vor und klagte beweglich, dass sie Collegia, Stube und Tisch sehr unregelmässig bezahlten

und oft heimlich sich davon machten, während andererseits wieder der Theolog Hieronymus Freyer, Inspector am Pädagogium der Franckeschen Stiftungen, die Juristen aufs Korn nahm und diesen in einer langathmigen Abhandlung[89]) ihre Sünden vorhielt. Zwar wolle er dem bekannten Sprichwort, welches einen Juristen ohne weiteres zum bösen Christen machen wolle, nicht schlechtweg zustimmen, aber es sei doch dringend zu wünschen, dass zu solchen präjudizirlichen Reden nicht soviel Gelegenheit gegeben werden möchte. Weitschweifig setzt er auseinander, dass die Vereinigung von Jurist und Christ sehr wohl möglich sei, und dass schon in Rücksicht auf Zeit und Geld die jungen Juristen wohl thäten, sich eines rechtschaffenen Christenthums zu befleissigen. „Was achtet ein sicherer Mensch eine sündlich zugebrachte oder vergeblich vorbey gegangene Stunde? und was bekümmert er sich darum, wenn gleich ein Collegium nach dem andern versäumt oder bey guter Gesellschaft aus Nacht Tag und aus Tag Nacht gemachet wird? Dass auf einen eintzigen Schmaus oder Ritt oftmals 10, 20 und mehr Thaler; oder wenn der Wechsel, den man von der Leipziger Messe holen will, zu Leipzig wohl gantz oder guten Theils zerschmoltzen, ehe er noch zum Hallischen Thor wieder hinauskömmt[90]), fühlet mancher ehe und mehr im Beutel oder Carcer, als im Gewissen; ja rühmet sich seiner Tollheit noch wohl unter andern seines gleichen und erweget nicht, was ihm daher für Schade aufs gantze Leben entstehe.“ Der Pietist eifert zornig wider die Art, wie die Studenten den Sonntag entheiligten und schändeten, indem sie Morgens den Rausch der vergangenen Nacht ausschliefen, dann halb angekleidet,

mit der Tabakspfeife im Munde, aus dem Fenster guckten und die zur Kirche Gehenden oder wohl gar schon aus der Kirche Kommenden angafften. Oder wenn sie die Kirche gleichsam zur Börse machten und nur hingingen, um einen guten Freund zu begrüssen und an dem Weibsvolke, „welches zum Theil freylich züchtiger seyn sollte“, die geilen Augen zu weiden. Bekümmert klagt er zuguterletzt — und hier treffen der Mediciner und der Theolog zusammen — über das überhandnehmende leichtfertige Schuldenmachen, oder auf gut deutsch, den „Diebstahl“ der Studenten, die, wenn sie von der Universität abgingen, dem Medicus wie dem Chirurgus, dem Kaufmann wie dem Schuster und Schneider das leere Nachsehen liessen.

Auch der Kanzler v. Ludewig beschäftigte sich in seinem schon mehrfach erwähnten Gutachten eingehend mit diesen Uebelständen und schob seinerseits den Hauptantheil der Schuld auf die vielen unbemittelten Studirenden, denen schon von Haus aus die rechte Erziehung mangele, während man über „Leute von *condition* und Stande“ nur wenig zu klagen finde. „Aber wer will das Unkraut aus dem Weizen bringen, ohne die ganze Ernte zu verderben?“ Eine schärfere Disciplin einzuführen sei schwer, so lange das Prorectorat alle Jahre wechsele, da, wenn der eine Prorector stramme Zucht gehalten, der folgende dadurch, dass er bei allen Excessen durch die Finger sehe, sich bei den jungen Leuten zu insinuiren suche. Darum müsse jeder Prorector, und wenn er es noch so ehrlich meine, Bedenken tragen, in dieses Wespennest zu stechen, „um sich nicht bey dem gemeinen Hauffen stinkend zu machen.“ Als einziges Heilmittel empfiehlt v. Ludewig,

für alle Disciplinarsachen einen ständigen Senat zu schaffen, da eben der jeweilige Prorector sich unglücklich machen würde, wollte er ernsthaft dem unordentlichen Wesen steuern und die „alte verführerische liederliche Pursche“ wegschaffen.

Ganz anderer Art als derlei Klagen über Schuldenmachen und Spectakeln der Studenten waren die Klagen und Befürchtungen, welche gleich im ersten Jahrzehnt des Bestehens der Universität durch den Professor Gundling in einem interessanten Programm [91]) scharf formulirt wurden. Was ihn bekümmerte, war die ungenügende wissenschaftliche Vorbildung und die mangelnde geistige Reife der jungen Studirenden; was er befürchtete, war die Ueberhandnahme eines gebildeten Proletariats, wofür er die hauptsächlichste Ursache in der missbräuchlichen Anwendung der Stipendien erblickte. Für Halle besonders kamen noch die vielen Vergünstigungen hinzu, welche die Franckeschen Stiftungen den jungen Theologen gewähren konnten [92]), so dass im Vertrauen auf die zu gewärtigenden Unterstützungen Jahr aus Jahr ein eine grosse Zahl gänzlich unbemittelter junger Leute mit Empfehlungsbriefen versehen zur weiteren Versorgung dorthin geschickt wurde. Der Universität blieb dann in der Regel nichts anderes übrig, als sich der Nothleidenden anzunehmen, unbekümmert darum, ob ihre Unterstützung auch einem wirklich brauchbaren Mitgliede zu Theil wurde. Bei einem grossen Theile dieser Studenten äusserte sich natürlich der wissenschaftliche Eifer in einem banausisch betriebenen Brodstudium, das sich in ängstlicher Scheu in eine völlige Abhängigkeit von den Lehrern stellte. Mit grosser Freude hatte daher Gundling die königliche Verordnung begrüsst, der zu Folge die Stipendien fortan nicht

mehr erbettelt, sondern verdient werden sollten und zwar durch Nachweis besonderer Begabung und Aufweisung besonderer Leistungen, wenn er freilich auch weit davon entfernt war, den praktischen Erfolg einer solchen Verfügung zu überschätzen. Aber der gesunde Grundgedanke derselben war ihm aus dem Herzen gesprochen. Es müsse, meinte er, verhindert werden, dass durch allerhand Vorschub eine Menge armer Leute verlockt werden, ihren Stand zu verlassen und „mit Hintansetzung anderer guter Nahrung und Gewerbe dermaleinst Landstürmer zu werden.“ Denn schon sei die Anzahl derjenigen, welche sich Gelehrte nennen und nicht sind, für Halle eine wahre Bürde und man müsse auf Mittel und Wege sinnen, wie dieselbe allmählich abzuschütteln sei. „Ich dencke, dass wann den Lehrern auf unseren teutschen Universitäten befohlen würde, alles solid und gründlich fürzutragen, oder zugleich verbotten würde, niemand *ad altiores disciplinas* zu lassen, es seye denn, dass er die zur wahren Gelehrsamkeit gehörigen Wissenschaften zum Grund gesetzet; so würde gewiss auch bey uns die nichtswürdige Esels-Zucht aufhören, auch mancher alberne Vater abgeschrecket werden, seinen Sohn auf die Akademie zu schicken, weilen man allda keine Esel mehr beschläget. Bey so gestalten Sachen aber und täglich überhand nehmenden Abkürtzungen sehen die Eltern zu, wie sie etwan ein *beneficium* vor ihre Kinder erhalten, oder sonsten so viel erübrigen können, damit sie nach Verfliessung zweyer Jahre zum höchsten einen *Baccalaureum*, *Magistrum*, *Licentiatum*, *Doctorem* oder *Juris practicum*, oder ein Dorf-Licht nach Hauss überkommen möchten: und bereden sich hier-

Staatliche Bibliothek Bamberg

durch, sie wären viel glückseliger als ihre Nachbarn, welcher Kinder noch bei dem Amboss stünden, oder auf der Werckstatt ohne Lux und Crux in Finsterniss und Unehren sässen.“ In ganz ähnlicher Weise wie einst Thomasius klagte auch Gundling, dass in der ganzen Welt nicht mehr *judices incompetentes* als auf den Universitäten umherliefen, dass mehr und mehr ein blinder Autoritätsglaube in den Köpfen sich einniste und die unbesonnene Sectirerei überhandnehme. Aber er war doch unbefangen genug, ein gut Theil der Schuld den Docenten aufzubürden und auch den Lehrern die Gewissen zu schärfen, deren Bequemlichkeit nur zu oft den zureichenden Grund für die der Studenten bildete.[93])

Und man thut jedenfalls gut, derlei unerfreuliche Mären über das Treiben der Studenten nicht allzu tragisch zu nehmen. Wohl mochten anfänglich viel Rohheit und Banausenthum an der jungen Hochschule sich tummeln; wohl mochten Magistrat und Bürgerschaft bisweilen über die ungeberdige Schaar der Musensöhne erschrocken die Köpfe schütteln; ja hin und wieder mochten die tollen Streiche einen wirklich gemeingefährlichen Charakter annehmen — im Allgemeinen aber war's jedenfalls in Halle keineswegs schlimmer als anderwärts und man darf von den Schilderungen jener Klageschriften ohne Weiteres mancherlei abdingen. Wer da wollte, konnte ungefährdet allen Versuchungen aus dem Wege gehen und zu ruhigem Studium still in seine Klause sich einspinnen. Eins der ältesten studentischen Zeugnisse über Halle besitzen wir von dem nachmaligen Hamburger Rathsherrn Barthold Heinrich Brockes,[94]) dem Sänger des „Irdischen

Vergnügens in Gott", welcher Ostern 1700 die Hallische Universität bezog, beim Rathsmeister Pastoneller wohnte, im Ringe speiste und bei Stryk, Thomasius, Ludewig und Ludovici Vorlesungen hörte. Vom Trinken, so erzählt er, sei er kein Liebhaber gewesen, habe dasselbe jedoch der Gesellschaft wegen nicht immer vermeiden können; von allen „liederlichen Weibsbildern" habe er sich fern gehalten und auch vor Händeln habe ihn Gott gnädig behütet. Alle Woche pflegte er einmal auf seiner Stube mit guten Freunden zu musiciren und hielt sich im übrigen vorzugsweise zu seinen Hamburger Landsleuten, deren er einige vierzig namentlich aufführt.

Doch mochte freilich jugendfrische Lebenslust damals so wenig wie zu anderen Zeiten an Moralpredigten sich scheeren, und ein absonderlich feiner Ton war derzeit auf keiner deutschen Hochschule zu Hause. Im Gegentheil: mancherlei Schilderungen aus späteren Jahren und von anderen Universitäten lassen sogar die damaligen Hallischen Zustände noch als relativ günstige erscheinen, wobei man gar nicht einmal die fast unglaublichen Mittheilungen über Giessen in Laukhards „Annalen der Universität zu Schilda" (Halle 1798 und 1799) zum Vergleiche heranziehen darf. Wir verdanken demselben berüchtigten Magister Laukhard auch über die Hallischen Universitäts-Zustände interessante Bemerkungen,[95]) die um so lehrreicher sind, da ihr Verfasser an zahlreichen deutschen Hochschulen herumgebummelt hatte und derzeit als Autorität in allen Lastern und Rohheiten deutschen Studententhums gelten konnte. Seine persönlichen, wenig erfreulichen Erlebnisse in Halle fallen freilich erst in den Beginn der achtziger Jahre, aber da er

bei seinen Schilderungen immer bestrebt ist, Vergangenheit und Gegenwart mit einander zu vergleichen, so gewähren diese Abschnitte seiner Confessionen einen interessanten Einblick in das Burschenleben jener Tage und erheischen als farbig gezeichnetes Culturbild aufmerksame Beachtung. Der ehemalige rüde Ton der Hallischen Studenten — so erzählt unser Gewährsmann — habe sich im Laufe der Zeiten erheblich gemildert; auch Saufen und Besaufen sei ihr Fehler nicht. Das sei in Jena und Giessen Mode, während in Halle „in Absicht des Trinkens viel Decenz“ herrsche. Das Bier sei nicht stark und Branntwein werde gar nicht getrunken. Auch an Fleiss liessen es die Hallenser nicht fehlen und die Studenten in Giessen und Jena könnten sich in dieser Hinsicht mit ihnen bei weitem nicht messen. Herrschte doch gerade in Jena ein überaus wüstes Renommistenleben, das 1744 Zachariä in seinem komischen Heldengedichte ausführlich geschildert hatte. Dagegen weiss auch Laukhard über die sittlichen Zustände wenig Erfreuliches zu berichten und auch die alten Klagen über Schuldenmachen und Nichtbezahlen kehren mehrfach bei ihm wieder. Dem Aeusseren der Hallischen Studenten rühmt er nach, dass es eine gute Mittelstrasse halte zwischen dem rüden Aufzuge der Jenenser und Giessener und der „firlefanzischen Ziererei der Herren Leipziger.“ „Vor zehn Jahren,“ fügt er hinzu, „war die Kleidung der Hallischen Studenten noch sehr mittelmässig. Reichere kleideten sich gut, einige gar prächtig: bei den übrigen war ein Flausch oder ein Rock der ganze Putz. Gestiefelt gehen beinahe alle, Winters und Sommers, wegen des elenden Hallischen Pflasters und um seidene Strümpfe zu

ersparen Alles übrige ist jetzt entweder englisch oder französisch und verändert sich von der einen Leipziger Messe zur andern . . . Diese Art Luxus ist erst seit zehn Jahren nach und nach hier so eingerissen, dass unsere jetzigen Studenten an guter Kleidung den Göttingern nichts nachgeben, obgleich sie weit von der Leipziger Pinselei entfernt sind und wahrscheinlich auch noch so lange bleiben werden, als das Martialische der preussischen Verfassung fortdauern wird.“ Andere wollten freilich gleichzeitig das Martialische schon gänzlich vermissen und jammerten, dass die einstige Ungebundenheit und Renommisterei einer unstudentischen Ueberfeinheit gewichen sei. So klagte beispielsweise ein ungenannter Poet in einem satirisch-komischen Gedicht „die Prorectorwahl“[96]):

Jetzt drücket nur den breiten Stein
(Den Stolz bei unsern Vätern)
Der kleine Schuh, das seidne Bein
Von süssen Petitmätern;
Und wo man sonst sich toll und voll
Getrunken, wo Sadone erscholl,
Tönt jetzt ein friedlich Prosit.

Dort der gestickte Galarock
Läuft hin zu Assembléen,
Man kann den dicken Knotenstock
In Rohr verwandelt sehen.
Jetzt wird das blonde Haar gebrannt,
Und die sonst stahlgewohnte Hand
Ziert schon die Handmanschette.

Doch wird man diesen über Ziererei jammernden studentischen Reimschmied ebenso wenig streng beim Wort nehmen dürfen, wie diejenigen, welche unablässig über die

zunehmende Verrohung wehklagten. Denn auch mit diesem gesellschaftlichen Schliff scheint es damals, glaubwürdigen Zeugnissen zufolge, noch nicht allzu weit her gewesen zu sein. Dagegen ist es sicherlich beachtenswerth, dass selbst Laukhard von gröblichen Excessen fast gar nichts zu berichten weiss. So war selbst das wüste Singen bei der Prorectorwahl damals schon so gut wie verschwunden. Bisher waren alljährlich an diesem Tage (12. Juni) die Studenten schaarenweise, Burschenlieder brüllend, durch alle Strassen gezogen; der Spectakel begann am Nachmittag und dauerte bis in die späte Nacht; die Gassenjugend schloss sich dem studentischen Trosse an und an wüsten Ausschreitungen war natürlich kein Mangel. „So sehr aber — erzählt Laukhard — dies spectakulöse Singen ehedem allgemein beliebt war, so allgemein verhasst und verächtlich ist es nach und nach geworden. Der edlere Theil der Studenten fand es unter seiner Würde, bacchantenmässig auf der Strasse herumzugrölen und sich zum skurrilischen Pöbelsänger herabzusetzen und unterliess es. Der kleine obskure Theil, der sein Gassenjungen-Recht behaupten zu müssen wähnte, ward des Schreiens endlich auch müde, und so kam es dahin, dass im Jahre 1789, als Herr Semler Prorector ward, die Kinderei aufhörte und seitdem nicht wieder gehört ist.“ Bedenklicher war zeitweilig das wüste Treiben in den Bier- und Theaterdörfern um Halle, und auch in dem aristokratischen Lauchstädt schlug der studentische Muthwille bisweilen über die Stränge, aber doch behielt Halle, aller solcher Ausschreitungen ungeachtet, unentwegt den Ruhm, dass dort stramm gearbeitet und Tüchtiges geleistet werde.

Wohl mochte allerdings auch dort Mancher verbummeln; auch dort ging sicherlich manche junge Kraft in dem Strudel zu Grunde, aber mehr noch tauchten rüstig wieder daraus empor und der tüchtigen Gelehrten und ehrenhaften Beamten, die während des achtzehnten Jahrhunderts auf dieser jüngsten preussischen Hochschule ihre Bildung sich geholt, war eine stattliche Anzahl.

Von besonderem Einfluss war die Gründung der Universität auf die Entwicklung des Buchdruckergewerbes und des Buchhandels, welche beide rasch zu ungeahnter Blüte sich entfalteten und den benachbarten Leipziger Druckern und Buchhändlern scharf Concurrenz machten. Bildeten doch die Buchdrucker eine Hauptstütze der Hochschulen und galten im eigentlichen Sinne als die „Universitätsverwandten", die sogar theilweise in den Matrikeln erscheinen und als cives academici figuriren.[97]) Und dass die Hallischen Buchdrucker rasch zu Ehre und Ansehen gelangt waren, das beweist schon die Thatsache, dass der wackere C. F. Gessner die vier Bände „Der so nöthig als nützlichen Buchdruckerkunst und Schriftgiesserei" (Leipzig, 1740—45)[98]) „den sämmtlichen auf der weltberühmten Friedrichs-Universität zu Halle vorjetzo befindlichen Buchdruckerherren" widmete und ihnen als den unentbehrlichen Gehilfen der Universität collegialisch huldigte.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab es in Halle drei Druckereien, die von Peter Schneid, von Melchior Oehlschlägel und von Christoph Salfeld. Der Vorgänger des letzteren war ein Christoph Biss-

marck aus Dahlenwarsleben, der als Drucker der Schriften Valentin Weigels bekannt ist. Zu jenen drei gesellten sich mit Errichtung der Universität im Jahre 1694 noch zwei auswärtige Buchdrucker: Christian Henckel aus Wittenberg und Christoph Andreas Zeidler aus Frankfurt a. d. Oder,[99]) von denen der erstere am Moritz-Kirchhofe, der zweite am alten Markte sich ansiedelte. Im Jahre 1707 waren sieben Druckereien in Thätigkeit und 1740 war die Zahl derselben bereits auf sechszehn gestiegen. Und diese liessen es sich nicht nehmen, in jenem Jahre (am 25. Juli 1740) das dritte Jubiläum der Buchdruckerkunst mit festlichem Gepränge zu feiern. Dem Feste voran ging am Sonntag vorher eine Abkündigung in den Kirchen, wodurch „die Gemeinen zum Lobe und Preise Gottes für diese grosse und herrliche Wohlthat, wodurch nicht nur die freyen Künste und Wissenschaften, sondern auch besonders die christliche Religion einen gantz gemeinen Zuwachs bekommen,“ ermuntert wurden. Der Festact selbst fand in der geschmückten Universitätskirche statt; hier hielt die „so gelehrte wie erbauliche“ Festpredigt der Professor der Theologie Clauswitz über Psalm 102 V. 9, worauf unter Begleitung der Pauken und Trompeten das Te Deum gesungen wurde. Bei dem Nachmittags im Collegienhause veranstalteten Festmahle sprach der Professor der Beredsamkeit Schulze über den „grossen und herrlichen Nutzen der Buchdruckerkunst.“ Auch die Tonkunst hatte sich eingestellt, das Fest zu verherrlichen. Der Musikdirector Ziegler hatte zu dem Anlass eine Cantate componirt, deren unbekannter Dichter in Recitativen

und Arien die Kunst Gutenbergs feierte. Die grosse Zahl der in Halle befindlichen Pressen schrieb er dem Umstande zu, „dass unsrer Weisen muntrer Witz des Forschens niemahls satt, noch ihre Hand vom Schreiben matt zu werden pfleget“ und mahnte zum Schluss in einer rührenden Arie:

Lobe, Hall, die Druckereyen!
Dancke GOTT vor diesen Schatz!
Lass die Musen sich erfreuen
Ueber diesen Sammel-Platz!
Lass die gantze Stadt sich freuen
Ueber diesen theuren Schatz!

Die meisten der Hallischen Druckherren führten natürlich den Titel Universitäts-Buchdrucker, und Johann Grunert, der Stammvater eines ganzen Buchdruckergeschlechts, durfte sich zugleich auch als Rathsbuchdrucker bezeichnen. Einzelne dieser Druckereien haben allen Wandel der Zeiten überdauert und stehen noch heute in fröhlicher Blüte: so die Waisenhausdruckerei, deren Anfänge noch in die letzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts zurückreichen; so das Haus Hendel, dessen Gründer Johann Christian Hendel, ein Zögling des Hallischen Waisenhauses, bei Christian Henckel die Kunst Gutenbergs erlernt hatte und 1717 durch seine Verheiratung mit der Wittwe des Universitätsbuchdruckers Krebs die nachmals berühmte Hendelsche Offizin begründete; so die Firma Gebauer, deren Ahnherr Johann Justinus 1733 die Druckerei des verstorbenen Stephanus Orban käuflich erworben hatte. Er begann seine Thätigkeit mit dem Druck von Luthers Kirchenpostille, der später (seit 1740) die grosse, von Walch besorgte Gesammtausgabe der Werke

Luthers sich anschloss. Die meisten dieser Drucker waren zugleich auch Verleger, die selbst ihre Druckwerke vertrieben und wohl auch selbst die Leipziger Messe bezogen.

Aber das kräftige Aufblühen der Hochschule hatte bald auch die Errichtung zahlreicher Buchläden zur Folge, deren zu Ende der zwanziger Jahre bereits mehr als ein halbes Dutzend vorhanden war: Die Klemmsche und die Rengersche Buchhandlung, Johann Ernst Fritsch, der Verleger von Pyra's „Tempel der wahren Dichtkunst", Johann Christoph Krebs, der unter dem Durchgange des Rathhauses seine Bücherei aufgeschlagen hatte, Ernst Gottlieb Krug gegenüber dem Königlichen Posthause, und Johann Adam Spörl am Markte. Dazu kamen die rührige Buchhandlung des Waisenhauses und der direct der Universität unterstellte Universitäts-Antiquarius oder, wie es im amtlichen Stile auf deutsch hiess: „alte Bücherhändler", der durch Handschlag zu gebührlichem Verhalten verpflichtet wurde und welchem die vom Prorektor erlassene Instruction den Verkauf neuer Bücher, ebenso auch das Drucken oder Nachdrucken aufs Strengste untersagte [100]). Wie das Waisenhaus, so hatte endlich auch das reformirte Gymnasium (unterm 27. Mai 1721) das Privilegium eines öffentlichen Buchladens erhalten, doch wurde, da die Umstände die Errichtung eines solchen nicht gestatteten, jenes Privilegium an einen Buchführer verpachtet. Dasselbe hatte zuletzt der Buchhändler Johann Jakob Gebauer in Erbpacht [101]).

Einen besonders raschen und glänzenden Aufschwung nahm die Buchhandlung des Waisenhauses, welche 1699 eröffnet wurde und für welche dem wagemuthigen

Francke unterm 19. September 1701 ein königliches Privilegium ertheilt wurde. An ihrer Spitze stand einer der treuesten und edelsten Mitarbeiter des Waisenhausstifters, der Theolog Heinrich Julius Elers, welcher 1697 als Hofmeister eines jungen Hamburgers nach Halle gekommen war, um seinen Zögling dem Pädagogium zu übergeben. Noch in demselben Jahre hatte er eine Franckesche Predigt: „Von der Pflicht gegen die Armen" drucken lassen und selbst auf der Leipziger Messe vertrieben. Er übernahm dann die Leitung des Buchladens, in welchem er fortan bis zu seinem Tode mit seelsorgerischem Eifer, aber zugleich auch als umsichtiger und unternehmungslustiger Geschäftsmann waltete. Aufrichtige Frömmigkeit ging bei ihm mit praktischer Tüchtigkeit Hand in Hand, und seine Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit, sowie seine ausgedehnte Geschäfts- und Litteraturkenntniss erwarben ihm rasch die Achtung und das Vertrauen der Hallischen Gelehrten. Professoren aller Facultäten fanden für ihre Arbeiten in Elers einen rührigen Verleger, mochte dieser auch persönlich lieber die Schriften seines verehrten Spener und die frommen Traktate Franckes vertreiben. Aus dem Engen wirkte er ins Weite durch Gründung einer Filiale in Berlin, [102]) wo um das Jahr 1700 erst drei Buchhandlungen vorhanden waren, und durch ein zweites Zweiggeschäft in Frankfurt am Main, und seiner Treue und Energie vor Allem war es zu danken, dass die Waisenhausbuchhandlung rasch zu einem der angesehensten Buchhändlerhäuser Deutschlands emporwuchs. [103])

Im Jahre 1734 hatte auch Hendel seiner Druckerei eine Buchhandlung hinzugefügt, und vier Jahre später

that der junge, damals dreissigjährige Karl Hermann Hemmerde seine Handlung auf, welche Dank der Rührigkeit ihres strebsamen Besitzers für die Geschichte unserer schönen Litteratur eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Hemmerde, der Freund Georg Friedrich Meiers, der durch seine Lobschrift „Beurtheilung des Heldengedichts der Messias" (Halle 1749) zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit des litterarisch gebildeten Publikums auf die Messiade gelenkt hatte, hatte im Jahre 1748 die Verbindung mit Klopstock angeknüpft und war der Ehre gewürdigt worden, den Messias verlegen zu dürfen. In seinem Verlage erschien Ostern 1751 der erste Band des Gedichts, nachdem er bereits zwei Jahre zuvor die ersten drei Gesänge in einem Sonderabdruck herausgegeben hatte. Durch ein volles Vierteljahrhundert zog sich die, heute in der Obhut der Marienbibliothek befindliche Correspondenz zwischen dem Dichter und seinem Verleger, in der es leider an mancherlei unerquicklichen Reibungen nicht fehlte.[104]) Auch sonst verstand es Hemmerde, seinen Verlag mit einer grossen Zahl hervorragender poetischer und wissenschaftlicher Werke zu schmücken. Später ging die Handlung in den Besitz von Karl August Schwetschke über, den 1783 Hemmerdes Wittwe als Geschäftsführer und 1788 als Theilhaber der Buchhandlung angenommen hatte.[105])

II.

Pietismus und Rationalismus.

1. Francke und die Stillen im Lande.

Am 7. Februar 1692 war das kleine bescheidene Kirchlein Glauchaus von einer ungewöhnlich grossen Menge erfüllt, die mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit den Worten des Geistlichen lauschte. Aus Halle waren sie herzu geströmt, Vornehm und Gering, Professoren und Studenten, Männer und Frauen, und sie alle hingen wie gebannt an den Lippen des Predigers, der so ganz anders, als sie es sonst in der Kirche gewohnt waren, zu ihnen redete. Denn diese Predigt war nicht trockene scholastische Dogmatik, gewürzt durch eine robuste Polemik und ausgeschmückt mit allerhand tändelnden Gleichnissen und Geschichtchen, sondern hier war der unmittelbare, warme und lebendige Erguss einer kraftvollen Persönlichkeit, kein abgeschlossenes, abgerundetes Ganzes, die Sprache „nicht rein und schmuck, nicht glatt und gewandt", aber jedes Wort beseelt von lebendigem Herzensglauben und grade durch schlichte Einfachheit eindringend und fesselnd. Der noch jugendliche Prediger sprach über das Wort: „Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht

mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, dass ich etwas wüsste unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten." Kraftvoll und eindringlich predigte er Busse und Wiedergeburt, rüttelte er an den trägen Gewissen, eiferte er gegen den Indifferentismus auf der einen, wie gegen die tote Rechtgläubigkeit auf der andern Seite. Auch die Widerstrebenden wurden von seinen leidenschaftlichen Worten bewegt und ergriffen, und die ganze Versammlung spürte es rasch, dass ihr dort auf der Kanzel eine ganz ungewöhnliche, machtvolle Persönlichkeit gegenüberstand.

Dieser Mann war August Hermann Francke, der wenige Wochen vorher, am 7. Januar, in das schlichte Pfarrhaus der Amtsstadt Glauchau eingezogen war. [1]) Er war ein geborener Lübecker; in Erfurt und in Kiel hatte er studirt, fleissig und gewissenhaft, aber ohne rechte Freudigkeit und innerliche Befriedigung, denn er studirte „nicht zur Ehre Gottes und zum Dienst des Nächsten, sondern um eigener Ehre willen." Dann war er in Leipzig dem frommen Spener näher getreten, dessen Persönlichkeit auf den von Gewissensängsten gequälten Jüngling einen überwältigenden Eindruck hervorbrachte. Und nun sollte auch für ihn der Tag von Damaskus kommen. Er hatte eines Tages wieder Gott auf den Knieen angefleht, ihn aus seinem „elenden Zustande" zu erretten, als er plötzlich, wie durch ein Wunder, der Erfüllung seiner Bitte gewiss wurde. „Da erhörte mich der Herr, der lebendige Gott: — so erzählt er selbst — so gross war seine Vaterliebe, dass er mir nicht nach und nach solchen

Zweifel des Herzens benehmen wollte: sondern, damit meiner verirrten Vernunft ein Zaum angelegt würde, so erhörte er mich plötzlich. Wie man eine Hand umwendet, so war all mein Zweifel hinweg, ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo, ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen, alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens war auf einmal weggenommen, hingegen ward ich mit einem Freudenstrom plötzlich überschüttet, dass alle Welt mit ihrer Lust so etwas Süsses im menschlichen Herzen nicht erwecken könnte." Und er fährt fort: „Von da an hat es mit meinem Christenthum Bestand gehabt; und da ich vorher aus der Gelehrsamkeit einen Götzen gemacht, sah ich nun, dass Glauben wie ein Senfkorn mehr gelte als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit, und dass alle zu den Füssen Gamaliels erlernte Wissenschaft als Dreck zu achten sei gegen die überschwängliche Erkenntniss Jesu Christi unseres Herrn. Von da an habe ich erst erkannt, was Welt ist: denn die Welt fing bald an mich zu hassen und anzufeinden."

Es sollte ihm in der That bald genug Feindschaft und Verfolgung zu Theil werden. Gotha, wo er bei den Stadtpfarrern Anstoss erregt hatte, stiess ihn von sich, worauf Kurbrandenburg den Verfolgten in Halle aufnahm. Volle fünfunddreissig Jahre, bis zu seinem Tode (8. Juni 1727) hat er hier in Halle gelebt und gearbeitet; er hat hier eine so grossartige Wirksamkeit entfaltet, wie sie nur wenigen Menschen seines Jahrhunderts beschieden war. Als das Haupt einer ausgebreiteten theologischen Schule, als Universitätslehrer[2]) wie als Kanzelredner, hat er sich

um die Erweckung eines lebendigen Herzensglaubens unermessliche Verdienste erworben. Er wurde der Mittelpunkt einer zahlreichen Gemeinde, die ihm von nah und fern ihre Verehrung entgegenbrachte. Er wurde der Schöpfer von Anstalten und Instituten, die in der ganzen Welt nicht ihres gleichen hatten und von denen ein reicher Segensstrom ausging. Er warf den fruchtbaren Missionsgedanken aufs Neue in die evangelische Welt und spann so seine Fäden bis in die entlegensten Fernen. Und das Alles Kraft einer bedeutenden, durch und durch religiösen Individualität, die wie eine gewaltige Naturkraft alle Schranken niederwarf und die, einem inneren Zwange folgend, für ihre Eigenthümlichkeit vor aller Welt den Anspruch auf Geltung erheben musste.

Nicht nur den obdachlosen Vertretern der Aufklärung, sondern auch denen des Pietismus hatte die Hallische Hochschule ihre Arme geöffnet und gewährte diesem damit sein erstes akademisches Bürgerrecht. Als der erste theologische Professor war Joachim Justus Breithaupt[3]) von Erfurt berufen worden, eine der lichtesten Gestalten des Pietismus, ein Mann, der durch seine geschlossene sittliche Persönlichkeit, durch die Lauterkeit seines Charakters und die Milde seines Wesens auch den Gegnern Hochachtung abnöthigte. Ihm folgten Francke, Lange und Anton, alle drei, gleich jenem, Schüler Speners, der darum auch die Hallische theologische Facultät recht eigentlich als seine akademische Pflanzschule betrachtete. Breithaupt folgte bald einem Rufe nach Magdeburg, und wie anfänglich dieser mit Francke und Anton, so hielten später die beiden letzteren mit Joachim Lange, in treuer Freundschaft

verbunden, fest zusammen und übten dadurch lange Zeit hindurch auf die Facultät einen fast übermächtigen Einfluss. Es ist ein schönes und ehrenvolles Zeugniss, das den ersten pietistischen Professoren später (1739) der Hofrath Gruber in einem Schreiben an den Minister v. Münchhausen ausstellte, indem er darin auf die folgenden vier Gründe für das rasche Aufblühen der Hallischen theologischen Facultät hinwies: „1) Stunden die drei Männer Breithaupt, Anton und Franck, so lange sie lebeten, in schönster Harmonie, dass sie wie ein Hertz und eine Seele waren. 2) War die in ihren Cirkel lauffende Arbeit unter ihnen dergestalt reguliret, dass ein jeder sein eigenes Feld hatte, in welchem er von einem Jahre zum andern arbeitete. 3) Waren sie frey von allem Eigennutz und haben für ihre *Collegia* nie einen Heller sich bezahlen lassen. Statt dessen sind sie 4) allen Dürfftigen nach ihrem Vermögen beygestanden und haben ihnen allerhand *beneficia* verschaffet, durch welche sie sich auf der Universität eine Zeitlang hinhalten können.“[4]) Das Gleiche galt später auch von Lange, der, so herrschsüchtig und polternd er sonst sich geberdete, mit Francke und Anton christliche Eintracht hielt, so dass das harmonische Verhältniss durch keinen ernstlichen Misston getrübt wurde.

Es war eine kühne, aber durchaus der duldsamen Kirchenpolitik des preussischen Staates entsprechende That, hier in Halle dem verfolgten Spenerschen Pietismus eine Freistatt zu gewähren und damit der Theologie der Friedrichs-Universität von vornherein diesen einen scharf ausgeprägten Charakter zu verleihen. Halle wurde damit der Ausgangspunkt eines neuen Lebens für die evangelische

8*

Kirche; seine Hochschule übernahm sofort die Führung der protestantischen Bewegung und wusste dieselbe geraume Zeit hindurch mit staunenswerther Energie zu behaupten. Es galt hier, gegenüber dem öden Gezänk einer so leidenschaftlichen wie unfruchtbaren Streittheologie dem sittlichen Gehalte des Christenthums wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, die kleinlichen theologischen Klopffechtereien aus den Hörsälen der Universitäten, den toten Buchstaben von den Kanzeln der Kirchen zu verbannen, galt, das starre Gesetz der Dogmen abzuschütteln, das dem evangelischen Glauben den angeborenen freien Athem beengte. Es handelte sich für die in seltener Einmüthigkeit zusammen stehenden Lehrer nicht so sehr darum, die Studierenden mit Kenntnissen auszurüsten, als vielmehr ihr ganzes Leben zu verinnerlichen und zu vertiefen, in ihnen einen lebendigen Herzensglauben zu erwecken und sie dadurch zu rechten und wirksamen Dienern der Kirche zu befähigen. Spener hatte guten Grund, sich des kraftvollen Aufblühens der jungen Hochschule zu erfreuen; er bezeichnete dieselbe als ein „theures Kleinod" des Königs und hoffte, dass der „jetzige schöne Zweig noch ein grosser Baum werde", welcher dem Lande Früchte und Schatten zu spenden bestimmt sei.[5])

Die orthodoxen Theologen sahen natürlich diese Entwicklung der Dinge mit Groll und Bestürzung, und Francke war dadurch anfänglich in seinem Amte nicht auf Rosen gebettet. Schon gegen Breithaupt hatten es die Hallischen Geistlichen an Angriffen nicht fehlen lassen, so dass es verschiedener kurfürstlicher Verordnungen bedurfte, um die Kanzelpolemik gegen die Pietisten zu verbieten. Aber Francke

war doch der eigentliche Führer und Organisator der Partei, dazu selbst eine leidenschaftliche und aggressive Natur, ein Mann, dem auch seine Freunde und Genossen willig als dem Grösseren huldigten. „Ich weiss“, so hatte einst der bescheidene Breithaupt bekannt, „ich weiss, dass ich derjenige nicht bin, so dem Herrn M. Francken zu vergleichen und der in seiner Rede ihm gleich zu schätzen, bin auch nicht werth, dass ich eine solche Marter-Krone empfange.“ So begannen denn auch alsbald nach Franckes Einzug die Händel von Neuem und zwar mit verdoppelter Heftigkeit. Vergeblich versicherte der Glauchauer Pastor dem Inspektor des Ministeriums, D. Olearius, „dass seine Intention nicht sei, neue Dogmata zu stabiliren oder alte löbliche Ordnungen umzustossen“ — die Haltung der Stadtgeistlichkeit gegen den sectirerischen „Winkelprediger“ blieb nach wie vor eine so feindliche, dass dieser wenige Monate später resignirt an Spener schrieb, dass er den Muth zu Olearius sehr habe sinken lassen. Ihre Waffen holten sich seine orthodoxen Amtsbrüder vornehmlich aus des Magisters Roth, des Archidiakonus an der Ulrichskirche „*Imago pietismi*, oder Ebenbild der Pietisterei“ (1691), einer bitterbösen Schrift, in welcher alle landläufigen Anklagen gegen die verhasste Secte bündig zusammengefasst waren und der Pietisten Leben und Lehre nicht eben glimpflich davon kam. Auch Eifersucht wegen der Erfolge Franckes mochte wohl mit im Spiele sein, so dass trotz aller Warnungen und Verbote die unerquickliche Kanzelpolemik nicht aufhörte. Und Francke seinerseits war nicht der Mann, der dem Kampfe auswich. Er war im Grunde eine durchaus streitbare, rechthaberische,

agitatorische Natur, den der Parteieifer immer wieder mit fortriss und der durch sein rücksichtsloses Dreinfahren die Gegensätze immer schärfer gestaltete. Man wird die Art seiner Polemik schwerlich in allen Punkten billigen können, auch nicht bei vollster Würdigung seiner überaus schwierigen Stellung. In den geistlichen Eifer mischte sich doch immer ein gut Theil recht menschlicher Rechthaberei hinein; immer wieder verquicken sich mit den religiösen Motiven rein weltliche; seine Starrköpfigkeit verleitete ihn zu mancher empfindlichen Taktlosigkeit. Auch geht, seltsam genug, durch alle seine Streitschriften — wenn man ihren Gesammteindruck festhält — ein gewisser kleinlicher Zug, der etwas Beengendes und Niederdrückendes hat; man merkt nur zu oft das Bestreben, dem Gegner unlautere Beweggründe unterzuschieben, spürt allenthalben die absolute Unfähigkeit, dem Widersacher gerecht zu werden, die Stellung eines anderen zu würdigen. Wenn er beispielsweise in einer nachher gedruckten Predigt (1698) die orthodoxen Geistlichen im Allgemeinen als die „falschen Propheten" brandmarkte, wenn er ein Jahr darauf in einer Predigt über das Kirchengehen den Hallischen Stadtgeistlichen insbesondere ihre Irrlehren, ihren Mangel an Ernst und ihren falschen Trost in bitteren Worten vorhielt, so war es kein Wunder, dass damit das Feuer aufs Neue geschürt wurde und dass die also Angegriffenen sogar mit einer Beschwerdeschrift über solch „ärgerliches Beginnen" an das Consistorium sich wendeten. Und wenn dann Francke in seiner Vertheidigungsschrift im Wesentlichen sich darauf berief, dass ja die Hallischen Geistlichen ihrerseits „die ganze Zeit her nichts anderes gethan hätten, als ihn bei allem Volke

verdächtig und sein Amt verächtlich zu machen", wenn er sich also lediglich hinter den Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" zu verschanzen suchte, so war eine solche Art der Polemik schwerlich geeignet, seine viel angefochtene Position zu verstärken. Seine eigenen nachträglichen Versicherungen, er habe Niemanden „injuriiren oder sich an Jemandem wegen der ihm geschehenen vielfältigen harten Begegnungen rächen wollen," konnte jenen peinlichen Eindruck schwerlich abschwächen. Zwar wurde schliesslich der Streit durch einen gütlichen Vergleich beigelegt, wobei das Ministerium sogar von der anfangs geforderten formellen Ehrenerklärung Franckes Abstand nahm, aber die Begründung dieses Urtheils lautete doch nur dahin, dass Alles das, was beide Parteien bisher gegen einander geredet und geschrieben, als „aboliret, kassiret und aufgehoben" erklärt wurde.

Leichteres Spiel hatte Francke später mit den heftigen Schmähschriften Dr. Friedrich Mayers, des General-Superintendenten des Schwedischen Pommerns, sowie mit den Beschuldigungen Valentin Löschers in den „Unschuldigen Nachrichten". Mit lebhafter Besorgniss sah der Letztere das fröhliche Aufblühen der Hallischen Anstalten, das scheinbar die irrigen Lehren der Pietisten autorisire und „mit dem göttlichen Siegel verwahre," und er scheute sich nicht, mit einem gewissen Wohlgefallen eine in Greifswald erschienene und vermuthlich von Mayer beeinflusste Schmähschrift zu citiren, welche den Stiftern und Leitern des Waisenhauses, „das vielmehr ein Kaufhaus zu nennen sei", den schnödesten Eigennutz vorwarf. Treffend hat schon Ritschl auf den auffallenden Gesichts-

punkt Löschers hingewiesen, dass etwas in dem Masse aus dem Umfange der göttlichen Providenz heraustrete, als es mit menschlichen Mitteln zu Stande gebracht sei und hat diese Löschersche Kritik als einen schlagenden Beweis dafür angeführt, wie allmählich „in dem Gefüge der Lutherischen Dogmatik die religiöse Weltanschauung aufgetrocknet“ war. Die von Francke betriebene Reclame hatte auch noch Andere als Löscher kopfscheu gemacht; aber statt sich darauf zu beschränken, seine sittlichen Bedenken darüber auszusprechen, fuhr er mit dem schwersten dogmatischen Geschütz gegen Francke auf und scheute sich zugleich nicht, die bürgerliche Ehre des Waisenhausstifters zu verdächtigen. Dessen Antwort war derb und „gepfeffert“, aber wo man ihm so seine persönliche Ehre angetastet, war wahrlich seine Entrüstung begreiflich.

Der Kampf war schwer. Die orthodoxen Theologen, welche rasch spürten, dass ihnen von dem frommen Pietismus weit mehr Gefahr drohe, als von der rationalistischen Kritik eines Thomasius, sie standen insgesammt gegen Francke in Waffen und liessen es an keiner Anstrengung fehlen, ihn aus der Kirche herauszudrängen. Und es waren nicht immer feine Waffen, mit denen dieser Kampf geführt wurde. Hatten Carpzow und der Hamburger Edzard mit wohlfeilem Witze die Universität Halle ein „höllisches“ Institut genannt, so blieben die streitbaren Pastoren nicht zurück und variirten mit Behagen immer dasselbe Thema: Spener sei der grösste Ketzer, die Hallische Hochschule eine Satansschule, die dortigen Professoren Lehrer des Teufels. Ein Pastor Wägern in Stolberg charakterisirte auf seiner Kanzel die Pietisten als

„schleicherige und in Schafskleidern hergehende Leute, als Phantasten, die die Weiblein gefangen nehmen und in die Häuser schleichen", und schalt ihren „Urheber und Erzpatriarchen" Spener den „grossen Erznarren"[6]. Und auch alle die Theologen, welche in Halle studirt hatten, begegneten noch lange nachher in orthodoxen Kreisen einem gründlichen Misstrauen. So war 1735 Propst Reinbeck in Berlin, welcher seit 1700 bei Breithaupt, Anton und Francke in Halle studirt und später als Adjunct der theologischen Facultät dort auch Vorlesungen gehalten hatte, zum Pastor an St. Michaelis in Hamburg erwählt worden. Der Senat wünschte aufs Lebhafteste, den so gelehrten wie duldsamen Theologen für Hamburg zu gewinnen, aber das Ministerium hatte zunächst ernste Bedenken, in die Wahl des weiland Hallischen Studiosus zu willigen. So leitete denn der Senior Winckler mit Reinbeck ein kleines „*scrutinium conscientiae*" ein, um sich zu vergewissern, dass es diesem an orthodoxem Eifer nicht fehle und dass zum andern seine Seele an der Wolffschen Philosophie keinen Schaden genommen habe. Die belastende Thatsache, dass er acht Jahre lang in Halle gewesen sei, musste Reinbeck zugeben, aber er fügte hinzu, dass er sich dennoch versichert halte, der reinen evangelischen Lehre vollkommen zugethan zu sein. Und wenn man die Befürchtung hege, dass er der Wolffschen Philosophie so sehr ergeben sei, so müsse man doch nothwendig überzeugt sein, „dass er sich an die *Theologos* in Halle nicht dermassen attachirt, dass er allen ihren *sentiments* beipflichten sollte." Es werde ja wohl den Hamburger Herren bekannt sein, welche gottlose

Lehren Dr. Lange dem Regierungsrath Wolff beigemessen. Er hielt es im übrigen als Theolog nicht für gerathen, sich in die Wolffschen Controversen des Näheren einzulassen, erklärte jedoch zur Beruhigung des Hamburgischen Ministeriums, dass er mit Wolffs *harmonia praestabilita* nicht übereinstimme. Es gelang ihm dadurch in der That, das Misstrauen gegen seine Hallische Bildung zu zerstreuen und seine Berufung scheiterte schliesslich allein an der Weigerung des Königs, trotzdem die Hamburger sogar geplant hatten, um die Zustimmung Friedrich Wilhelms I. zu erhalten, den grossen Theologen gegen einen grossen Rekruten einzutauschen.[7])

Im Grossen und Ganzen sind die Streitigkeiten zwischen Orthodoxen und Pietisten unsäglich unerquicklich, und es fehlte in diesen Händeln weder hüben noch drüben an recht hässlichen Erscheinungen. Aber eine geistige Strömung wie der Pietismus konnte auch ihrer innersten Natur nach nicht durch Lehre, sondern allein durch Beispiel, nicht durch die Feder, sondern lediglich durch den Wandel ihrer Anhänger ihre Existenzberechtigung erweisen. Was bedeuteten alle leidenschaftlichen Streitschriften Franckes, was alle seine erbaulichen Tractate gegenüber der Stiftung des Waisenhauses, gegenüber der Armenschule und allen den übrigen „Siegesdenkmälern des Gottvertrauens und der Menschenliebe?“ Was half schliesslich alles Eifern und Schelten der Gegner gegenüber der Thatsache, dass immer weitere Kreise ein praktisches Christenthum lebten, dass ein grösserer sittlicher Ernst, dass Zucht und Ordnung, ein gesteigertes Pflichtgefühl und eine grössere Innigkeit der Empfindung die immer stärker anwachsenden stillen

Gemeinden der Pietisten beseelten? Nicht theoretisch, nicht auf wissenschaftlichem Boden konnte noch wollte der Pietismus die orthodoxe Theologie überwinden — das konnten nur die starken religiösen Mächte, die er durch die Verinnerlichung des Gefühls von dem auf ihnen lastenden Drucke befreite.

Und diesen handgreiflichen, praktischen Beweis blieb der Hallische Pietismus den Gegnern nicht schuldig.

Franckes Pietismus war ein rechtschaffner Glaube, in dem unwandelbares Gottvertrauen mit warmer Nächstenliebe Hand in Hand ging. Es war ihm bitterernst mit seinem praktischen Christenthum und mit der Predigt, dass die Echtheit der Religion weder am dogmatischen Wissen, noch an der kirchlichen Sitte, sondern allein an ihren moralischen Früchten erkennbar sei. Der Protestantismus war damals ein Baum mit kahlen Aesten. Ueber dem dogmatischen Gezänk hatte man nicht Zeit, den Blick auf das praktische, alltägliche, armselige Leben zu richten. Francke dagegen, der zuerst den Gedanken der inneren Mission in That umsetzte, war ganz ein Mann des Gemüths: Menschenschicksal, Menschenelend griff ihm ans Herz, ein unsägliches Mitleid mit der Noth des armen Volkes erfasste ihn. Ein Mann des Gemüths — aber dies freilich nur insoweit, als es sich um Entschlüsse, um das Ergreifen der Initiative handelte: da packte er mit einem gewissen Enthusiasmus zu, beherzt, ohne Zaudern, gehoben durch das sichere Gefühl, als Werkzeug seines Gottes, auf dessen Geheiss, unter dem Schutze des göttlichen Segens sein Werk anzufangen. Hinterher jedoch wusste er wohl den religiösen Enthusiasmus durch verständige Erwägungen zu

zügeln. Denn bei aller scheinbaren Gefühlsüberschwänglichkeit war er doch ein durchaus klarer, nüchterner, weltkluger Kopf und ein organisatorisches Talent allerersten Ranges, war kaltblütig und um Speners vielsagenden Ausdruck zu gebrauchen, von „wunderbarer Geistesgegenwart", war eine ganz eigenthümliche Mischung von Prediger und Geschäftsmann, von religiösem Schwärmer und findigem Weltkind.

Grade einer solchen Natur aber bedurfte es zur Bewältigung der Aufgaben, welche der persönlich in dürftigsten Verhältnissen lebende, viel angefeindete und verlästerte, nur der Hilfe seines Gottes vertrauende Prediger unerschrocken sich auflud. Wie auf ihn die Anfänge einer geordneten Armenpflege zurückzuführen sind, so war er es auch, der zuerst mit warmem Herzen und energischer Thatkraft für die Volksschule besorgt war. Niemand wird seinen eigenen Bericht über die Gründung seiner Armenschule ohne Bewegung lesen können: seit Luther war diese Sprache tapferen Gottvertrauens nicht wieder gehört worden. Es habe ihn herzlich bekümmert, so erzählte er, sehen zu müssen, „dass so vieles Volk als das Vieh ohne alle Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen dahingehe," dass so viele Kinder armer Eltern der Schule fernblieben und in völliger Unwissenheit aufwüchsen. Diese Klage war nur zu berechtigt, denn bis 1695, wo er seine Armenschule aufthat, besass Halle nur eine einzige öffentliche Elementarschule, die natürlich dem Unterrichtsbedürfniss nicht entfernt genügen konnte. Um ihre äusseren Mittel war es zudem übel genug bestellt, wie daraus hervorgeht, dass 1656 von den Kanzeln herab eine

Haussammlung, deren Ertrag für die Ausbesserung des Schulgebäudes bestimmt war, unter beweglicher Ermahnung der Gemeinden zu Gottes Ehre und den Kindern zum Besten empfohlen wurde. Daneben wucherten kleine Privat- und Winkelschulen, die meist von jungen Theologen, die sich durch „Kinderinformiren“ ihren Lebensunterhalt verschaffen wollten, geleitet wurden, aber mehr als eine Eingabe an das Collegium der Scholarchen klagte über dieser „Schulhalter“ Unerfahrenheit und bedenkliche Sitten[8]). Den Armen war damit natürlich nicht geholfen; ihre Kinder mussten zumeist ohne jeden Unterricht aufwachsen. Aus kleinen Beiträgen, die sich in einer in der Wohnstube des Pfarrhauses angebrachten Almosenbüchse ansammelten, gewann Francke die Mittel, mit welchen er zu Ostern 1695 seine Armenschule begründete; im November desselben Jahres konnte er in seiner Waisenanstalt die ersten vier Waisen aufnehmen, das Pädagogium beginnen und im September 1697 die lateinische Hauptschule eröffnen. Als dann zu Ostern 1701 die gewaltigen Baulichkeiten der Stiftungen unter Dach und Fach standen, da durfte er dankbaren Herzens an den Giebel des Hauses schreiben: „Die auf den Herrn harren kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ Und wohl mussten die Zeitgenossen diese Riesenschöpfung des frommen Pfarrers und Professors wie ein Wunder anstaunen. Denn hier war, um mit Gustav Freytag zu sprechen,[9]) die erste gemeinnützige Unternehmung, welche durch freie Privatbeiträge Einzelner aus ganz Deutschland gegründet worden war; hier wurde dem Volke zum ersten male in das Bewusstsein gebracht, wie

Grosses das Zusammenwirken vieler Kleinen zu schaffen im Stande sei. Und mehr noch: hier war ein aus religiösem Enthusiasmus geborenes Werk, das auch die Indifferenten zwang, achtungsvoll still zu stehen und das ihnen den handgreiflichen Beweis lieferte, dass der rechte Glaube wirklich eine lebendige Kraft sei.

In Franckes praktischer Wirksamkeit als Pädagog lag ohne Frage der Schwerpunkt seiner gesammten, viel verzweigten Thätigkeit; es bleibt sein schönster Ruhmestitel, wie er die Jugend insgesammt, Kinder von Hoch und Niedrig, von Reich und Arm, mit der gleichen erziehenden und rettenden Liebe umfasste. Es gehörten eine Arbeitskraft und ein Organisationstalent ohne Gleichen dazu, diesen ganz einzig dastehenden Complex von Schulanstalten zu leiten und jedes einzelne Glied desselben lebens- und leistungsfähig zu erhalten. Da waren neben dem Waisenhause die Armen- und die Bürgerschule, welche unter dem Namen der deutschen Schulen zusammengefasst wurden, daneben die lateinische Schule und getrennt davon das königliche Pädagogium[10]), und alle diese verschiedenartigen Elemente wusste er mit einer erstaunlichen Sicherheit zu organisiren und mit seinem Geist zu erfüllen. Man wird ohne Weiteres seinem Biographen Recht geben müssen, wenn er meint, dass nirgends so wie in diesem grossartigen der Jugenderziehung dienenden Ganzen die in dem Pietismus ruhende Kraft zu ihrem vollsten und reinsten Ausdruck gelangt ist.

Zahlreiche Mängel freilich, die aus der Enge der ganzen Lebensanschauung Franckes entsprangen, liegen auf der Hand. Das Uebermass der religiösen Uebungen,

diese in Permanenz erklärte religiöse Gefühlserregung, diese mechanische Bearbeitung und Reizung der Einbildungskraft bei Verweichlichung des Verstandes — das Alles musste auf die Dauer abstumpfend wirken und eine gewisse Engherzigkeit, sowie eine bedenkliche Unterschätzung weltlicher Bildung hervorrufen, während zugleich das Zurückdrängen des classischen Bildungsstoffes den pädagogischen Utilitarismus beförderte. Dessen ungeachtet aber erwies sich dieses Hineintragen des Spenerschen Pietismus in die Schulen zunächst als ein unschätzbarer Segen für das gesammte Schul- und Erziehungswesen, dem wahrlich ein frischer und belebender Hauch Noth that. Immer und überall galt es in erster Linie, den in der Liebe thätigen Glauben in allen Lebensverhältnissen zur vollen Geltung zu bringen, das blosse Wissen zu christlicher Bildung zu vertiefen. Es war dabei für die Sache der pietistischen Pädagogik von wesentlicher Bedeutung, dass Franckes College Breithaupt, dieser ehrwürdige Mann des Gebets, 1715 zum Propst des Klosters U. L. Frauen in Magdeburg und vier Jahre später, unter Entbindung von der Propstei, zum Abt des Klosters Berge ernannt wurde, wo er das gleiche Princip zur Geltung und Anerkennung zu bringen vermochte und es seinem Einflusse gelang, Kloster Berge zur zweiten berühmten Erziehungsanstalt des Pietismus zu erheben. [11]) Wohl drohte auch hier die Gefahr einer Uebersättigung mit Askese, da natürlich im Unterricht die Religion den stattlichsten Ehrenplatz einnahm, aber die den Schülern hier gebotene tüchtige philologische Bildung war doch für die gesunden Naturen ein starkes Gegengewicht. Auch wird eine historische Betrachtung immer zu berücksichtigen haben,

dass in einer noch durchaus von kirchlicher Sitte getragenen, religiös erregten Zeit, in welcher die Theologie noch voll und ganz ihre erste Stelle behauptete, das Mass des religiösen Erbauungsstoffes anders zu bemessen war als heutigen Tages.

Mehr und mehr traten freilich in diesem Lichtbilde die Schatten immer schärfer hervor. Es lagen in dieser eigenthümlichen pietistischen Bewegung zahlreiche Keime, die sich rasch zu minder erfreulichen Erscheinungen entwickelten. Wohl war Francke, gleich Spener, allem Sectirerwesen abhold, aber die Strömung war stärker als sie und trieb mehr und mehr zu Isolirung und zu kirchenfeindlichem Separatismus. Der Pietismus hatte zum ersten male wieder den Frauen eine selbstthätige Antheilnahme an den höchsten Interessen vergönnt, aber gerade das weibliche Element brachte das Conventikelwesen zur Blüte und mischte der vom Pietismus befreiten Empfindung eine nervöse Sentimentalität bei, die auf lange Zeit hinaus auf alle Lebensäusserungen der Nation bestimmend einwirkte, bis sie unter den Klängen der preussischen Trompeten während König Friedrichs Kriegszügen einer kräftigeren Empfindung weichen musste. Die Demuth und Resignation des pietistischen Musterchristenthums zeigte als ihre Kehrseite einen fatalen geistlichen Hochmuth, der sich in der verhängnissvollen Scheidung in zwei Klassen von Christen, den engen Kreis der Gläubigen und Wiedergeborenen und in den weiten der Ungläubigen gefiel; das in einer verwilderten Zeit durchaus berechtigte Streben nach Schlichtheit in Tracht und Lebensführung artete nicht selten in eine ängstliche, weltflüchtige Duckmäuserei aus,

welche nicht nur Komödie und Tanz, sondern auch die harmlosesten Lustbarkeiten als eitel Teufelswerk ansah, welche in allen Erscheinungen einer gesteigerten Cultur nicht Verfeinerung, sondern nur verfeinerte Sinnlichkeit erblickte und immer gleich mit dem Vorwurf bei der Hand war, dass man über dem Geschöpf des Schöpfers vergesse.

Es ist jedenfalls eine beachtenswerthe Erscheinung, dass der Hallische Pietismus sich vorzugsweise auf die höheren Gesellschaftsclassen beschränkte, während die pietistisch gerichteten Gruppen im Handwerkerstande sofort in Sekten und separatistische Conventikel abbröckelten. Wir hören fast immer nur von Adligen und Grafen, welche bei Francke im Waisenhause einsprachen, höchst selten von bekehrten Bürgern oder Bauern. August Gottlieb Spangenberg, welcher 1732 als Adjunct der theologischen Facultät und als Oberaufseher der Schulen des Waisenhauses nach Halle berufen worden war und wegen seiner separatistischen Stellung zum Abendmahl bald mit den Häuptern des dortigen Pietismus in scharfen Conflict gerieth, feierte ausschliesslich mit separatistischen Handwerkern und erweckten Bürgersleuten seine anstössigen Liebesmahle, welche ihm schliesslich eine Execution ganz im Stile des jähzornigen Königs zuzogen.[12]) Geflissentlich hatte Francke anfänglich um die Gunst der Vornehmen und Mächtigen geworben, aber grade diese war, wie noch bei allen religiösen Parteien, so auch für den Pietismus verhängnissvoll. Es gab ihm das vollends den Charakter der Ausschliesslichkeit und leistete dem Hochmuth wie der Heuchelei wesentlichen Vorschub. Bei dem fest-

gewurzelten Misstrauen gegen den Adel musste das Fraternisiren des Pastors mit dem Junker den ersteren bei den breiten Schichten des Volkes verdächtig machen und das in demselben Masse, in welchem mit den religiösen auch allerlei weltliche Interessen verquickt wurden. Nicht zuletzt dadurch kam der Pietismus so rasch ins Verkümmern und wurde schliesslich mehr und mehr zu einem Sport vornehmer Kreise.

In Halle selbst war es vor Allem eine Gemeinde adliger Damen, welche im Spenerschen Sinne die Aechtheit ihres Glaubens durch einfache, demüthige Lebensführung und durch Wohlthätigkeit zu bewähren strebten. Hier bildete die so fromme wie gebildete Freifrau Henriette Katharina von Gersdorf, geborene Freiin von Friesen,[13]) eine Freundin Speners und die Grossmutter des Grafen von Zinzendorf, den Mittelpunkt eines Kreises, der sich willig in die Ordnungen des Hallischen Pietismus einfügte. Die genannte Dame nimmt auch unter den dem Pietismus angehörenden Dichtern eine beachtenswerthe Stelle ein und ihre Lieder gewähren uns in das innere Leben dieser ersten Hallischen Gemeinde einen lehrreichen Einblick. Ihre, erst nach ihrem Tode im Jahre 1729 herausgegebenen „Geistreichen Lieder und Poetischen Betrachtungen“[14]) leitete Professor Anton mit einer prosaischen, Graf Zinzendorf mit einer gereimten Vorrede ein, in welcher letzteren ihr nachgerühmt wird, dass sie

Eine war, zu derselben Zahl gezählt,
Die der Herr sich von der Welt Ihm zum Eigenthum erwählt —

und in welcher es zu ihrer Charakteristik des Weiteren heisst:

Ihr bewährtes Mittel war: Beten, Glauben, Stille sein,
Und auf ihres Gottes Wink weder Kreuz noch Arbeit scheu'n.
Wer dies von ihr lernen will, kann in diesen Blättern lesen,
Was bei ihrem ganzen Lauf ihre beste Kunst gewesen.

In ihren 99, zum Theil sehr langathmigen, nach bekannten Melodien gedichteten Liedern ist vieles dürre Reimerei und nackte Dogmatik: so wenn sie in dreiundzwanzig Strofen über die Allwissenheit, in nicht weniger als siebenunddreissig Strofen über die Menschenliebe Gottes sich verbreitet; andere aber lassen ein gewisses poetisches Talent erkennen und erfreuen ebenso durch saubere und geschmackvolle Form wie durch den schlichten und ungekünstelten Ausdruck ächter Empfindung und wahrer Frömmigkeit. Es ist ein gesunder Pietismus, wenn sie betet:

Gieb meinem Glauben Muth und Stärke,
Und lass ihn in der Liebe thätig sein,
Dass man an seinen Früchten merke,
Er sei kein eitler Traum noch falscher Schein —

und es ist der schlichte Ausdruck fröhlicher Glaubensgewissheit, wenn sie bekennt:

Drum hab' ich mein ganzes Leben
Und mein Wollen in der Welt,
Auch mein Sterben ihm ergeben
Und in seinen Rath gestellt,
Und kann so getrost und stille
Hier erwarten, was sein Wille,
Der stets Alles wohl gemacht,
Mir für Leiden zugedacht.

Freilich fehlt es auch ihren Liedern auf der anderen Seite nicht an jenen Geschmacklosigkeiten, die nun einmal in der pietistischen Sprechweise im Schwange waren. Auch sie ist immer geneigt, die Vereinigung mit Gott

stark realistisch auszumalen und dem Verhältniss der Seele zu ihrem himmlischen Bräutigam recht irdische Farben zu leihen. Ebenso liebt sie zur Bezeichnung der Sündhaftigkeit und Verderbtheit der menschlichen Natur möglichst kräftige Ausdrücke. Es ist ihr Lieblingswort, den Menschen als arme Made oder als Sündenwurm zu bezeichnen; sie scheut vor dem Ausdruck „Sündenkoth" nicht zurück; sie wagt das Bild: sie wolle „Trost saugen aus den Brüsten seiner (des Herrn) Treue" und versteigt sich zu dem nicht minder geschmacklosen Bilde:

Die feurig starke Liebesglut hat Dich für mich gebraten:
Nun aber ist der Feinde Wuth Dir zum Triumph gerathen.

Doch sind immerhin hier diese Absonderlichkeiten noch selten und im Ganzen zeugen diese Lieder von einer erfreulichen Gesundheit und inneren Wahrhaftigkeit. Aber es konnte natürlich nicht ausbleiben, dass gerade in diesen weiblichen Kreisen bald eine durch und durch ungesunde, seufzende und manierirte Frömmigkeit sich breit machte. Man fand mehr und mehr an den Niedlichkeiten sinnlicher Andacht Gefallen; man versank mehr und mehr in ein mystisches Brüten über die spitzfindigsten Sonderlehren und ergab sich im Vertrauen auf unmittelbare göttliche Offenbarungen dem nacktesten Indifferentismus. Jedenfalls war das geradezu krankhafte Trachten nach innerer Stille und Unthätigkeit die völlige Verläugnung der Wahrheit, dass Jesus niemals das Gottesreich bloss in das innere Leben verlegt, es vielmehr immer als einen Sauerteig gedacht hat, welcher auch das gesammte äussere Handeln des Menschen normieren soll.[15])

Und endlich, was das Allerunerfreulichste war: auch der Pietismus war, sobald er die Rolle des Verfolgten ausgespielt hatte, sofort auf dem Plan, die Rolle des Verfolgers zu übernehmen und nun seinerseits den Zionswächter zu spielen. Und er war dabei in seinen Mitteln nicht gerade wählerisch. Hier vor Allem erwies sich ihm die Gunst der Grossen als verhängnissvoll. Hier verschmähte er auch die krummen Wege nicht, wenn ihn die geraden nicht zum Ziele führten.

Wenn die Hallische theologische Facultät, und vor Allem Francke, mit einer Zähigkeit sonder Gleichen gegen die Zulassung der reformirten Professoren, welche gleichzeitig am reformirten Gymnasium und an der Universität lehren sollten, Einspruch erhoben [16]), so stand ihnen ja allerdings in diesem Falle ein gewisses historisches Recht zur Seite. Aber dass sie nicht gewillt waren, von diesem formalen Recht auch nur ein Titelchen zu opfern, das entsprang doch einer Engherzigkeit, welche der der alten orthodoxen Streittheologen nicht das Mindeste nachgab. Die Facultät fürchtete, die Universität werde „wegen unrein gehaltener Lehre verdächtig, ja öffentlich ausgerufen und gleichsam infam werden", die Frequenz sich bedeutend vermindern und das Vorhaben einer friedlichen Vereinigung beider Kirchen nicht nur nicht gefördert, sondern vielmehr gehindert werden. Sie liess es sich deshalb angelegen sein, den beiden reformirten Professoren alle nur möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Ueber den Rang derselben stritten Presbyterium und Universität volle drei Jahre lang. Man verwehrte ihnen den Anschlag ihrer Ankündigungen am

schwarzen Brett und man sträubte sich, dem Professor Heyden bei öffentlichen Feierlichkeiten einen Platz inmitten der Professoren einzuräumen, „weil es den Lutherischen *studiosis* anstössig seyn und der Universität einen Abgang zuziehen werde, wenn ein Evangelisch-Reformirter *Theologus* neben ihnen sitzend gesehen werden sollte.“ Und es gelang der Facultät in der That, durch immer erneute Proteste die Sache bis zum Tode König Friedrichs I. hinzuziehen, dessen Nachfolger dann endlich zur Genugthuung Franckes verfügte, (18. Mai 1713) dass Dr. Heyden „mit dem sonst gewöhnlichen Sitze vornehmer anwesender *hospitum* sich begnügen solle.“ Es war dadurch den ernstlichen Bemühungen der Facultät gelungen, ein gutes Verhältniss der beiden Professoren zur Universität von vornherein gründlich zu vereiteln. Dazu kam dann später der wenig erbauliche Kampf gegen Wolff, in welchem dem Pietismus wiederum der Sieg zufiel, allerdings ein verhängnissvollerSieg, der in seinen Folgen ihn selbst am empfindlichsten schädigte.

Und gerade in diesen erbitterten Kämpfen Franckes gegen die verhassten Aufklärer zeigt sich am deutlichsten die Beschränktheit seines Blickes. So wenig er sich seiner Bundesgenossenschaft mit Thomasius bewusst war, so wenig war er im Stande, die inneren Berührungspunkte des Pietismus mit der durch Wolff vertretenen Aufklärung zu begreifen. Und doch hatte gerade der Pietismus der Selbstauflösung der Theologie energisch vorgearbeitet. Er wollte ein gemeinverständliches und praktisches Christenthum; „Laienreligion nicht Pfaffenreligion“ war seine Devise, und die Idee vom allgemeinen Priesterthum aller Gläubigen

hat wohl nie begeistertere Vertreter gefunden als die Pietisten. Während Francke die Emancipation des praktischen Laienchristenthums vom gelehrten Klerikalismus verkündete, führte gleichzeitig Thomasius seine kräftigen Streiche gegen das Gesetz der Dogmen, das alle Wissenschaft wie ein ehernes Joch einengte, suchte er seinerseits die weltliche Wissenschaft von der Herrschaft der Theologie zu emancipiren, und so standen beide Schulter an Schulter als die eigentlichen Bahnbrecher der religiösen Freiheit. Es ist in sachlicher Hinsicht kein allzu grosser Unterschied zwischen der pietistischen Lehre vom „inneren Christus" und der von den späteren Rationalisten vertretenen inneren Offenbarung in Gewissen und Vernunft. Auch die Pietisten machten bereits in der Bibel einen bewussten Unterschied zwischen dem an seinen erbaulichen Wirkungen erkennbaren Worte Gottes und dem nur historisch oder theologisch Interessanten. Auch der Pietismus stellte bereits das gesammte Kirchenthum unter den moralischen Gesichtspunkt, prüfte Alles in der Kirche, Bibel, Dogma, Sacrament, auf seinen erbaulich praktischen Zweck hin und vollzog damit die entscheidende Wendung vom dogmatischen zum moralischen Christenthum, die in der Folge das ganze achtzehnte Jahrhundert beherrschte. Beide — Pietismus und Rationalismus — rückten mit Nachdruck die ethischen Wahrheiten des Christenthums in den Vordergrund, betonten vor Allem in dem Evangelium von Christus die grossen ethischen Gedanken des Reiches Gottes.

Dazu kam noch ein Anderes, was wesentlich dazu beitrug, die Selbstauflösung der Theologie zu befördern und der rationalistischen Kritik Thüren und Thore zu

öffnen. Es war die geringe wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des Pietismus, seine Unfähigkeit, dem von ihm verkündeten Herzensglauben die entsprechende theologische Ausgestaltung zu geben. Ja mehr noch: Francke hob gradezu die Aufgabe der Gelehrsamkeit durch die allzu starke Betonung der Gottseligkeit auf, denn es fehlte ihm völlig die evangelische Anschauung von der Bedeutung des theologischen Studiums. In seiner Anweisung für die Theologie Studirenden wird das Streben nach theologischer Wissenschaft auf die asketische Bibelkunde beschränkt und zugleich eine Art Musterchristenthum als Ziel gesetzt, das nur zu leicht die Aufrichtigkeit gefährdete. Obgleich selbst Professor, wurde er nicht müde, seinen Studenten ein gründliches Misstrauen gegen alle Professorenweisheit einzuflösen, da Glauben mehr werth sei als Wissen. Viele liessen sich das gesagt sein: sie sahen als Wiedergeborene, die der Gnade des Lammes gewiss waren, halb hochmüthig halb mitleidig auf Diejenigen herab, die es mit ihrem Studium Ernst nahmen, und es ist ein gradezu typischer Vorgang, wenn Johann Salomo Semler in seiner chaotischen Lebensgeschichte aus seiner Studienzeit berichtet, dass seine erweckten Freunde den Grund dafür, dass er den gleichen Gemüthsprocess nicht durchzumachen im Stande war, lediglich in seinem Studieren erblickten, durch das er um sein Seelenheil sich betrüge. Daran, dass er der Gnade des Heilands nicht theilhaftig werde, hindere ihn nichts als das „unselige“ Studieren; er solle es wegwerfen; der Heiland könne besser lehren als Menschen.“ [17]) Gewissenhafte Naturen geriethen dadurch in Qualen und Selbstpeinigungen, in welchen Körper und

Seele fruchtlos sich aufrieben. Es war eben der verhängnissvolle Grundirrthum des Pietismus, dass er den in dem Eingangs citirten Bekenntniss Franckes geschilderten, rein individuellen Process glaubte zu einer Schablone machen zu können. Ja, er nahm sogar keinen Anstand, diesen innerlichen Process, diese zartesten, jedem Menschenauge verborgenen Seelenvorgänge, amtlich controliren zu wollen. Im Jahre 1736 war, wie schon erwähnt, durch königlichen Erlass aufs Neue daran erinnert worden, dass kein Prediger ferner angestellt werden solle, „er habe denn in Halle studiret und ein gutes *attestat produciret*". Für die Ausstellung solcher Zeugnisse hatten 1727 in königlichem Auftrage Francke und Freylinghausen eine Instruction verfasst, in welcher der ominöse vierte Paragraph dahin lautete, dass jeder Candidat an sich selbst den Unterschied einer wahren und einer heuchlerischen Busse kennen, die ursprünglichen Kennzeichen einer rechtschaffenen und einer heilsamen Reue von einer fliegenden Hitze, Angst und Schrecken über die Sünden unterscheiden lerne, auch über die Bewahrung des Gnadenstandes seine Meinung bezeugen solle. Vergebens hatten Lange, Rambach und Johann Heinrich Michaelis gegen solche *violenta consilia promovendae pietatis* Einspruch erhoben, indem sie es für unmöglich erklärten, solche Erfahrungen an einem Studenten festzustellen und zu bezeugen. Vergebens — denn auch Breithaupt und Anton traten auf Franckes Seite, indem der Erstere meinte, man müsse auf den Knieen Gott danken für einen König, welcher die Facultäten von der Schmach befreie, Theologen für tüchtig erklären zu müssen, denen man nur bürgerliche Rechtschaffenheit

bezeugen könne.[18]) Und wie die Studenten von den Professoren, so wurden die Gemeindemitglieder von ihren Pastoren controlirt. Jeder war gehalten, über seine Erfahrungen Bericht zu erstatten und die Geistlichen führten über den Seelenzustand ihrer Pfarrkinder lange Register.

Alles das war natürlich nur dazu angethan, das theoretisch-theologische Interesse überhaupt zu vergleichgültigen. Es bedeutete die Verzichtleistung auf ein eigenthümliches theologisches Erkenntnissprincip, womit dann der Pietismus auch seinerseits einen Zug kritischer Selbstauflösung in die Theologie hineintrug.[19]) Er war darum auch ebenso wenig wie Thomasius im Stande, einen eigentlichen wissenschaftlichen Idealismus zu erwecken. Wie Thomasius bei aller Wissenschaft nur den unmittelbaren Nutzen im Auge hatte und nur eine praktische Zurichtung der Studirenden anstrebte, so war Franckes Endzweck Erbauung und Erweckung, nicht aber intensive wissenschaftliche Schulung.

Es war darum auch keineswegs zufällig, dass die junge Hallische Hochschule gleichzeitig die Hochburg des Pietismus und die Hochburg der Aufklärung war. Thomasius lief tapfer wider den theologischen Positivismus Sturm, während die Pietisten, denen das Gefühl Alles war, gleichgültig den dogmatischen Satzungen gegenüberstanden und ihrem Abbröckeln ruhig zusahen. Thomasius wollte eine verständliche, volksthümliche und praktische Auffassung des Christenthums und durch dasselbe die moralische Veredlung des Volkes; auch die Pietisten strebten nach einer volksthümlichen Laienreligion, deren Aechtheit ihnen allein an ihren Früchten erkennbar war; gleich Thomasius suchten auch die Pietisten die Kluft zu überbrücken,

durch welche die Wissenschaft vom Leben getrennt war. Und stritt Thomasius keck und energisch für das Princip der freien, allen Ueberlieferungen prüfend gegenübertretenden Subjectivität, so leistete der das wissenschaftliche Interesse mehr und mehr abstumpfende Pietismus diesem Princip znm mindesten keinen Widerstand.

Es ist unter solchen Umständen begreiflich, dass gerade hier auf Hallischem Boden des ehrenfesten Thomasius subjectives Protestiren rasch Nachfolge fand, dass hier junge Docenten und eben flügge gewordene Studenten keck an den verhassten „Vorurtheilen" zu rütteln begannen und ihre Kräfte in theologischen Händeln erprobten. Es wirbelte nicht wenig Staub auf, als 1702 unter dem Vorsitz des jüngeren Juristen Stryk (1668—1725), eines warmen Verehrers Franckes, ein Hallischer Studiosus Wagner über das Gesetz vom Sabbath disputirte, dieses als ein blosses Ceremonialgesetz bezeichnete und zu beweisen suchte, dass die Gläubigen im Neuen Testament an den öffentlichen Gottesdienst nicht gebunden seien, dass unsere evangelische Sonntagsfeier demnach nicht als eine göttliche, sondern lediglich als eine menschliche Verordnung zu betrachten sei. Stryk selbst hatte an diese Disputation eine scharfe Kritik gewisser katholisirender gottesdienstlicher Gebräuche angeknüpft und insbesondere die Zulässigkeit der Privatbeichte bezweifelt. Da die Abhandlung später auch in deutscher Uebersetzung erschien, musste sie den orthodoxen Theologen natürlich um so gefährlicher erscheinen; alsbald schlugen die „Unschuldigen Nachrichten" Lärm, die Leipziger protestirten in einer Gegenschrift und auch der berühmte Jurist Georg Beyer erhob gegen solche Ketzerei

Einspruch. Nicht geringeres Aufsehen erregte zwei Jahre später die Disputation (*Exercitatio academica de reliquiis sacramenti in matrimonialibus 1706*) eines anderen Schülers von Stryk, eines Johann Philipp Odelem, welcher darin die Behauptung gewagt hatte, dass der Ehestand keine kirchliche, sondern eine rein bürgerliche Sache sei, dass auch heimliche Eheversprechungen ihre Gültigkeit hätten, und dass es eine durchaus päpstische Auffassung sei, wolle man die absolute Nothwendigkeit der priesterlichen Trauung behaupten. Die herrschende Auffassung von der Ehe hatte ihren weltlichen Charakter völlig verdunkelt, und wenn man auch noch Bedenken trug, direct auszusprechen, dass die Ehe ein Sacrament sei, so war man doch in der That von dem Begriffe nicht mehr weit entfernt. Darum kam auch Stryk selbst später noch einmal auf die Frage zurück, indem er in einer 1711 erschienenen Abhandlung auf die Folgen des fälschlich angenommenen Sacramentsbegriffes hinwies, darin aber freilich schon bedenklich der flachen und ungeschichtlichen Auffassung des späteren Rationalismus sich näherte, wonach die kirchliche Eheschliessung kaum noch etwas anderes war als ein klug berechnetes, fein angelegtes Product geistlichen Hochmuths. Gegen Odelem, der an dem Rinteler Professor Pestel einen Bundesgenossen fand, trat kein Geringerer als Valentin Löscher in den „Unschuldigen Nachrichten" in die Schranken und auch sonst war an theologischen Protesten kein Mangel[20]). Die altersschwache Orthodoxie spürte es eben nicht ohne Besorgniss, dass hier in Halle gute Protestanten das lang vergessene Protestiren wieder zu lernen anfingen, und zwar das Protestiren gegen

den Buchstaben ohne Geist, gegen toten Glauben und rein äusserlichen Gottesdienst. Und nur hier in Halle, wo Thomasius wieder und wieder zu religiöser Duldsamkeit gemahnt und unaufhörlich gepredigt hatte, dass in allen den Dingen, welche die Seligkeit des Menschen angehen, nur das Gewissen des Einzelnen Richter sei, und wo zugleich der Pietismus nachdrücklich und eindringlich verkündete, dass die Religion lediglich eine Angelegenheit des Individuums sei, wobei dasselbe weder gelehrter Unterweisung noch klerikaler Leitung bedürfe — nur hier konnte 1718 der Kirchenrechtslehrer Jakob Gabriel Wolf [21]) seine Toleranzlehre verkündigen und in wuchtigen Thesen gegen jegliche Religionsverfolgung protestiren. Die Ehre Gottes — so schrieb er — werde durch unvernünftige Gewissensherrschaft nicht befördert, sondern geschändet und das Persecutionsübel sei eins der gräulichsten Laster, möge man ihm auch eine noch so schöne Schminke anstreichen. Auch der Kirchenbann sei so wenig ein Bekehrungsmittel wie Galgen, Rad und Schwert. Das beste Mittel in dieser Sache sei die in der wahren allgemeinen Liebe gegründete Toleranz; man möge einem jeden Theil Friede und Ruhe zu beobachten anbefehlen, einen bescheidenen Vortrag der Wahrheit aber nun und nimmermehr hindern.

Der Pietismus seinerseits hat freilich diese praktische Toleranzprobe schlecht genug bestanden. Fünf Jahre später inscenirte er die brutale Vertreibung des Philosophen Christian Wolff, und Francke dankte auf den Knieen dem lieben Gott, dass er sein Gebet erhört und Halle von „dieser grossen Macht der Finsterniss“ erlöst habe.

2. Christian Wolff.

Christian Wolff war siebenundzwanzig Jahre alt, als er zu Ende des Jahres 1706 seine Professur in Halle antrat. Es hatte ihm nicht gelingen wollen, in Leipzig festen Fuss zu fassen, so dass er den durch Leibniz' Vermittlung an ihn ergangenen Ruf mit Freuden begrüsst hatte.

Er war der Sohn eines Lohgerbers zu Breslau, geboren 1679, also vierundzwanzig Jahre jünger als Thomasius, sechzehn Jahre jünger als Francke. „Meine Eltern — so erzählt er in seiner Selbstbiographie[22]) — haben mir von der ersten Kindheit an grosse Liebe zur Gerechtigkeit und einen Hass gegen die Ungerechtigkeit, auch einen Eifer für die Religion und Gottesfurcht beigebracht. Daher ich ohn' Unterschied der Witterung beständig alle Predigten, wie auch die Wochen-Frühpredigten in der Hauptkirche besuchte, dabey zu Hause die Bibel täglich gelesen und die in den Kirchen damahls gewöhnlichen Lieder bey Zeiten auswendig gekonnt. Mein Vater hat durch ein Gelübde mich dem studieren gewidmet, ehe ich noch zur Welt kam und daher auch nach seinem Vermögen nichts gesparet, was diesen Vorsatz zu befördern von nöthen wäre."

Es war des Vaters Wunsch gewesen, den Sohn einst auf der Kanzel zu sehen, und dieser war denn auch mit dem Vorsatze, „Gott im Predigtamte zu dienen", im Jahre 1699 gen Jena gezogen. Weil er nun aber in Breslau unter Katholiken gelebt und den Eifer der Lutheraner und Katholiken gegen einander gleich von seiner ersten Kindheit an wahrgenommen, dabei gemerkt

habe, dass ein jeder Recht zu haben vermeinte, so habe ihm immer im Sinn gelegen, „ob es denn nicht möglich sey, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, dass sie keinen Widerspruch leide.“ „Wie ich nun nach diesem hörte — so fährt er fort — dass die *Mathematici* ihre Sachen so gewiss erwiesen, dass ein jeder dieselben vor wahr erkennen müsse, so war ich begierig, die Mathematik *methodi gratia* zu erlernen, um mich zu befleissigen, die Theologie auf unwidersprechliche Gewissheit zu bringen.“

Wolff hat in diesem naiven Bekenntniss gleichsam sein Lebensprogramm vorgezeichnet. So wurde aus dem Theologen ein aufklärerischer Philosoph und der Vater des deutschen Rationalismus.

In Halle fand er an der jungen Hochschule noch mancherlei Lücken und Mängel. „Die Mathematik war eine unbekannte und ungewohnte Sache, von der Solidität hatte man keinen Geschmack und in der Philosophie dominirte Hr. Thomasius, dessen Sentiments aber und Vortrag nicht nach meinem Geschmack waren.“ Er las anfangs ausschliesslich über Mathematik, Baukunst und Fortification, später auch über Experimentalphysik; er hatte in Leipzig ein Lehrbuch der Differentialrechnung geschrieben und lieferte nun physicalische Aufsätze für die *Acta Eruditorum.* „Und weil alsdann — so erzählt er weiter — einige waren, die mich aufmunterten, ich möchte auch über die anderen Theile der Philosophie lesen, so bequemte ich mich auch dazu, doch musste gleich vielen widrigen Urtheilen unterworffen seyn und fehlete es nicht an solchen Leuten, die

mich zu verkleinern suchten, dass nicht den Beifall gewinnen können, den ich in Leipzig gehabt hatte. Das *praejudicium* war anfangs so gross, dass man nicht einmahl verlangte, nur aus Curiosität mich zu hören, bis endlich einige, die bey Thomasio, Gundlingen und D. Rüdigern *collegia* gehöret hatten, aus Curiosität doch hören wollten, was ich denn docirte. . . . Da nun diese bey mir mehrere *satisfaction* fanden und in Gesellschaften, wenn von philosophischen und andern gelehrten Sachen die Rede war, den andern überlegen waren, so brach ich endlich auf einmahl durch und der *applausus* vermehrete sich dergestalt, dass ich viele Missgunst auf mich lud, weil man vermeinte, als wenn ich eine Verachtung ihrer zu Wege brächte. Insonderheit entstunden gleich Klagen bey den Herren *Theologis*, als wenn denen *Studiosis* ein Ekel vor der Theologie, ja gar der Schrift, beygebracht würde, als einige *studiosi* bessere Erklärungen und Beweis von ihnen forderten. Ja, es fehlete auch nicht an Juristen, welche die *studiosos* zu bereden suchten, als wenn ich sie zu ihrem Hauptwerke untüchtig machte, doch erkannten diejenigen, welche mir anhingen, die Sache besser, als dass sie sich dadurch von mir hätten abhalten lassen.“

So weit Wolffs eigener Bericht. Es war, wie man daraus ersieht, dem neuen Professor nicht eben leicht gemacht worden, in Halle festen Fuss zu fassen; es ging ihm jetzt ganz ähnlich, wie es seiner Zeit Thomasius zu Beginn seiner Thätigkeit ergangen war. Aber der Mann der anfänglich so ängstlich um Applaus besorgt war und sich in Stunden der Verzagtheit wenigstens eine Handvoll Neugieriger zu Zuhörern gewünscht hatte,

sollte bald weder über Mangel an Beifall noch über Mangel an Hörern zu klagen haben. Trotz aller Hemmnisse brach sich seine Lehre rasch siegreich Bahn, und es währte nicht lange mehr, so war die Wolffsche Philosophie neben dem Pietismus in unbestrittener Autorität die zweite geistige Macht auf der Hallischen Hochschule. Des Philosophen im Jahre 1712 erschienenen „Vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes" blieben noch ziemlich unbeachtet; als er sieben Jahre später das Buch zugleich mit den „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt" neu herausgab, da waren beide nicht mehr totzuschweigen, sondern erlebten nun eine Auflage nach der andern. Er schrieb deutsch, damit, wie er selbst es aussprach, „auch Solche, die nicht studiert und lateinisch gelernt haben", ihn zu lesen im Stande seien. Er selbst bezeichnete sich im eigentlichsten Sinne des Wortes als Aufklärer und wählte gern für seine Bücher Titelkupfer, welche die durch Nebelwolken durchbrechende Sonne darstellten. Er wurde nun einer der gefeiertsten akademischen Lehrer und einer der gefeiertsten Schriftsteller. Er wurde in geistiger Hinsicht für Deutschland ein Mittelpunkt, so wie später der Weise von Königsberg, Immanuel Kant. Niemand konnte ihm fortan aus dem Wege gehen; Jedermann war gezwungen, mit seiner Philosophie sich auseinander zu setzen. Keinem Lehrer der Friedrichs-Universität ist es vergönnt gewesen, seine Wirksamkeit über so weite Kreise auszudehnen, der geistigen Bewegung durch Jahrzehnte hindurch die Signatur zu geben. Es paarte sich in dem nüchternen und phlegmatischen Manne fromme

Ehrfurcht vor der Gottheit mit Freimuth in allen religiösen Fragen. Er imponirte durch die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit seines sittlichen Charakters. Er gab seinen Schülern das schöne Beispiel, wie strenge Arbeit im Dienste der Güter des Geistes zugleich eine Kraft ist, welche das ganze Leben des Menschen läutert und veredelt.

Auch äussere Ehren und Huldigungen blieben nicht aus. Der Gerberssohn wurde Reichsfreiherr und Mitglied verschiedener Akademien. Er erfreute sich in seltenem Masse der Gunst der Grossen und erwarb sich mit seiner rastlos fleissigen Feder Schätze und Reichthümer. Er kaufte sich später nach seiner Rückkehr nach Halle (1741) von den Erben des Juristen Heineccius ein eigenes Haus (Märkerstrasse 413) und erstand das in Sachsen gelegene Rittergut Klein-Döltzig.

Und doch gilt auch von ihm das Gleiche wie von Thomasius: auch er war ein Mann ohne eigentliche philosophische Tiefe und Schöpferkraft. Er war nicht ein schaffender, sondern nur ein ordnender Geist. Aber auch seine Bedeutung liegt — wie die des Thomasius — nicht in der Geschichte der Philosophie, sie liegt in der Geschichte der allgemeinen Bildung. Er war kein Denker ersten Ranges, aber ein einflussreicher Volkslehrer, eine pädagogische Natur. Er war, um mit Eduard Zeller[23]) zu sprechen, nicht der Mann, um der Philosophie neue Bahnen zu eröffnen, aber er war in hervorragender Weise befähigt, seine Zeitgenossen auf dem von einem andern entdeckten Wege zu führen und denselben in geordnetem Fortgange nach allen seinen Verzweigungen auszumessen. Er wagte zum ersten Male den Versuch, alle Wissensgebiete vom

Standpunkte der modernen, d. h. der Leibnizischen Philosophie aus, zusammenhängend und in erschöpfender Vollständigkeit zu bearbeiten. Nicht tiefsinnig, nicht geistvoll, aber gründlich und methodisch, planvoll, genau und gemeinverständlich, als ein Popularisator im grossen Stil, immer mit Rücksicht auf den ganzen grossen geistigen Mittelstand. Und sein mit pedantischer Sorgfalt aufgebautes System war gerade in seiner steifen Form recht eigentlich berufen und befähigt, dem Bedürfniss einer Disciplin des Verstandes entgegen zu kommen, welche die Deutschen seiner Tage als Gegengewicht für ihre beginnenden belletristischen Neigungen bedurften. Er gab, wie ihm kein Geringerer als Kant (in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft) nachrühmte, zuerst das Beispiel, wie durch gesetzmässige Feststellung der Principien, deutliche Bestimmung der Begriffe, versuchte Strenge der Beweise und Verhütung kühner Sprünge in den Folgerungen der sichere Gang einer Wissenschaft zu nehmen sei und wurde dadurch, als „der grösste unter allen dogmatischen Philosophen", der Urheber des Geistes der Gründlichkeit in Deutschland.

Wolff steht fast durchweg auf den Schultern von Leibniz. „Ich habe — sagt er — bloss auf die Wahrheit gesehen und mich nicht gekümmert, ob sie alt oder neu ist, sondern Alles in meine Kette genommen, was sich als ein Glied damit verknüpfen liess." So hat er auch die wesentlichsten Sätze der Leibnizischen Philosophie in sein System hinübergenommen, so sehr er auch grade diesem gegenüber den Ruhm der Selbständigkeit behauptete. Gleichwohl reihte ihn Herder mit gutem Grunde in die

von ihm sehr verächtlich behandelte „Weberzunft“ ein, die aus des Meisters geistreichen Einfällen und Theorien dicke Bände gesponnen habe. Allerdings erscheinen bei Wolff jene Leibnizischen Sätze in so gründlich abgeschwächter und verblasster, entgeisteter und trivialer Form, dass er ja in gewissem Sinne Recht hatte, gegen den Titel eines unbedingten Leibnizianers sich zu verwahren. Auch war das sorgsame Systembauen nicht Leibniz' Sache gewesen. Eine wahrhaft productive Natur und ein Anreger ersten Ranges, lag ihm streng methodisches Arbeiten fern. Mit genialer Freiheit schaltete er über eine ganze Welt von Wissenschaften und Ideen, einen „Kosmos“, dessen gleichen noch nie vorher gewesen war. Und Wolff war eigentlich diese geniale Art des Arbeitens in innerster Seele zuwider. Seiner bedächtigen Natur war jeder kühne Gedankenflug, jedes Springen von einem Gegenstand zum andern, jede gewagte Combination und jede geistreiche Hypothese ein Gräuel; er wollte allenthalben absolute Sicherheit. Er, der „Schulzergliederer“, der zunächst die Forderungen der Schule und des Katheders im Auge hatte, war deshalb vor allem bemüht, die überkommenen metaphysischen Probleme in einen demonstrativen Zusammenhang einzustellen, „Alles zusammen in eine Ordnung zu bringen und solchergestalt aus der Grundwissenschaft ein Systema zu machen, da alle Lehren wie die Glieder in dem menschlichen Körper mit einander zusammenhangen und bey ihrem verschiedenen Unterschiede dennoch zusammen conspiriren und immer eine um der andern willen da ist.“ 24) Er theilte mit Leibniz die Ueberzeugung vom durchgängigen Causalzusammenhange aller Dinge und von der absoluten Har-

monie und Vollkommenheit des Weltganzen. Auch er bezeichnet als Aufgabe des Menschen und Grundlage der Religion, in allen Dingen die gütige Absicht des Schöpfers zu erkennen. Er eignet sich durchaus den Leibnizischen Satz an: Alles Wirkliche beruht auf einem zureichenden Grunde. Alles, was geschieht, geschieht nothwendig aus einer Ursache, die ebenso wieder eine Ursache gehabt und so rückwärts ins Unendliche, und er wurde nicht müde, diesen Satz durch die „gemeinsten Exempel" zu erläutern und zu verstärken. Es war sein Bestreben, Alles aus seinen zureichenden Gründen zu erklären, und er lenkte damit alsbald zur praktischen Philosophie über, die er umständlich und pedantisch, mit einer Ausdauer ohne gleichen, in seinen „Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen" und „von dem gesellschaftlichen Leben des Menschen" abhandelte — zwei dickleibigen Büchern, durch die ein unsäglich trivialer Zug hindurchgeht und in denen die gespreizte wissenschaftliche Form mit dem kleinlichen Inhalt in auffälligstem Widerspruche steht.[25]) Deutlich erkennbar trägt diese Philosophie das Janusantlitz dürrer Scholastik und schaaler Redseligkeit, das dann später der gesammten moralisirenden Litteratur des Rationalismus eigenthümlich ist. Auch für jedes Sittengesetz wird natürlich der denkende Mensch den zureichenden Grund auffinden, denn die Quelle der Moral ist die Vernunft. Sie „lehret uns, was wir thun und lassen sollen, das heisst, die Vernunft ist die Lehrmeisterin des Gesetzes der Natur."

Damit war mit einer Entschiedenheit wie noch nie zuvor die Unabhängigkeit der Moral von der Theologie

behauptet worden; hier ergaben sich Speners Pietismus und Wolffs Rationalismus als reine Gegensätze in der Auffassung der sittlichen Welt und grade an diesem Punkte musste darum auch der Bruch zwischen Beiden eintreten.[26])

Die unmittelbaren Folgen dieser praktischen Philosophie waren wohlthätig und heilsam. Die Weltweisheit war aus der Höhe der Speculation in die Praxis des Lebens herabgestiegen und wurde nun zum Gegenstande populärer Belehrung und geselligen Gedankenaustausches. Man begann, anhaltender als zuvor, den nächstliegenden Interessen Aufmerksamkeit zuzuwenden, das öffentliche wie das private Leben kritischer als sonst zu betrachten. Der von Wolff mit unermüdlicher Geduld variirte Satz, dass das höchste Ziel der Moral „Streben nach Vollkommenheit in Gemeinschaft mit andern" sein solle, schärfte den Blick für mancherlei Schattenseiten des täglichen Lebens. Er regte zum Nachdenken an über die in breiten Schichten des Volkes herrschende laxe Moral; er weckte die Gewissen und befestigte Ehr- und Pflichtgefühl. Er forderte sittliche Handlungen, welche der Ehrfurcht vor den realen sittlichen Gemeinsamkeiten: Familie, Staat, Menschheit, entspringen sollten. Themata, die sonst höchstens auf der Kanzel in seelsorgerischer Tendenz abgehandelt wurden, traten nun in den Bereich der allgemeinen, öffentlichen Discussion: Familie, Kindererziehung, Geselligkeit, Haushaltung. Und bald schuf sich denn auch das Bedürfniss, nach dem Vorgange und unter Anleitung des grossen Hallenser Philosophen derlei Fragen öffentlich zu discutiren, ein eigenes Organ in den moralischen Wochenschriften, deren Form

englischen Mustern nachgebildet war, deren Inhalt aber den Wolff'schen Einfluss niemals verläugnet. Hier wurde der grosse Popularisator von allerhand kleinen ausgeschöpft, sein System der gespreizten wissenschaftlichen Form entkleidet und mundgerecht gemacht. Hier wurden seine schulgemässen Definitionen in moralisirende Abhandlungen umgesetzt, seine pedantischen Exempel in rührsame Geschichtchen umgewandelt. Jahrzehnte hindurch waren diese moralischen Wochenschriften recht eigentlich die Unterhaltungslektüre unserer mittleren Stände, waren die einzige litterarische Nahrung unserer bürgerlichen Familien und haben auf die breite Masse des Volkes einen unermesslichen Einfluss ausgeübt.[27]) Sie bewirkten eine „Einkehr ins deutsche Leben"; sie vergegenwärtigten dem Volke die gemeinsamen geistigen Interessen; sie beförderten ein genügsames, schlichtes, ehrbares Leben, anspruchslos und gutmüthig und doch durchweht von einem frischen, kühlen Luftzug verständiger Kritik, der jeder Verweichlichung wehrte.

Auch in Halle selbst war an diesen biedermännischen Wochenblättern kein Mangel: vom „Deutschen Lockmann", der 1738 erschien, bis zu den „Poetisch-moralisch-ökonomisch und kritischen Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande", die 1777 nachhinkten, zählen wir ihrer eine stattliche Anzahl. Da gab es einen „Gefälligen" (1746) und einen „Geselligen" (1748–1750, herausgegeben von Georg Friedrich Meier und Sam. Gotth. Lange), einen „Weisen" (1772) und einen „Andächtigen" (1773 herausgegeben von den Pastoren Sturm und Feddersen);

da folgte einem Wochenblatte unter dem Titel „Der Mensch“ (1751) ein solches unter dem Titel „Der Christ und der Philosoph“ (1759), und alle diese an Werth wie an Einfluss sehr verschiedenartigen Blätter hatten immer die gleiche Tendenz der sittlichen und geselligen Verbesserung, der Bildung des Verstandes, der Hebung bürgerlicher Sitte, der Kritik von allerhand Lastern und Thorheiten. Andere wieder, wie die „gelehrten Zeitungen fürs Frauenzimmer“ (1773) und die „Akademie der Grazien“ (1774) wendeten sich besonders an die Frauen, um dadurch, dass sie diesen ein lebendigeres Bewusstsein ihrer Pflichten beibrachten, auf die Veredlung des Familienlebens und eine bessere Erziehung des nachwachsenden Geschlechts hinzuwirken. Das Motto aller dieser Wochenschriften war das dem Juvenal entnommene des Hamburgischen „Vernünfftlers“: *Quidquid agunt homines nostri farrago libelli*, d. h. Was Menschen thun und treiben, giebt uns den Stoff zum Schreiben. Sie alle schöpften aus dem breiten Strom der Wolff'schen praktischen Philosophie. Sie alle thaten wacker und tüchtig ihre Schuldigkeit als Verbreiter der Aufklärung, als Wächter der Toleranz, als Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts.

Auch die Poesie konnte sich diesen moralisirenden und lehrhaften Tendenzen nicht entziehen. Zwar hatten englische Vorbilder und das Beispiel Hallers schon früher zahlreiche Theodiceen hervorgerufen, doch leistete nun Wolffs Lehre von der besten der Welten dieser Gattung neuen Vorschub. Man begann sein System in Reime zu bringen und in langathmigen Lehrgedichten erbaulich auszumalen,

wie doch Gott in seiner Schöpfung Alles so schön und zweckentsprechend geordnet habe. An Stelle des pietistischen Zuges, wie er in Brockes' „Irdischem Vergnügen in Gott" deutlich erkennbar ist, tritt jetzt ein stark rationalistischer Zug, an Stelle der sentimentalen Befangenheit eine nüchtern-praktische Naturbetrachtung. Christian Zernitz reimte ein Lehrgedicht vom Endzweck der Welt, der Freiherr von Creutz ein solches über die Unsterblichkeit, und auch der ehemalige Hallische Studiosus Uz zeigte in seiner Theodicee die Klarheit, Weisheit und Zweckmässigkeit der Weltenschöpfung, ihr Ineinandergreifen im Kleinen wie im Grossen, die Untrennbarkeit ihrer wunderbaren Fügung. Von dem gleichen Optimismus beseelt schrieb Johann Josias Sucro seine von Bodmer mit einem wohlwollenden Lobe bedachte „beste Welt", welche 1746 zu Halle (bei Lüdewalds Witwe 24 S. in 4⁰) erschien und weitschweifig den erbaulichen Grundgedanken ausführte: „In Allem, was Gott thut, macht er sich göttlich kund . . . Und wahr ist's: hat dein Gott die Welt hervorgebracht, so hat er als er schuf, die beste Welt gemacht".

Aber nicht nur auf die populäre Litteratur und die Poesie, sondern auch auf den Gang der Wissenschaften — vor Allem auf den der theologischen — übte die Wolffsche Philosophie bald einen übermächtigen Einfluss.

Es gilt von den göttlichen Dingen allezeit das Wort Pauli (I. Cor. 8,12): Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem Räthselwort, d. h. wir können das göttliche Geheimniss nur fassen in Bildern und in Gleichnissen. Während nun aber die Einen meinen, in dem Bilde die Sache selbst zu haben, glauben die Anderen, die Sache zu

gewinnen, wenn sie den Spiegel zerschlagen. Zu diesen letzteren gehörte auch Wolff. Der Standpunkt des Thomasius war im Wesentlichen ein formaler Rationalismus, aber materieller Positivismus. Er war noch weit entfernt von einem wissenschaftlichen Widerspruch gegen das Eingreifen eines supernaturalen oder transcendentalen Factors in den religiösen Process, es war vielmehr lediglich ein gewisses subjectives Unbehagen, das ihn von jedem Rühren an diese Probleme zurückhielt. Wolff ging einen Schritt weiter. Seine Betrachtung des religiösen Lebens war eine rein empirische oder natürliche. Er löste alle dogmatischen Aussagen in einen Complex subjectiv-psychologischer Vorstellungen auf, wobei er durch die Annahme einer äusseren Offenbarung mit dem Supernaturalismus sich abgefunden zu haben glaubte. Er ist allerdings weit davon entfernt, gegen den christlichen Glauben zu polemisiren, er verfolgt im Gegentheil in seiner Weise eine apologetische Tendenz. Es herrscht bei ihm immer das Bestreben vor, zwischen biblischem Christenthum und moderner Bildung zu vermitteln. Er lehnt daher behutsam nur alle diejenigen Aufstellungen der Orthodoxie ab, welche, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, der Vernunft gegenwärtiger Bildung direct widerstreiten und unternimmt auf der anderen Seite den Nachweis, dass die evangelische Geschichte in ihrem Kern mit den gesteigerten Erträgen jener Bildung wohl sich vereinigen lasse. Eben durch dieses Bestreben wurde er der Begründer des deutschen Rationalismus. Er selbst durfte von seiner Metaphysik mit Recht rühmen, sie enthalte die rechten Waffen zur Bestreitung der Atheisterei und Profanität, aber andererseits war sie wahrlich nicht dazu angethan, das

Positive zu lebendiger innerer Aneignung zu bringen und in wirklich fruchtbringender Weise zwischen dem Ewigen und Historischen, dem Ideellen und dem Irdischen im Christenthum zu vermitteln. Wolff schiebt, wie schon gesagt, weder Offenbarung noch Wunder völlig bei Seite, aber er respectirt sie doch nur insoweit, als sie denkbar und begriffsfähig sind. Er sucht aus der dogmatischen Hülle den Kern der Religion herauszuschälen, ihre wesentlichen Lehren dem Verstande, dem Willen und dem Gemüthe annehmbar zu machen. Er will, weil er immer nur praktische Zwecke im Auge hat, dogmatische Sätze nicht sowohl wissenschaftlich stringent beweisen, als vielmehr dem allgemeinen Bewusstsein plausibel machen.

Es war dabei sein verhängnissvollster Irrthum — ein Irrthum, den der gesammte spätere Rationalismus mit ihm theilte — dass er die Phantasie als religiöses Organ völlig ignorirte. Dieses Organ war im Pietismus auf Kosten des Verstandes gründlich überreizt worden; die Reaction konnte nicht ausbleiben. Jetzt setzte sich der vernachlässigte und missachtete „gesunde Menschenverstand“ zur Wehre und vergalt der Phantasie die ihm widerfahrene Missachtung nur zu reichlich. Dass er dabei schliesslich die Welt völlig entgötterte und aus der Religion auch das bedeutsame ästhetische Element gänzlich herauslöste, kümmerte ihn wenig. In der Wolffschen Terminologie war für religiöse Impulse kein Raum übrig.

Dieser folgenschwere Irrthum wurzelte in Wolffs gesammter Gottes- und Weltbetrachtung, welche sogar jedes Verständniss für die religiöse Position seiner Gegner aus-

schloss. Weil das Mysterium des christlichen Lebens der begrifflichen Analyse sich entzieht, schob er es kurzer Hand bei Seite, ja erklärte es geradezu für subjective Einbildung. Dass das Wesen des Glaubens in der inneren Erfahrung von der Erlösung beruhe, das war ihm ein Wort in einer fremden und unverständlichen Zunge. Dass die starke, lebendige, unerschütterliche Ueberzeugung des Glaubens über alles Wissen, über alle Erfahrung, über alle Ahnung hinausgehe, das war für ihn unbegreiflich. Die Ausssagen der christlichen Mystik vom inneren Zeugniss des heiligen Geistes, von einer göttlichen Beglaubigung der Heilsgewissheit in der Menschenseele, von der *unio mystica* finden natürlich in dem Bereiche empirisch erklärbarer Vorgänge keine Stelle.

Für diese eigenthümlichen religiösen Erfahrungen aber, die ihm ja allerdings im Pietismus zumeist in gründlich verzerrter und karikirter Gestalt entgegen getreten waren, fehlte Wolff jedes Verständniss. Denn man wird in seiner eigenen Natur ein tieferes mystisches Element vergeblich suchen. Er verband mit seiner aufklärerischen Betriebsamkeit eine bedächtige Pedanterie ohne gleichen. Sein eigentlich religiöses Empfinden war ohne alle Verfeinerung, Veredlung und Innigkeit, ja er hatte nicht einmal eine Ahnung von dem mystisch-religiösen Bedürfniss des Menschen. Man möchte geradezu sagen, in ihm habe die prosaische Seite deutschen Wesens ihren classischen Ausdruck gefunden. Alles an ihm trägt diesen hart prosaischen Zug. Er war ausgerüstet mit einem starken, massiven Menschenverstand, aber das Gemüth schien dabei zu kurz gekommen zu sein. Er besass in ungewöhnlichem Masse Ausdauer und Ordnungs-

liebe. Bei allem, was er angriff, wollte er abrechnen und zum Ende kommen. Er selbst konnte sich vollkommen dabei beruhigen, wenn er sich und anderen die Möglichkeit am Glauben festzuhalten, vordemonstrierte — seinem nüchternen, mathematischen Verstande blieb eben bei allen seinen Rechnungen kein irrationeller Rest, ihm war, wie Julian Schmidt schlagend bemerkt, das höchste Wesen so deutlich wie ein umgedrehter Handschuh. Kein Wunder daher, wenn eine so durch und durch religiöse Natur wie Abt Steinmetz meinte, nichts sei geschickter die Seelen auszutrocknen, wenn etwas von dem göttlichen Geiste einfliesse, als die Wolffsche Methode, oder wenn Francke seine ingrimmige Abneigung gegen die nüchterne Mathematik der Wolffschen Philosophie in die drastischen Worte zusammenfasste: er könne keinen zu einem Christen machen, der den *Euclidem* studiere.

So richtete sich denn Wolffs Deismus und Optimismus, so gut es ging, in der Endlichkeit ein und pries diese Welt als die beste, dieselbe Welt, welche den Pietisten ein Jammerthal dünkte, da für ihre gesammte Gottes- und Weltbetrachtung die Verderbtheit der menschlichen Natur die nothwendige Voraussetzung bildete.

Diese neue Weltweisheit mit ihren offenen und versteckten Ketzereien musste bei Orthodoxen wie Pietisten um so mehr Aergerniss erregen, da der Hallische Professor dieselbe in deutscher Sprache vortrug. Er schrieb klar und sauber und sein Deutsch bezeichnet gegen das des Thomasius einen bedeutenden Fortschritt. Mit Recht kann ihm der Geschichtsschreiber der neueren Philosophie nachrühmen, dass durch ihn erst diese Disciplin wie die deutsche Wissenschaft überhaupt gelernt habe, sich ihrer

Muttersprache mit Freiheit zu bedienen. Allerdings ist sein Stil noch erschrecklich eintönig und mit einer ermüdenden altfränkischen Umständlichkeit behaftet, so dass Frau Adelgunde Gottsched ein leichtes Spiel hatte, als sie denselben in ihrer ziemlich salzlosen Horazpredigt[28]) verspottete. Seiner klaren Darstellung fehlt Macht und Tiefe und jeder Sinn für den Adel der Form. Nichts von alledem, was er erforscht und durchdacht, vermag er der Phantasie abzugeben, Nichts wird zur Anschauung, zum Bilde. Seine Sprache hat nichts, absolut nichts sinnlich Bedeutsames, Vielsagendes; sie ist grade so nüchtern und trocken wie der ganze Mann. Doch mag uns auch formal das Meiste pedantisch und geschmacklos erscheinen — seine Zeit bedurfte ohne Zweifel dieser trocknen logischen Schulung und formalen Pedanterie, um zunächst einmal Deutlichkeit und Correctheit des Ausdrucks zu erlangen. In diesem Betracht that Wolff eine ganz ähnliche verdienstliche Arbeit wie Gottsched: beide „bläuten" sie wie die Schulmeister den Schriftstellern deutsche Grammatik ein und drangen auf klare, verständige Schreibart.

Ein Zusammenstoss der auf derselben Hochschule ansässigen Gegner war auf die Dauer unvermeidlich; der lange im Geheimen fortglimmende Groll musste schliesslich zu hellen Flammen aufschlagen. Und eben jene Anwendung des Wolffschen Satzes vom zureichenden Grunde auf das sittliche Gute bot endlich den Pietisten die Handhabe, den gefährlichen Gegner zu stürzen.

Viele kleinliche Beweggründe waren freilich mit dabei im Spiele und machten diesen Kampf vollends zu einer höchst unerfreulichen Erscheinung. Mit Schrecken sahen

die Theologen, wie ihre Hörsäle mehr und mehr sich leerten und wie die neue Philosophie ihr *principium revelationis* bedrohte. Zwar gehen die Urtheile über die Docentenbegabuug Wolffs weit auseinander und wir wissen beispielsweise, wie enttäuscht Winckelmann war, als er bei einem Besuche in Halle den berühmten Meister persönlich gehört hatte. „Dasjenige, was mir wie im Mondschein von Weitem ein Ungeheuer geschienen, war ein Klotz, da ich nahe kam.“ [29]) Dagegen rühmte Johann Stephan Pütter, welcher Wolff 1738 in Marburg gehört hatte, seinen Vortrag als „ungemein fasslich und lehrreich.“ „Er las nicht ab und dictierte nicht, declamierte auch nicht, sondern sprach ganz frey und ungezwungen natürlich.“[30]) Jedenfalls hatte er grossen Zulauf aus allen Facultäten, und die Theologen insonderheit wurden nicht müde darüber zu klagen, wie ihre Studenten durch Wolffs Vorlesungen verderbt würden. Es war ohne Frage zum grössten Theile auf Wolffs Einfluss zurückzuführen, wenn Francke im Jahre 1709 die Thatsache constatiren musste, dass viele theologische Studenten ihm aus der Schule liefen, dass sie nicht mehr wie früher darauf hielten, sich gegenseitig zu erwecken und sich in Gebet und erbaulicher Lesung der Bibel zu vereinigen, sondern es als ihren Hauptzweck betrachteten, ihre Köpfe mit Wissenschaft anzufüllen. Dazu war Wolff nicht eben ein bequemer College und liess es auch seinerseits nicht daran fehlen, die Gegensätze zu verschärfen und zu verbittern. Er, der sich später selbst einmal stolz als *Professor universi generis humani* bezeichnete, besass ein recht hohes Mass von Selbstgefühl, das er nicht selten

in ätzender und verletzender Form äusserte. Mit seinen nicht immer wohlwollenden Privaturtheilen über die theologischen Collegen hielt er nicht hinterm Berge, verschmähte es auch nicht, sein Colleg mit allerhand Sarkasmen und boshaften Witzchen zu würzen, wie er denn beispielsweise Alles das, was er recht verächtlich machen wollte, mit Vorliebe als ein *argumentum theologicum* oder *homileticum* zu bezeichnen pflegte. Und gerade Stolz ist eine Eigenschaft, die am schwersten vergeben wird. Was endlich das Mass voll machte, waren ein paar leidige Personalfragen, bei denen er seinen Einfluss auf die Kuratoren der Universität in recht ausgiebiger Weise benutzt hatte. Er erreichte es 1723, dass dem Magister Strähler, welcher sich erdreistet hatte, ihn litterarisch zu befehden, jegliche Polemik in Schrift und Vorlesung bei namhafter Strafe verboten wurde und setzte es bald darauf durch, dass sein ergebener Schüler Thümmig ohne vorherige Anhörung der philosophischen Facultät zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt wurde.

Damit schien das Uebergewicht des Philosophen besiegelt zu sein. Es war an der Zeit, die Mine springen zu lassen.

Nun hatte Wolff zwei Jahre vorher — am 12. Juli 1721 — als er das Rectorat an Joachim Lange zu übergeben hatte, in einer Rede über die Moral des Confucius (*oratio de Sinarum philosophia practica*) aufs Neue seinen Satz ausgeführt, dass die Vernunft die sittlichen Wahrheiten durch ihre eigenen Kräfte, ohne Beihilfe einer höheren Offenbarung, durch die blosse Betrachtung der menschlichen Natur zu finden im Stande sei

Francke, als Dekan der theologischen Facultät, hatte es schon damals an Versuchen nicht fehlen lassen, ein Ketzergericht zu insceniren,[31]) doch waren diese Versuche vorerst gescheitert. Nun aber, in jenem verhängnissvollen Jahre 1723, trat Joachim Lange auf den Plan und führte in einer geharnischten Denkschrift aus, dass die angenommene vorherbestimmte Harmonie den Menschen nach Leib und Seele zu einem gedoppelten Uhrwerk und mithin Alles in ihm und an ihm nothwendig mache, d. h. Alles einer stoischen und spinozistischen Fatalität unterwerfe. Gleichzeitig schrieb Buddeus in Jena seine „Bedenken über die Wolffianische Philosophie", die in ihrer knappen und leidenschaftslosen Form besonders eindrucksvoll wirken mussten. Es sei klar, so führte er aus, dass durch die Wolffschen Lehrsätze dem Atheismus, der leider ohnehin überhandnehme, der Weg gebahnt werde, indem Wolff die besten Beweise für das Dasein Gottes auf „insolente Art" verwerfe und denen, welche die Vorsehung Gottes leugnen, durch seine Beschreibung von Gott das Wort rede, wodurch er den rechten Grund aller Religion und alles Gottesdienstes aufhebe. Alles Böse leite er aus Gott selbst her, da Gott die Welt, in der das Böse ist, nothwendig als die beste habe erwählen müssen. Indem er behaupte, dass ein Recht der Natur sein könne, auch wenn man glaube, dass kein Gott sei, hebe er alle göttlichen Gesetze auf und werfe damit zugleich alle Moralität und die Grundsätze aller Religion über den Haufen. Durch seine Lehre von der prästabilirten Harmonie endlich nehme er dem Menschen schlechterdings alle Freiheit, womit er den Grund aller eigenen Verschuldung, folglich auch aller

Bestrafung und Belohnung, umstosse. „Denn so wenig ich ein Uhrwerck oder andere *Machine* straffen oder belohnen kann, so ungereimt würde es auch seyn, wenn GOtt die Menschen straffen und belohnen wollte, die vor sich nichts thun, sondern nur müssen geschehen lassen, was der *nexus causarum* und *harmonia praestabilita* mit sich bringt".

Joachim Lange,[32]) damals ein Mann von 51 Jahren, war unter den Hallischen Pietisten der eigentliche Rufer im Streite; ein Theolog „von hoher, hagerer Gestalt," von eiserner Gesundheit und bis in sein hohes Alter von „ungeschwächten Falkenaugen". Er war der „sprachgelehrteste, arbeitsamste, fruchtbarste und ungestümste unter den Pietisten", ein Mann von grobem Kaliber, polternd, beschränkt, fanatisch, aber eine im Grunde wahrhafte und ehrliche Natur, nur dass er, wie der Geschichtsschreiber des Pietismus hinzufügt, sich selbst weniger in der Zucht hatte, als dem Professor und Schriftsteller gut war. Man gewinnt von ihm den Eindruck eines durchaus nüchternen, phantasielosen Mannes, dessen Zugehörigkeit zu den Pietisten psychologisch schwer zu erklären ist. Oft erscheint er gradezu nur wie ein theologischer Klopffechter, so dass sich bisweilen Zweifel an der persönlichen Frömmigkeit eines so rauflustigen und verketzerungssüchtigen Polemikers nur schwer abweisen lassen. Aber doch glaubte auch er unzweifelhaft um Gottes Ehre zu kämpfen. Viel energischer als die übrigen Pietisten hielt er an Form und Satzungen fest; ihm erschien jedes, auch das geringste Zugeständniss an die biblische Kritik wie Verrath und Fahnenflucht; seine Theologie stand und fiel mit der Verbalinspiration

der Schrift. Ihm fehlte absolut jedes Verständniss für die in der Tiefe der Volksseele ringenden Gewalten. Immer nur ist es die Autorität der symbolischen Bücher, mit welcher er die ihm so verderblich scheinenden Wirkungen der Aufklärung einzudämmen bemüht ist. Nicht an Wissen fehlte es ihm, wohl aber an dem eigentlich wissenschaftlichen Zuge. Er begnügte sich allezeit damit, dem vermeintlichen Unglauben gegenüber auf der Kanzel und auf dem Katheder zu klagen und zu verklagen, statt denselben zu entgründen und seinen Glauben zu begründen. Er war zeitlebens bemüht, aus dem Glauben der Kirche „einen Strick zu drehen, um mit demselben die Freiheit der Wissenschaft zu erdrosseln.“

Sein Hass gegen Wolff war ehrlich, und dieser sah nicht ohne Grund gerade in Lange seinen erbittersten Gegner. Noch aus seiner Marburger Docentenzeit weiss Pütter zu erzählen, dass er, wenn er irgend Anlass gefunden habe von Joachim Lange zu reden, selten in „philosophischer Gleichgültigkeit‘, geblieben sei.[33])

Dem weltklugen Francke jedoch konnte jene litterarische Befehdung des Seelen verderbenden Philosophen nicht genügen. Er wusste seinerseits die Sache besser anzufangen. Er wendete sich in einem Memorial direct an den König, und es lag nun diesem ob, in diesem gelehrten Handel einen Rechtsspruch zu fällen. Es wollte ihm freilich trotz heissen Bemühens nicht recht klar werden, wie sich Wolffs zureichender Grund zur christlichen Vorsehung verhalte, doch auch dafür hatte der findige Francke Rath gewusst. Die Generale v. Natzmer und v. Löben waren von ihm dahin instruirt worden, dem Könige die

geistreiche Auskunft zu geben: Wenn einer von Sr. Majestät langen Grenadieren desertire, so wolle es so der zureichende Grund und der arme Kerl verdiene daher keine Strafe.

Damit war Wolffs Schicksal besiegelt. An Francke schrieb der König: „Ich habe Euer Schreiben vom 26. October zu recht erhalten und habe ich wegen der irrigen Lehren des Professoris Wolffs solche Ordre gestellet, dass jedermann daraus urtheilen wird, dass ich daran grosses Missfallen habe, wie ich denn auch die Ordre wegen der Introducirung des Thümmings wieder aufgehoben habe, indem mein Wille nicht ist, dergleichen Leute zu Professoren bestellen zu lassen." Darunter stand von des Königs eigener, fast unleserlicher Hand: „ich habe das nit wuhst, das der Wolf so gottlose ist, das ihm aber mein Dage nit in meinem Lande statuiren lasse, wenn ich aber nits weiss, so ist es nit meine schuld."[34]) Gleichzeitig (am 8. November 1723) erfolgte die berühmte Cabinetsordre: „Demnach uns hinterbracht worden, dass der dortige Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen solche Lehren vortragen soll, welche der im göttlichen Wort geoffenbarten Religion entgegenstehen, und Wir denn keineswegs gemeint sind, Solches ferner zu dulden, sondern eigen höchsthändig resolviret haben, dass derselbe seiner Profession gänzlich entsetzt sei und ihm ferner nicht mehr verstattet werden soll, zu dociren: Als haben Wir euch solches hiedurch bekannt machen wollen, mit allergnädigstem Befehl den bemeldeten Prof. Wolff daselbst ferner nicht zu dulden noch ihm zu dociren verstatten. Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten

habt, dass er binnen 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrigen Königl. Lande bei Strafe des Stranges räumen solle."[35])

Schon zwölf Stunden nach Empfang dieser Ordre schüttelte Wolff den Staub Halles von seinen Füssen. Er hatte bereits früher einen Ruf nach Marburg erhalten, wo er am 23. December 1723 feierlich einzog.

Franckes Gebet war erhört worden, aber es war ein verhängnissvoller Sieg, den der Hallische Pietismus errungen hatte. Denn ihrer Sache hätten die Gegner Wolffs keinen schlimmeren, diesem selbst keinen besseren Dienst leisten können. Diese brutale Vertreibung des Philosophen hatte, um mit Zellers Worten zu sprechen, naturgemäss die Wirkung, welche derartige Massregeln noch immer gehabt haben. Das Aufsehen und die Entrüstung in Deutschland und im Auslande waren ungeheuer; ein heilsamer Schrecken fuhr dem Volke in die Glieder und rüttelte auch die Indifferenten aus ihrer Theilnahmlosigkeit auf. Wolffs Sache war nun mit einem Schlage durch die Mittel, die man gegen ihn angewendet, zu der des Fortschritts, der Aufklärung, der wissenschaftlichen Freiheit geworden. Leute, die ihn bisher kaum dem Namen nach gekannt hatten, nahmen jetzt seine Bücher in die Hand; man discutirte ihre angebliche Gemeingefährlichkeit; es gehörte fortan zum guten Ton, ihn zu kennen. Männer in Amt und Würden nahmen aufs Neue philosophische Studien vor und machten in ihren Kreisen Propaganda. Im 20. Litteraturbriefe hat Moses Mendelsohn dieses plötzlich zur Schau getragene philosophische Interesse sehr ergötzlich geschildert. Wolff kam eben nun erst vollends in die Mode, sein Ein-

fluss wurde nun erst immer mächtiger und allgemeiner. Seine Philosophie „erntete nun gleichzeitig die Vortheile der Verfolgung und die Vortheile der Gunst der Grossen.“ In Berlin vereinigte sich 1736 ein Kreis Wolffianer zu Besprechungen über philosophische Fragen; Zweigvereine bildeten sich in Weissenfels und in der Niederlausitz; am Gothaischen Hofe versammelte sich um die von Gottscheds Compendien eingenommene Herzogin Luise ein Damenkreis von Verehrerinnen.[36]) Im Jahre 1738 zählte Ludovici bereits 231 schriftstellernde Bekenner; fast auf allen Lehrstühlen Deutschlands docirten Wolffs Schüler. Fast jede lateinische Schule, selbst in den kleinsten Städten, besass unter ihren Lehrern einen oder etliche Wolffianer.

Und vor Allem musste es Francke erleben, dass die Wolffsche Philosophie nun sogar in sein eigenes Lager eindrang und dass grade durch sie die Auflösung des Pietismus besiegelt ward. Siegmund Jakob Baumgarten[37]), der ältere Bruder des Philosophen, von Haus aus ein ächtes Kind des Hallischen Pietismus, wurde nun mehr und mehr Pietist und Wolffianer zugleich. Er, der früher aufs Eindringlichste die warme Pectoraltheologie des Pietismus vertreten hatte, suchte nun für das Lehrsystem der lutherischen Kirche eine kühle, verstandesmässige Fassung, schied mehr und mehr alle eigentlich pietistischen Probleme aus seiner Theologie aus und mühte sich ab, möglichst viel an der Religion zu erklären. Und zwar operirte er ausschliesslich mit der von Wolff erlernten Methode. Er war es, der den Wolffschen Grundsatz von der Ermittlung des zureichenden Grundes auch in die Theologie hineintrug und damit die pietistische Theologie

der des Rationalismus mehr und mehr näherte. Zugleich ist es eine eigenthümliche Erscheinung, wie dieser Einfluss der Wolffschen Philosophie auch auf die ganze Persönlichkeit des hervorragenden Theologen einwirkte. Wie eine Ernüchterung kommt es plötzlich über ihn, es ist, als sei seine religiöse Temperatur jählings abgekühlt, als sei durch das Streben nach logischer Schematisirung jedes warme Gefühl in ihm erstickt worden. Und er nun war es, der den verkümmernden Pietismus Schritt vor Schritt zurückdrängte, der bald als das anerkannte Haupt der theologischen Facultät galt und der, was dem Pietismus nie gelungen war, wirklich eine theologische Schule zu bilden verstand, welche dann in der Folge nur zu rasch ihren pietistischen Ursprung gründlich verleugnete. Aus seiner Schule ging Semler hervor, der die heutige historische Quellenkritik begründete.

König Friedrich Wilhelm I. bereute später seine im Jähzorn begangene Gewaltthat und sann darauf, dieselbe wieder gut zu machen. Er liess 1739 den Candidaten das Studium der Wolffschen Logik empfehlen und dachte daran, den Philosophen nach Frankfurt a. d. Oder zu berufen. „*Les nouvelles du jour*“, schrieb Kronprinz Friedrich spöttisch, „*sont que le roi lit pendant trois heures du jour la logique de Wolff*“. Und nun war es Joachim Lange, welcher flugs nach Berlin eilte, um dort diese Absicht zu hintertreiben. Doch schon waren des Königs Tage gezählt, und es konnte Lange schwerlich entgehen, dass jede Hoffnung auf eine Unterstützung des Kronprinzen eitel sei. Denn dieser kannte seinen Mann. Er hatte Langes Streitschrift gegen Wolff nebst Reinbecks

Widerlegung derselben ins Französische übersetzen lassen und mit seinem ersten Briefe Voltaire[38]) zugeschickt; sein Urtheil über die erstere hatte er in einem Briefe an seine Schwester Wilhelmine (13. August 1736) kurz und bündig dahin formulirt: *il n'y a rien de plus pauvre ni de plus pitoyable.* „Also Verbot des Gebrauches der Vernunft!“ — so schrieb er etliche Wochen vorher an Manteuffel. (20. April 1736.) „Was soll man denn von einer Religion denken, die sich auf die Unwissenheit und den dummgläubigen Aberwitz gründen will? Nicht der grösste Erzketzer pflanzte jemals ein gefährlicheres Panier auf!“ Zugleich dankte er Grumbkow für den Muth und Edelmuth, womit er der Sache Wolffs sich angenommen habe. Vollends fatal war ihm nun der persönliche Eindruck des Pietisten, als er mit ihm an der königlichen Tafel zusammentraf und derselbe nun auch mündlich sein Verketzerungswerk fortsetzte[39]).

Es war bekanntlich eine der ersten Regierungsthaten des jungen Königs, den aus Halle verjagten Philosophen für Preussen zurück zu gewinnnen. Er wollte ihn an die in Berlin zu errichtende Akademie berufen und beauftragte Reinbeck (6. Juni 1740) dem Marburger Professor diese Absicht mitzutheilen. „Ich bitte ihm“ — fügte der König eigenhändig hinzu — „sich umb des Wolfen mühe zu geben; ein Mensch, der die Warheit sucht und sie liebet, mus unter aller menschlichen gesellschaft werht gehalten werden und glaube ich, das er eine *Conquête* im lande der Warheit gemacht hat, [wenn] er den Wolf hier her *persuadiret.*“ Wolff selbst war jedoch dieser Berliner Ruf sehr unwillkommen, da er in seinem „gewöhn-

lichen Train“ zu verbleiben wünschte. „Wenn Ihro Majestät der König“ — schrieb er am 15. Juni an Manteuffel — „nützliche Dienste zur Aufnahme der Wissenschaft von mir verlangen, so kann dieselbe viel besser bey der Universität zu Halle als in Berlin *praestiren.* Die gute Universität hat keinen *Mathematicum*, keinen *Philosophum*, und an einem, der das *jus naturae* recht *dociret*, fehlet es an allen Orten. Dieser Mangel könnte durch mich zum grössten Flor der Universität ersetzet werden und sollte sich die Anzahl der *studiosorum* bald gar ansehnlich vermehren.“

Der König erfüllte seinen Wunsch und am 6. December 1740 hielt Wolff wieder in die Stadt seinen Einzug, die er vor siebzehn Jahren Hals über Kopf wie ein Flüchtling hatte verlassen müssen. Jetzt wurde er mit fürstlichen Ehren und mit huldigenden Zurufen empfangen, als er gegen Abend von der Schieferbrücke her in die Stadt einfuhr. Die Freude der Studenten und Bürgerschaft war — wie es in einer gleichzeitigen handschriftlichen Chronik heisst, — so gross, als man sie in langen Zeiten, ausser bei der Huldigung des jetzigen Königs, nicht gesehen hatte. Auch Wolff selbst schilderte in seiner Selbstbiographie mit gerechtem Stolze den Empfang, den die Hallenser dem Wiederkehrenden bereitet hatten. Mit sechs blasenden Postillonen an der Spitze war ihm eine grosse Menge Studenten entgegen geritten; in etlichen Wagen hatten seine alten Hallenser Freunde dem Zuge sich angeschlossen. Zahlreiche Einwohner waren in die nächsten Dörfer hinausgeströmt, um schon dort den Heimkehrenden zu begrüssen. So gings in langem, immer stärker anschwellendem Zuge

der Stadt entgegen. Hier wogte in allen Strassen und auf dem Markte eine grosse Volksmenge und vollends vor Wolffs Hause, demselben, in welchem einst Thomasius gewohnt hatte, herrschte ein so dichtes Gedränge, dass kaum durchzukommen war. Sobald Wolffs Wagen in die Gasse einbog, empfing ihn Trompeten- und Paukenschall, der jedoch von dem jubelnden Zurufe des Volkes fast übertönt wurde. Nur mit Mühe konnte der Professor in sein Haus gelangen, wo er sofort, tief bewegt, in sein Arbeitszimmer sich zurückzog. Eine glänzendere Genugthung hatte er sich nicht wünschen können: der warme, herzliche Empfang seiner einstigen Mitbürger erschütterte ihn; die ihm einst widerfahrene Kränkung war in dieser Stunde abgethan und vergessen.

Siebzehn lange Jahre waren vergangen, Vieles war in Halle anders geworden während seiner Verbannung. Unter seinen ehemaligen Collegen hatte mittlerweile der Tod reiche Ernte gehalten: Thomasius und Gundling waren gestorben, und auch das pietistische Dreigestirn war rasch nach einander erloschen: 1727 Francke, 1730 Anton, zwei Jahre darauf Breithaupt. Nur sein alter Gegner Joachim Lange stand trotz seiner siebzig Jahre noch rüstig auf seinem Posten und war wohl der Einzige, dem dieser Freudentag Halles schweren Kummer bereitete. Nach einer Mittheilung jener erwähnten Chronik hatte er, um nicht Zeuge der Wolff dargebrachten Huldigungen sein zu müssen, die Stadt an jenem 6. December verlassen, doch machte auch er am folgenden Tage dem neuen Vice-Kanzler seinen Besuch, wobei die einstigen erbitterten

Gegner sich die Hände reichten und einander gelobten, das Geschehene zu vergessen.

Wolff meldete alsbald seine glückliche Ankunft dem Könige, welcher „mit Vergnügen“ davon Kenntniss nahm, dass jener „sowohl von denen *Studiosis* als Einwohnern wohl empfangen“ worden sei. „Ich zweifle nun im Geringsten nicht“ — fügte Friedrich hinzu — „dass ihr eure beständige Sorge und Bemühung dahin gerichtet seyn lassen werdet, die Aufnahme und den Flor der Universität zu befördern: wobey ihr gewiss versichert seyn könnet, dass Ich euch auf alle Weise unterstützen und meine Gnade ferner dergestalt zu erkennen geben werde, dass ihr damit vollkommen zufrieden seyn sollet.“[40])

Freilich blieben dem alt gewordenen Philosophen auch jetzt bittere Erfahrungen nicht erspart. Mit zunehmendem Alter war er womöglich noch trockener, noch pedantischer, noch anregungsloser geworden; er wie sein System waren erstarrt und verknöchert. Neue Ideen waren aufgekommen, denen er verständnisslos gegenüberstand; überall in Preussen begann ein frisches Regen und Ringen der Geister, das dem bedächtigen Manne des Zopfes gründlich unbehaglich war. Nur zu bald, nachdem die erste Erregung sich gelegt, musste er merken, dass der alte Zauber verflogen war. Es blieb ihm die Demüthigung nicht erspart, dass er meist vor leeren Bänken lesen musste, dass sein Name die alte Anziehungskraft eingebüsst hatte, dass sein Stern im Erbleichen war. Zwar sahen die Studenten mit Respect und scheuer Ehrfurcht ihm nach, wenn er gravitätisch durch die Strassen schritt, aber er erschien ihnen doch mehr wie eine historische

Antiquität und eine interessante Ruine. Lockte einmal den Einen oder den Andern der Klang des berühmten Namens in eine Vorlesung, so that er sicherlich hinterher das stille Gelübde, das nie wieder zu thun, weil ihm denn doch der grosse Mann gar zu langweilig erschienen war. Und auch der Schriftsteller Wolff büsste sein Publicum mehr und mehr ein, da er nur noch dickleibige lateinische Quartanten schrieb und die Muttersprache gröblich vernachlässigte.

Dieser Misserfolg machte ihn immer verstimmter und unwirscher. Er suchte natürlich die Schuld überall sonst, nur nicht in der Reizlosigkeit seiner Vorlesungen und schrieb verdriesslich an seinen tapferen Fürsprecher Reinbeck (17. Juni 1741): „Der rechte Eifer zur gründlichen Erkenntniss ist hier noch eine unbekannte Sache und finde ich es ebenso, als wie ich A. 1706 zuerst nach Halle kam“. Doch konnte er sich immerhin damit trösten, dass seine Arbeit im Wesentlichen gethan war, damit trösten, dass er nicht vergeblich gearbeitet hatte. Er sah rings um sich auf zahlreichen Kanzeln und Kathedern eine stattliche Schaar Schüler. Sein System war unter Dach und Fach gebracht. Er sah allerorten den Erfolg seiner pedantischen Schulung, dass die Schriftsteller systematisches Denken und klaren Ausdruck gelernt hatten. Er sah wie die moderne Sprache mehr und mehr fähig wurde, sich in der Welt der Begriffe gewandt zu bewegen.

Es ist mehr als nur ein geistreicher Einfall, wenn Julian Schmidt[41]) gelegentlich einmal auf die innere Verwandtschaft zwischen dem knorrigen Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. und dem pedantischen Professor Christian Wolff hinwies.

Beide waren sie despotisch, nüchtern und kleinlich, aber beide waren sie zugleich Organisatoren im grossen Stil und die eigentlichen Drillmeister des deutschen Volkes. Eine so einseitige und beschränkte, aber praktische und sittlich tüchtige Natur wie die König Friedrich Wilhelms musste voraufgehen, damit der Staat die geniale Natur Friedrichs des Grossen ertragen konnte, und ein so hausbackener Allerweltsschulmeister wie Wolff musste erst die Geister drillen und in strenge Zucht nehmen, ehe der deutschen Wissenschaft ein Lessing und Winckelmann, der deutschen Poesie ein Wolfgang Goethe erstehen konnte.

III.
Aus der Blütezeit des Rationalismus.

I. Geistige Wandlungen.

In seinem Liede auf den Tod des Majors von Kleist (1759) hatte Johann Peter Uz die gefallenen Helden „zu Gott um Frieden für die Erde“ flehen lassen, „damit in Ketten ew'ger Nacht die Furie gefesselt werde, die Deutschland wüste macht“. Erst vier Jahre später war dieses Flehen erhört worden. Der Friede zu Hubertusburg, aus welchem Preussen als europäische Grossmacht hervorging, setzte dem langen blutigen Kampfe ein Ende. Der Lärm der Waffen verstummte; die Sieger zogen lorbeergeschmückt heimwärts. Schwer hatte der Druck des Krieges auf dem Lande gelastet: nun galt es stramme, angespannte Friedensarbeit, um die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Fröhlich aber regte die junge Kraft des Volkes die Flügel. Mit nationalem Stolz und frohen Hoffnungen sah das junge heranwachsende Geschlecht zu dem Könige auf, der in den Stürmen des Krieges der gefeiertste und populärste Mann Europas geworden war und der nun, immer rastlos und im Dienst,

eine ebenso grossartige wie geniale Thätigkeit für das innere Gedeihen seines Landes entfaltete. Dieser König weckte den Nationalstolz. Er beschämte eine kleinliche Dichtung durch die grösste Wirklichkeit. Er gewährte der Religion und Wissenschaft freie Bewegung. Es zog nun ein Hauch freudiger und stolzer Empfindung durch die Seele des Volkes, wenn es an den Gegensatz von Einst und Jetzt dachte, und in den Herzen der Besten regte es sich wenigstens wie eine beglückende Ahnung, dass nun durch diesen Helden auch der deutschen Geistesarbeit erst ein thatsächlicher Inhalt gegeben sei.

Auch Halle war von dem Kriege mit eiserner Hand gefasst worden. Oft genug hatten Handel und Verkehr gestockt, waren Arbeit und Verdienst knapp, die Mienen bekümmert gewesen. Oft genug mochte die Tagesarbeit kleinlich und nichtig erscheinen Angesichts des ungeheuren Schicksals, das draussen sich abspielte und jeden Augenblick über die eigene Stadt hereinbrechen konnte. Aber doch hatte die Universität ihren alten wissenschaftlichen Ruhm, die Stadt ihre ansehnliche litterarische Position durch alle Stürme hindurch zu behaupten gewusst und namentlich für die Poesie waren von hier aus Anregungen ausgegangen, deren Wirkung weithin und nachhaltig zu spüren war. Die Universität und das evangelische Pfarrhaus waren in den schweren Zeiten die Asyle der deutschen Poesie gewesen; hier vor allem hatten die Musen Schutz und Pflege gefunden.

Ein Kind des Pietismus, hatte einst hier in Halle Pyra biblische Stoffe mit classischer Form zu vermählen gesucht und einem deutschen Milton vorahnend Ziel und

Wege gewiesen. Hier hatte Samuel Gotthold Lange, der Sohn des Pietisten, seinem geliebten Horaz nachgeeifert und zugleich mit seiner Doris dem Höchsten Davidische Lieder gesungen. Doch die feierlich ins Paradies verwiesene Muse kehrte wieder zur Erde zurück und bald mischten sich in die frommen Töne wieder recht weltliche Klänge. In dem Hallischen Musentempelchen hatten sich allgemach auch noch etliche andere Sänger eingefunden: Uz aus Ansbach, Götz aus Worms, Gleim aus dem Halberstädtischen, Rudnick aus Danzig, lauter kleine deutsche Anakreons, Freunde heiterer Geselligkeit, die in dem lebenslustigen Hagedorn — „im unsokratischen Jahrhundert für wenige Freund' ein Muster", wie ihm Klopstock in der Ode Wingolph zugesungen — ihren Herrn und Meister verehrten. So wurde Halle, die Hochburg des Pietismus, die Wiege der Anakreontik[1]), in der höchstens noch der platonische Freundschaftscultus einen pietistischen Beigeschmack besass, während im übrigen Miltons Urania und Klopstocks Sionitin alle Ursache hatten, ihr Haupt zu verhüllen. Reimlos, scherzhaft und verliebt sollten die anakreontischen Lieder sein und in endlosen Variationen sang und klang es nun von Wein und Liebe, von Amor und von Bacchus, von verlangenden Schäfern und spröden Mädchen und von rosenumkränzten Zechern in kühlen Lauben. Und hatte man bisher Pyras schwerflüssigen, reimlosen Versen nachgeeifert, oder, wie Lange, den dithyrambischen Schwung gepriesen, der „vom Reim entfesselt mit sicherem Fuss auf Flaccus' Bahn eilt und über finstere Klüfte und steile Höhen hinwegschreitend des rasenden Geschreis der Reimer lacht", so strebte man

jetzt nach französischer Leichtigkeit und Zierlichkeit, die freilich nur selten die burschikose Gemüthlichkeit deutschen Studentenlebens verleugnete.

Der Krieg machte diese anakreontischen Tändeleien verstummen. „Schweig Leier! Hört Trompetenklang!" so hiess es jetzt, und der wackere Gleim verwandelte sich in den preussischen Grenadier, dessen „Krieg ist mein Lied!" einen vielstimmigen Wiederhall wachrief. Und auch die Wurzeln dieser preussischen Kriegslyrik sind in Halle zu stehen. Wieder war es Immanuel Pyra, der den ersten Ton angegeben, als er 1740 in einer langathmigen Ode König Friedrich begrüsst und dem „christlichen August" als dem Schirmherrn der Künste und Wissenschaften gehuldigt hatte:

Der König winkt, sogleich sieht man
Die Künst und Wissenschaften kommen.
Ihr Tempel ist schon eingenommen,
Die Tugenden ziehn allesammt hinan . . .
Die Nachwelt, die gewiss kaum glaubt, was hier geschehn,
Wird Deiner Zeit, Herr! wie Augustus Leben,
Des goldnen Alters Namen geben.

Der getreue Lange war nicht zurückgeblieben und auch Doris hatte zu Ehren des Einzigen ihre Leier ertönen lassen. Nun knüpfte Gleim wieder an Pyra und Lange an, indem er gleich jenen „Gott und Friedrich" sang und ebenso wie diese seine Vorgänger in dem ganzen religiösen Zuge seiner Grenadierlieder die pietistischen Einflüsse seiner Jugend bekundete.

Und es kam die Zeit, da dem Laublinger Pastor jene von Pyra ausgesprochene Hoffnung erfüllt und das goldene Zeitalter der Dichtung angebrochen zu sein schien. Jetzt

widmete er, ohne Ahnung von dem ihm drohenden Lessingschen Strafgericht, seine Horaz-Uebersetzung dem grossen Könige mit einer Ode, über der ein preussischer Adler schwebte, der in seinen Klauen die auf einem Zettel geschriebenen Worte hielt: *Defendit decus camoenae.*

Horaz, selbst von Dir aus seiner Urne gerufen,
Im deutschen Gewand, wirft froh sich hin vor die Stufen
Des Thrones —

mit diesen Worten brachte er sein Buch dem König dar, der in einem huldvollen Schreiben den Empfang der „wohl gerathenen“ Arbeit bestätigte. Aber die Hoffnung, durch diesen deutschen Horaz den König selbst für die deutsche Poesie zu gewinnen, war eitel. Wohl hatte Friedrich einst Boileaus Wort: *Des Augustes feront des Virgiles* sich zu eigen gemacht, aber nun selbst ein zweiter Augustus zu werden, wie es die Hallischen Musenfreunde erträumt hatten, war keineswegs seine Absicht. Er beharrte vielmehr in seinem Kaltsinn gegen die deutsche Bildung und urtheilte über die Litteratur seines Volkes mit einer naiven Unkenntniss sonder Gleichen. Und grade die patriotischen, für Friedrich begeisterten Hallischen Poeten mussten es besonders schmerzlich empfinden, dass die deutsche Muse, nach Schillers Klage, von dem grössten deutschen Sohne ungeehrt ging und nicht am Strahle der Fürstengunst sich entfalten durfte. Sie klagten mit dem preussischen Grenadier, dass Friedrich lieber, nach Ludwig, der Zweite in der Sprache seiner Feinde, der Franzosen, als in der Sprache seines Volkes der Erste sein wollte, und wehmüthig sang in der berühmten Jasminhütte seines Laublinger Pfarrgartens der Pastor Lange:

Dem Könige, dem grossen Geist,
Den alle Welt aus einem Munde preist . . .
Der Held ist, Philosoph und Dichter, und zugleich
Der beste Mensch in seinem Reich,
Der alles Lob verdient, das man nur geben kann,
Auf den fing ich ein Loblied an.
Monarch! sang ich, und weiter nicht,
Er liest ja doch kein deutsch Gedicht. —

Aber auch von ihnen galt das Wort Goethes: dass Friedrich der Grosse so gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdross sie, und sie thaten das Möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen. Der König hatte die alte Frage des französischen Jesuiten, die einst schon des Thomasius hellen Zorn herausgefordert hatte, die Frage nämlich: kann ein Deutscher ein Bel-Esprit sein? aufs Neue zweifelnd aufgeworfen: nicht Worte, allein die Thaten des Talents mussten das erschütterte litterarische Ansehen des Vaterlandes aufs Neue befestigen. Und der Name Vaterland war jetzt nicht mehr eitel Schall und Rauch. Ein gesundes Selbstgefühl regte sich in den Gemüthern; statt der früheren wechselseitigen Lobhudelei entstand nun zum Heil der Dichtung eine tapfer dreinfahrende Kritik; ein aufstrebendes neues Geschlecht suchte nach neuen Stoffen und Formen. Der Krieg hatte mit kräftigem Wellenschlag das stockende deutsche Leben bewegt, ein rascherer Umschwung kühnerer Ideen und Ansichten durchdrang die Nation, und auch die Poeten spürten es allgemach, dass doch noch etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache litterarische Periode einen Begriff hatte.

Einem Moses gleich glaubte der einsame König aus der Ferne das gelobte Land zu schauen, während doch

schon das deutsche Leben rings um ihn in die Saaten schoss und der deutsche Genius grade auf dem Gebiete der Litteratur, auf dem Gebiete ästhetischer und philosophischer Gedankenarbeit fröhlich die Schwingen regte. Denn wie die Poesie nach dem Kriege ein anderes Antlitz trug als vorher, so hatte auch die Wissenschaft mittlerweile ihren Charakter gründlich gewandelt. Ueberall neue Ideen, neue Ansätze, neue Probleme. Der König, welcher früh bekannt, der Zweifel sei der erste Schritt zur Wahrheit, hatte die schlafenden Geister geweckt und durch sein Beispiel einer neuen Epoche deutschen Geisteslebens den Boden bereitet. Sein Staat übernahm fortan die Führung in Sachen deutscher Bildung und wurde der Hauptsitz der deutschen Aufklärung. Mathematik und Naturwissenschaften gewannen immer breiteren Boden; immer energischer, immer klarer und freier suchte der menschliche Geist in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Nicht mehr galt das kirchliche Bekenntniss als fester Masstab des Denkens, sondern Wissen schien sicherer als Glauben.

Und wieder war es die Universität Halle, der in dieser Epoche eine bedeutsame Aufgabe zufiel. Auch hier eine immer weitere Ausdehnung der grossen Wahrheiten des Naturerkennens, der philosophischen Welterklärungen, des Dranges nach edleren Formen in der Sphäre des Schönen. Unter dem Einfluss der vom Könige erneuerten Berliner Akademie, die einen ausgesprochen praktisch-realistischen Charakter trug, nahm nun auch hier die Pflege der exacten Wissenschaften einen frischeren Aufschwung. Hier war, grade während der Wirren des siebenjährigen Krieges (seit 1744) der Sitz der im Jahre 1652 in der freien Reichs-

stadt Schweinfurt in Franken gegründeten Akademie der Naturforscher, welche Kaiser Leopold I. 1677 bestätigt und ihr gleichzeitig den Namen *Sacri Romani Imperii Academia Naturae Curiosorum* beigelegt hatte. Ihr Präsident war derzeit der Geh. Medicinalrath und Professor der Medicin und Naturphilosophie an der Friedrichs-Universität, Dr. Andreas Elias Büchner, welcher 1755 in einem im Gebauerschen Verlage erschienenen, in elegantem Latein geschriebenen Buche mit deutscher Gelehrtengründlichkeit die hundertjährige Wirksamkeit des Instituts geschildert hat. Bis zu seinem Tode (1769) blieb die Akademie in Halle, um dann wieder nach ihrer ursprünglichen Heimstätte, nach Franken, zurückzukehren [2]).

Am bedeutsamsten jedoch waren die Wandlungen, die sich in der theologischen Wissenschaft vollzogen hatten. Die Grossmachtstellung der Orthodoxie war gebrochen und die ganze Entwickelung des kirchlichen Lebens und der religiösen Lehre hatte eine entschieden liberale Richtung genommen. Erst spät und nach heftigem Widerstande war die Theologie in den allgemeinen Entwickelungsprocess hineingezogen worden und sie hatte, weil sie träge zurückgeblieben war, mit der wachsenden Entfernung auch in beschleunigtem Masse an Wirksamkeit und Bedeutung eingebüsst. Nun wurde grade sie in eine besonders schwere und verhängnissvolle Krisis hineingerissen. Mit einer Kühnheit ohne gleichen erhob nun plötzlich die Kritik ihr Haupt, schlug die alten Formen in Stücke und trug die alte Theologie sang- und klanglos zu Grabe.

Die alte orthodoxe Theologie hatte sich in dogmatischen Fragen verrannt und verbissen, und was sie in langer

mühsamer Arbeit mit dem ganzen Aufwande erstaunlicher Gelehrsamkeit zuwege gebracht, war doch nur ein kümmerliches Product theologischer Künste. Gleichzeitig hatten Gemüth und Vernunft, unbefriedigt von diesem in Formeln erstarrten Christenthum, dagegen sich aufgelehnt. Nur ein Rest wirklicher Anschauung von der Person des Erlösers hatte sich in der Kirche lebendig erhalten: nun stellte der Pietismns wieder nachdrücklich die menschliche Persönlichkeit Jesu in ihrer schlichten Hoheit, ihrer herzgewinnenden Liebe und ihrem heiligen Ernst in den Vordergrund, wies wieder hin auf die Liebe Gottes, welche höher ist als alle Vernunft, auf den Dienst am Nächsten, auf Demuth und Geduld, während gleichzeitig diejenigen Männer, die wir als die ersten Aufklärer zu bezeichnen pflegen, den Glauben mahnten, sich davon rein zu halten, in das Wissen hineinzureden und Fragen des Wissens statt des Gewissens lösen zu wollen. Lange genug war die Kirche lediglich ausgegangen auf eine Predigt des Bekenntnisses, jetzt endlich gewann sie wieder Spielraum für ihre pädagogischen Einflüsse.

An dem lebendigen Christenthum des Pietismus hatte sich die Starrheit der alten Dogmatik gebrochen; eine freiere, auf den inneren Mittelpunkt des religiösen Lebens zurückgehende Form des dogmatischen Bewusstseins hatte Platz gegriffen. Nun aber war auch der Pietismus überall auf dem Rückzuge und selbst in Halle, wo in erster Linie dieser Umschwung des dogmatischen Bewusstseins sich vollzogen hatte, war seine Herrschaft zu Ende. Aber eben auf diesem selben Boden sollte nun auch die neue Theologie unter schweren Wehen ans Licht treten. Trug bisher die theologische

Facultät ein ausschliesslich pietistisches Gepräge, so galt nun Baumgarten als ihr anerkanntes Haupt, und als dieser 1757 starb, trat Johann Salomo Semler[3]) seine Erbschaft an, der fünf Jahre zuvor von Altdorf nach Halle übergesiedelt war. Aufgewachsen in einem gläubigen thüringischen Pfarrhause und in engster Fühlung mit den erweckten Kreisen der Pietisten, war er ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, die sogar etwas Kopfhängerisches hatte, wie denn überhaupt seine ganze Persönlichkeit etwas Gedrücktes, Unbeholfenes und Weltscheues an sich trug. In allen weltlichen Dingen linkisch und von rührender Unerfahrenheit, schwerfällig und pedantisch, schüchtern und eckig, ging er freudlos und bekümmert durchs Leben. Nie und nirgends fühlte er sich recht behaglich; er war immer geneigt Alles persönlich zu nehmen, überall nur die Schattenseiten zu sehen. Immerwährend hatten sein väterlicher Freund Baumgarten und seine Frau an ihm herumzutrösten und ihn zu neuer Arbeit zu ermuthigen, da er immer gleich die Flinte ins Korn werfen wollte, sobald ihn einmal ein Misserfolg traf oder er sich persönlich gekränkt fühlte. Und wie der Mann, so auch der Stil: schwerfällig, eckig, verworren, form- und reizlos, pedantisch und nüchtern. Der Diakonus Trescho in Mohrungen hatte gar nicht so Unrecht, wenn er in seinen „Briefen über die neueste theologische Litteratur" über des Herrn D. Semlers „kauderwellsche Schreibart" spöttelte.

Und doch wohnte in diesem schüchternen und gedrückten Professor eine grosse und freie Seele und derselbe Mann, der allen Anforderungen des Tages hülflos wie ein Kind gegenüberstand, war als Gelehrter von einer klaren Ent-

schiedenheit, kühn, nicht selten waghalsig, energisch, nicht selten radical. Er war sobald er die Feder ansetzte ein völlig Anderer: tapfer und unerschrocken, herzhaft und freimüthig. Dazu ein Mann von riesiger Arbeitskraft, von riesigem Fleiss und zäher Ausdauer; die Studirstube seine Welt, die Bücher seine einzigen Freunde.

Gleich seine ersten Vorlesungen in Halle über Kirchengeschichte, Hermeneutik und die Augsburgische Confession bezeichneten wie vorahnend die Punkte, an denen später seine kühne Kritik einsetzen sollte. Dann folgte 1760 sein Schriftchen über die dämonischen Erscheinungen zur Zeit Christi, worin er unerschrocken an ein Tagesereigniss — eine angeblich dämonische Erscheinung in Wittenberg — anknüpfte: damit war sein Ruf als aufgeklärter Theolog besiegelt. Immer wieder stürzte er sich nun in die ungebahnten Abgründe der älteren Quellenforschung und erarbeitete sich mit einem Fleiss ohne Gleichen ein zwar formloses, aber unermessliches Wissen. Immer wieder wagte er den Versuch, an die Stelle der transcendenten Uebernatürlichkeit, in welcher das Menschliche nur ein verschwindendes Moment des Göttlichen war, das wahrhaft Menschliche in Christus zu setzen und seine ganze Erscheinung aus dem natürlichen geschichtlichen Zusammenhange, in welchen sie hineingehört, zu begreifen. Und rasch wurde nun durch ihn, je mehr sein Einfluss als Lehrer und Schriftsteller zunahm, die Hallische theologische Facultät zur Pflegstätte des Rationalismus, so wie sie vordem die des Pietismus gewesen war. Wieder wurde nun Halle in gewissem Sinne für Deutschland ein geistiger Mittelpunkt und wieder war es seine Uni-

versität, der in den grossen religiösen Auseinandersetzungen des Zeitalters die Führerschaft zufiel.

Die Wirkung dieses Rationalismus war eine so breite und umfassende, weil er sogleich durch zahlreiche Kanäle in die Schichten der allgemeinen Bildung hinübergeleitet wurde. Durch die moralischen Wochenschriften, für die gerade jetzt eine kurze Nachblüte begann, wurden die religiösen und sittlichen Wahrheiten auf die Verhältnisse des praktischen bürgerlichen, geselligen und Familienlebens angewendet. Zahlreiche Romane verkündeten einen Rationalismus, welcher mit seiner streng sittlichen Tendenz Allem schroff entgegentrat, was ihm nicht vernünftiger und sittlicher Natur zu sein schien. Zahlreiche Popularphilosophen waren bemüht, die Religion „vom Unverstand zu säubern und dem gemeinen Menschenverstand begreiflich zu machen.“ Der Gewinn, den das deutsche Leben durch diese Verjüngung des deutschen Protestantismus erfuhr, ist sehr hoch anzuschlagen. Mochte auch die Kühnheit der Kritik bisweilen sich überstürzen, so bildeten doch zumeist der sittliche Ernst und die tiefe Ehrfurcht vor der Religion ein heilsames Gegengewicht. Das Volk war noch ganz und gar von religiöser Stimmung durchdrungen; es war ihm völliger und tiefer Ernst um die heiligsten Dinge. Aber die Gläubigkeit wurde milder, der confessionelle Eifer wurde abgeschwächt. Die Kirche begann an allen Culturbestrebungen Antheil zu nehmen, und das evangelische Pfarrhaus gewann dadurch in noch viel grösserem Umfange als bisher eine ächt volksthümliche Bedeutung. Die sittlichen Anschauungen der Gebildeten gewannen Fühlung mit dem Gewissen der Massen. Die Gebote der Pflicht,

der Arbeit und der Ergebung wurden zum Allgemeingut. Auch in dieser veränderten Form seines Glaubens fand das evangelische Volk Alles, was es an Innigkeit und Idealität seines Lebens begehrte.

Aber aus den verschiedensten Säften gemischt, war die Aufklärung von verschiedenster Wirkung: hier eine Kraft, welche die edelsten Früchte zeitigte, dort zersetzend und den Volksgeist verflachend. Und es ist merkwürdig, dass alle die verhängnissvollen Mängel und Irrthümer, an denen der Rationalismus später scheitern sollte, schon in seiner Wiege deutlich erkennbar sind. Semler war ein Mann ohne Phantasie und darum ohne jedes Verständniss für das Poetische und Mystische im Christenthum. Ihm fehlte das Organ, durch die Oberfläche der erkennbaren Welt hindurch die Brunnen der Tiefe rauschen zu hören. Sein Pedantismus hatte immer einen trivialen Zug, den die verworrene wissenschaftliche Form nur dürftig verhüllte. Ihm fehlte jeder Sinn für die eigenthümlichen Zustände der Vorzeit; es war ihm unmöglich, sich in andere Zeiten und Individualitäten hinein zu finden. Und beides: die Phantasielosigkeit wie der Mangel an geschichtlichem Sinn waren gleichsam die Muttermale des Rationalismus. Er wurde darum, je breiter er sich ausdehnte, desto seichter. Nicht überall setzte, wie bei Semler selbst, schlichte Herzensfrömmigkeit solcher Verflachung einen Damm entgegen, sondern überall, wo von Haus aus das eigentlich religiöse Organ fehlte, versandete der Rationalismus in Trivialität und dürrer Geschwätzigkeit. Bald regte sich in manchen Kreisen ein gründliches Misstrauen gegen jede nicht ganz wasserklare Form des kirchlichen Lebens; die Religion

wurde mehr und mehr ausschliesslich zur Moral, der gesunde Menschenverstand zur letzten entscheidenden Instanz, das gewöhnliche empirische Subject zum Mass und Mittelpunkt aller Dinge. Wohl breitete sich mit der wachsenden Gleichgültigkeit gegen das Dogma eine immer weitherzigere Duldsamkeit aus, aber es war doch nicht selten nur die Toleranz Jemandes, der nicht recht weiss, was er will, oder wohl gar eine Duldsamkeit, die dem nackten Indifferentismus so ähnlich sah wie ein Ei dem andern.

2. Klotz und die Klotzianer.

Im Jahre 1765 kam von Göttingen ein junger Gelehrter nach Halle, dem der Ruf eines tüchtigen, geschmackvollen Philologen und gewandten Schriftstellers voraufging und dem es beschieden sein sollte, Halle auch in litterarischer Beziehung auf's Neue einen gewissen Ruf zu erwerben, Dieser junge Gelehrte war Christian Adolf Klotz [1]).

Geboren 1738, gestorben 1771; in dieser kurzen Spanne von nur 33 Jahren ein jähes Emporsteigen und dann ein ebenso jäher Sturz in die Tiefe: sein ganzes Schicksal ist in diesem Ueberschlag seines Lebens umschrieben.

Er war von Haus aus ein Glückskind, dem alle Zeit guter Wind und leichte Fahrt beschieden war. Er stammte gleich seinem neun Jahre älteren Gegner Lessing aus einem evangelischen Pfarrhause; sein Vater, der wohlhabende Superintendent zu Bischofswerda, sollte den ihm am 13. November 1738 geborenen Sohn weit überleben.

Früh entwickelten sich in dem aufgeweckten Jungen litterarische Fähigkeiten und Neigungen. Er las, was

ihm unter die Hände kam, schwärmte für Hagedorn und Horaz, machte frühzeitig deutsche und lateinische Verse und zeigte mit zehn Jahren die ganze Frühreife und Altklugheit eines Wunderkindes. Da ihm die stramme Zucht auf der Meissener Fürstenschule nicht behagte, wurde er der milderen Disciplin der Görlitzer Schule anvertraut worauf er Ostern 1758 in Leipzig immatriculirt wurde. Schon als Primaner war er etwas voreilig unter die Autoren gegangen und verzettelte nun als Student in Leipzig und später — seit 1761 — in Jena ein gut Theil seiner Zeit mit Abfassung lateinischer Feuilletons und übte sich als Mitarbeiter der *Acta eruditorum* im Recensirhandwerk, dessen Technik er im Handumdrehen weg hatte. Alles ging ihm flink von der Hand; er war überaus belesen und hatte die Gabe raschester Aneignung, aber er dachte nicht daran, in strenger Zucht seine Kräfte aufzusparen, zu üben und zu erweitern. Er war allzu früh fertig; sein Leben stellt keinen Entwicklungsprocess in aufsteigender Linie dar, und an dieser Frühreife, die ihm das verhängnissvolle Gefühl der Unfehlbarkeit gab und ihn ernste, eindringliche Arbeit verachten liess, ging er schliesslich zu Grunde.

Magister von Wittenberg und mit dem Kranz des *poeta laureatus* geschmückt, wurde er durch Michaelis' Vermittlung im Herbst 1762 an die Universität Göttingen berufen, wo er bereits nach Jahresfrist, 25 Jahre alt, zum Ordinarius befördert ward. Schon vorher war von Halle ein Ruf an ihn ergangen, der kurze Zeit darauf wiederholt wurde, und da die Göttinger Stellung seinem Ehrgeize nicht genügte und da vollends durch Heynes

Berufung seine Kreise empfindlich gestört waren, so schüttelte er den Staub Göttingens von seinen Füssen und hielt 1765 in die Saalestadt seinen Einzug.

Hier ging's flink bergauf mit ihm: bald war de simple Professor zum „Herrn Geheimdenrath" avancirt; er wurde mit der Verwaltung der Hallischen Bibliothek betraut, er erhielt, als er vernehmlich mit einer Berufung nach Warschau klapperte, eine ansehnliche Gehaltserhöhung und sah seinen Einfluss und damit die Zahr katzbuckelnder Klienten täglich sich mehren. Es verschlug ihm Nichts, seine akademische Freiheit für ein höheres Bediententhum hinzugeben und seine Feder zu byzantinischen Schmeichelkünsten zu erniedrigen: er buhlte devot um die Gunst Münchhausens und liess keine Gelegenheit vorübergehen, dem „grossen König", dem „gekrönten Weltweisen" und „Beschützer der Freiheit" zu huldigen. Seine Einkünfte gestatteten ihm auf grossem Fusse zu leben, und reichten diese Einkünfte zu seinen Grandseigneur-Gewohnheiten nicht aus, so machte er Schulden. Er war ein unterhaltender und angenehmer Gesellschafter, ob er nun an der Tafel seiner Freunde sass oder selber den Wirth machte. Er war ein Liebhaber guter Weine und schlechter Spässe, hatte ein inniges Behagen an persönlichem Klatsch, trieb als aufgeklärter Mann gern seinen Spott mit religiösen Dingen und war vor allem Zwei- und Eindeutigkeiten gegenüber nichts weniger als prüde. Freilich war's nicht eben die beste Gesellschaft, die zu ihm hielt, denn man wusste in Halle bald genug über das Privatleben des „Signor Klotz" wunderbare Dinge zu erzählen. Aber ihm selbst war an

der Achtung seiner Mitbürger wenig gelegen, wenn er nur seinen Weg machte. Er gehörte eben zu den Strebernaturen, für welche nur der äussere Erfolg das Entscheidende ist.

„Spricht man vom Charakter eines Mannes, sagt Friedrich Vischer einmal, so ist es vor allem die Temperatur der Thätigkeit im angewiesenen Felde des Berufs, wonach man zu blicken hat.“ Alle Zeugnisse bestätigen, dass der junge Professor und Geheimrath mit seinem akademischen Berufe es sehr leicht nahm. Hier seine ganze Persönlichkeit einzusetzen, kam ihn nicht in den Sinn; er las so wenig wie möglich und selbst das Wenige flüchtig und anregungslos. „Ich wundere mich über Ihren unermüdeten Fleiss im lesen; ich lese nur eine einzige Stunde. Mehrere *Collegia* habe ich nicht lesen und andere nicht bey mir hören wollen“ — so schrieb er aus Göttingen an einen Freund, und sein Biograph Hausen stellt ihn als einen in aller Rücksicht schlechten Docenten dar, dem es nicht allein an Fleiss, sondern auch an Lehrvortrag gefehlt habe. [5]) Wir besitzen aus der Zeit seiner Hallenser Thätigkeit von Klotz selbst eine Aeusserung über eine seiner Vorlesungen, die auf seine sittliche Auffassung des Docentenberufs ein grelles Licht wirft. An den Domherrn v. Rochow schrieb er am 28. October 1768: „Der Himmel, der uns zuweilen für die Sünden unserer Jugend straft, gab mir den unseligen Gedanken ein, ein Collegium über die Moral zu lesen . . . Und was fand ich? . . Dass Wenige der Moral gründlich nachgedacht, ja dass uns ein gründliches Nachdenken darüber in Zweifel versetze, die uns die Vernunft nicht heben kann, ja noch mehr,

dass man diese Zweifel nicht einmal bekannt machen darf. Ein Theil, der Alles demonstrirt von der Ceder bis zum Ysop, hielt uns sonst für Ignoranten; ein Anderer nennt uns Materialisten und dringt darauf, dass man uns absetze. Lieber Gott, wo wollte ich den Wein herbekommen, sobald der König mir meine Pension entzöge?"[6]) Er hatte eben viel zu viel nach Aussen hin zu thun, um seinen jungen Ruhm zu vermehren. Immer neue Bücher und Editionen mussten dafür sorgen, dass sein Name nicht in Vergessenheit gerieth; in einer Riesencorrespondenz mussten die Freunde gehätschelt und der akademische Klatsch gepflegt werden; es galt, eine grosse gefügige Clique zu organisiren und in drei eigenen Zeitschriften Klotzische Politik zu treiben — eine Vielgeschäftigkeit, welche natürlich dem Docenten keine Zeit liess und jede ernste, eindringliche Arbeit unmöglich machte. Es war ihm dabei nie und nirgends um die Sache zu thun, denn alle Diejenigen, denen es um die Sache ernst ist, sind bescheiden, während er wie ein eitler Geck sich geberdete. Nie nahm er mit vollem Herzschlag Theil an dem, was die Zeit und die Geister bewegte; Alles galt immer nur dem eigenen kleinen Ich, so dass schliesslich sein gesammtes schriftstellerisches Wirken nur noch aus dem Boden des nacktesten Egoismus emporwuchs.

Der junge begabte Gelehrte hatte mit seinen Erstlingsarbeiten grosse Erwartungen erregt. Er war keck und gewandt aufgetreten und hatte durch sein elegantes Latein, durch seine grosse Belesenheit, die Vielseitigkeit seiner Interessen und die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte zu imponiren gewusst. Er hatte mancherlei fruchtbare

Anregungen ausgestreut, hatte den Horizont der zünftigen classischen Philologie thatsächlich erweitert. Wie er selbst seiner ganzen Anlage nach halb Poet halb Philolog war, so bewegten sich auch seine wissenschaftlichen Arbeiten vorzugsweise auf dem Grenzrain zwischen Philologie und Aesthetik; er untersuchte bei Horaz den poetischen Stil, unternahm in seinen homerischen Briefen einen Streifzug in das Gebiet der Malerei, gab in seiner zierlichen Tyrtaiosausgabe beachtenswerthe Hinweise auf die vergleichende Methode. „Die Unbefangenheit,“ so urtheilt der neueste Lessingbiograph, „mit welcher ein akademischer Vertreter der classischen Philologie den künstlerischen Gesichtskreis universal zu erweitern strebte, dazu sein rasches Eingehen auf Woods homerische, auf Lowths hebräische Studien, sind hoch anzuschlagen.“ Es war ferner eine überraschende Erscheinung, dass ein akademischer Philolog ganz im Stile der Anakreontiker in flüssigen und gewandten lateinischen Versen von Küssen und Trinken sang und in graziösester Form eine Art Lebensgeschichte Amors nach den Gemmen lieferte. Selbst ein Herder hatte sich gleich so vielen anderen Zeitgenossen anfänglich von der gewandten Latinität, von der eleganten Gelehrsamkeit und den vornehmen Allüren des schreibseligen Mannes, wie er sich selbst später entschuldigte, blenden lassen, hatte in der zweiten Sammlung der Fragmente dem Autor der *epistolae homericae* (1764) als dem „feinen Kenner der Griechen und genauen Kunstrichter“ seinen Platz neben Gessner und Ernesti angewiesen, hatte in der dritten Sammlung sogar Abbts Urtheil zugestimmt, dass Klotz in seinen lateinisch geschriebenen

Satiren der echte Nachfolger des Horaz und obenein ein Stück Juvenal sei. Dergleichen wog schwerer, als wenn der Allerweltsfreund Gleim den „deutschen Horaz und Aristarch" becomplimentirte, oder wenn der Wiener Sonnenfels dem Hallenser Herrn Geheimrath pathetisch versicherte, „sein Urtheil gelte ihm das Urtheil von ganz Deutschland". Dazu drängte sich ein grosser Tross kleiner Geister an ihn heran, die ihn mit Lobpreisungen überschütteten — kein Wunder, dass ihm der Kamm schwoll, und dass er sich bald als kunstkritische Autorität und und als der eigentliche Vertreter der wissenschaftlichen Archäologie aufblähte, einen Christ vornehm über die Achsel ansah, in einem Heyne einen Neider wähnte[7]) und sich als allgewaltigen Machthaber zu fühlen begann. Und er hüllte sich in diese Weihrauchswolken um so begieriger ein, je unsicherer er sich selbst fühlte, seit ihm der Versuch, Lessing für seine Partei einzufangen, gründlich missglückt war.

Bald konnte man in der That von einer Klotzischen Partei reden, die allenthalben ihre Agitatoren besass und es an Rührigkeit und an Reclame nicht fehlen liess. Aber freilich war Klotz in der Wahl seiner Freunde wenig glücklich. Er war nicht ohne Gutmüthigkeit, aber ohne Tiefe und Festigkeit. Alle, die ihm gefielen und die er gebrauchen konnte, hätschelte und patronisirte er, aber auch er erntete, wie das bei allen Cliquen zu gehen pflegt, nur selten Treue und Dankbarkeit. Er knüpfte mit Flögel ein zärtliches Verhältniss an, poussirte die Meusel und Schirach, die Magdeburger Zobel und Schummel, zog Jacobi nach Halle, protegirte den

grundlüderlichen Bahrdt und spann seine Fäden bis nach Wien, wo die Sonnenfels und Gebler seine Geschäfte besorgten. Einer seiner rührigsten Schildknappen war der junge Friedrich Just Riedel, der als Fünfundzwanzigjähriger als Professor der Philosophie an die neu hergestellte Universität Erfurt berufen worden war, ein „leichtfertig ästhetisirender Compilator", begabt, aber haltlos, spöttisch, würdelos und frivol.[8]) Geschickt hatte er in seiner „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (Jena 1767) das vorhandene Material der Aesthetik eklektisch zusammengefasst und feuilletonistisch zugestutzt; er hatte im Herbst 1768 ein Bändchen ergänzender Abhandlungen in Briefform unter dem Titel „Ueber das Publikum" folgen lassen, deren beste Gedanken Herder entlehnt waren, die aber zugleich scharfe Ausfälle auf Herder enthielten, von dessen erster Fragmentensammlung die noch nicht ausgegebene neue Auflage durch eine unbegreifliche Indiscretion und Durchsteckerei dem Erfurter Aesthetiker in die Hände gefallen war.[9]) Dem so vorweg Geplünderten wurden damit über Klotz und seinen Anhang gründlich die Augen geöffnet, und da ein massvolles Einlenken nicht seine Sache war, so musste natürlich der jähe Umschlag seines Tones Freunde wie Feinde stutzig machen und ihm den Vorwurf der Doppelzüngigkeit zuziehen. Auch journalistisch vertrat Riedel in der „Erfurter Gelehrten Zeitung" die Sache seines Hallenser Gönners und machte durch seine schamlosen Pamphlete, die „Bibliothek der elenden Scribenten" und die „scurrilischen Briefe", Klotz und die Klotzianer in den Augen der anständigen Leute vollends verächtlich.

Wegwerfend nannte ihn Lessing „eine von Klotzens ersten Kreaturen"[10]) und hatte auch ihm, der sich so oberflächlich wie unverschämt über den Laokoon geäussert hatte, ein Strafgericht zugedacht, an dem ihn nur eine andere Arbeit, die schnell diese hässlichen Gegner in den Hintergrund treten liess, zu Riedels Heile verhinderte. Später gerieth der charakterlose Pamphletist mehr und mehr in Abhängigkeit von Wieland und war einer der Ersten, der die gestürzte Grösse in Halle feige im Stich liess. „Ich bin froh — also beglückwünschte ihn der weltkluge Wieland zu dieser schnöden Verläugnung seines weiland Herrn und Meisters — ich bin froh, dass Sie sich von dem cavalierischen, petitmaitrischen, auf seinen geheimen Rathstitel und kleinen Hof von Autoren und unbärtigen Schulknaben so eingebildeten Klotz losgewunden haben." Als nun aber Riedel einem Rufe als Professor an die zu gründende Akademie der vereinigten bildenden Künste nach Wien gefolgt war, da war es dort gerade seine frühere enge Verbindung mit Wieland, die ihn den Leuten verdächtig machte und ihm die erhoffte Laufbahn vereitelte. Trotz aller Rechtfertigungsversuche[11]) bekam er die verheissene Stelle nicht, blieb jedoch in Wien, wo er eine Wochenschrift „Der Einsiedler" (1773) herausgab, die Wiener Ausgabe der Winckelmann'schen Kunstgeschichte (1776) und die erste Ausgabe von Alxingers Gedichten (1780) besorgte, über Gluck, Maria Theresia und *de quibusdam aliis* schrieb, sich dem Trunke ergab und endlich einsam und verlassen am 2. März 1785 im Spital zu St. Marx bei Wien gestorben ist. „Ich beklage ihn", so hatte Herder noch bei seinen Lebzeiten gelegentlich über ihn

hoffte gewiss, ihn bald als Hallenser Professor wieder zu begrüssen. Er solle nur schleunigst seine Doctordisputation machen, „weil ich (Klotz) will, dass Sie bald wieder zu uns kommen sollen und zwar als Professor. Das erste überlasse ich Ihnen, das letztere überlassen Sie mir“. Klotz war es auch, der Bürger zur Nachdichtung des *Pervigilium Veneris*, jenes „*carmen molle, dulce et jucundum*“ veranlasste, denn „ich weiss ja, was für ein Mann Sie sind, und was ich von Ihnen erwarten kann“. Mit klarem Blick erkannte der feine und gewissenhafte Boie in Göttingen den schweren sittlichen Schaden, der dem jungen Bürger aus dieser Verbindung erwachsen musste und wie nothwendig es sei, ihn in andere Gesellschaft zu bringen, die ihm nicht von vornherein „in der Meynung derer schade, deren Beyfall ein Mann, der edel und fein denkt“, allein suchen muss. „Ich würde mich vor mich selbst schämen, — schrieb er an Gleim — wenn ich einen Funken persönlichen Grolles wider Klotz in mir hätte. Ich verkenne sein Genie nicht, aber ich bin zu sehr von dem grossen Schaden überzeugt, den er in unserer Litteratur angerichtet, als dass ich die Vereinigung eines guten Kopfes mit ihm ohne Schmerz sehen könnte. Sie ist seinen Sitten und seiner Grösse gleich nachtheilig. Wie kann der gross werden, der frühzeitig lernt, dass es Nebenwege giebt, zu dem Tempel der Ehren zu kommen?“ Und später: „Er (Bürger) weiss zu viel, um auf Klotzens Halbgelehrsamkeit zu bauen; aber Klotz hat ihm so viel Gutes erwiesen, dass es Undankbarkeit wäre, wenn er wider ihn wäre. Für ihn kämpfen soll er aber eben so wenig, so nöthig Kl. bei seiner halbdeser-

tirten, halb furchtsamen Armee junge, rüstige Streiter braucht.“ [14])

Und in der That — einen besseren Führer auf jenen zum Tempel der Ehren führenden „Nebenwegen“ als Klotz konnten sich die jungen Streber nicht wünschen. Der Hallenser Professor, der sich einst mit dreisten Recensionen seine litterarischen Sporen verdient und durch die Keckheit seiner Polemik sich einen gewissen Namen gemacht hatte, wusste wie Einer die Macht der Presse zu würdigen und war immer darauf bedacht gewesen, sich diese dienstbar zu machen. Schon in Göttingen hatte er (1764) die *Acta litteraria* begonnen, die nach seinem Tode Schirach noch kurze Zeit fortsetzte, gab seit dem 1. Januar 1766 die Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen heraus und schuf sich daneben, da sein Versuch, sich Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek unbedingt botmässig zu machen, gescheitert war, noch einen dritten selbsteigenen Moniteur in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, die im Herbst 1767 zu erscheinen begann und von der Ostermesse 1772 ab durch ein Magazin der Deutschen Critik abgelöst wurde. So standen ihm drei eigene Organe zur Verfügung, die unablässig den Ruhm Klotzens und seiner Sippe verkündeten und Alles, was nicht zur Clique gehörte, anrempelten. Noch nie vorher war ein Reclameinstitut mit gleicher Unverfrorenheit und gleichem Geschick organisirt worden, und man begreift, wenn man etwas näher in dieses unwürdige Getriebe hineinguckt, den Entrüstungsschrei Herders, der diese Klotzische Episode in der deutschen Litteratur als eine „wahre Schande“ bezeichnete.

Klotz war nach Anlage und Bildung, aus Neigung und aus Bedürfniss Journalist. Rasche Auffassung, leichtes Herz und leichte Hand, ein feinfühliger Geschmack im Urtheil über andere wie in eigener Mache, eine leichtflüssige Beredtsamkeit eigneten ihn wie wenige zur Tagesschriftstellerei. Zwar verfügte er über keinen grossen Reichthum originaler Gedanken, aber er wusste mit seinem Besitz etwas anzufangen. Er war welt- und formgewandt, rücksichtsvoll und schmiegsam, so lange er nur irgend auf Gegenleistungen hoffen durfte. Aber weil es ihm auch hier nur und ausschliesslich auf seine Person und auf seine Partei ankam, so war auch hier sein ganzes litterarisches Schaffen im innersten Kerne faul und diese journalistische Paschawirthschaft nur dazu angethan, sein ursprüngliches Talent immer mehr zu verflachen und zu vergröbern. Völlig zutreffend bemerkt Robert Prutz,[15]) sein Tadel sei selten ohne allen Grund gewesen, ausser wo die Leidenschaft und das Gefühl der eigenen Noth ihn so verblendeten, wie in dem Streite mit Lessing; aber weil es ihm eben nur darum zu thun war, selbst das Haupt einer Clique und selbst ein gefeierter Mann zu sein, so konnte er der Kleinen und Mittelmässigen nicht entbehren, die ihn trugen und ihm dienten. Dienst aber verlangt natürlich Gegendienst und daher liegt nicht in der Polemik, sondern in der lobhudelnden Kritik, die gegen die Mittelmässigkeit und Vetternschaft geübt wurde, das Verderbliche und Schmähliche seiner kritischen Wirksamkeit, lag zugleich der Keim seines Unterganges. Und nirgends sonst liegt die ganze bare Charakterlosigkeit Klotzens so auf der Hand, wie gerade in dieser seiner jour-

nalistischen Thätigkeit. Es verschlug dem eitlen Streber nichts, in seinen Oden pathetisch zu versichern: nicht der Beifall der Menge, nicht Titel, nicht Güter sind mein Begehr; der Journalist hatte die Stirn, in seiner Polemik gegen die Allgemeine deutsche Bibliothek den köstlichen Satz niederzuschreiben: „Es ist doch wahrhaftig hübsch, ein Mitarbeiter an einer Bibliothek zu seyn! Man kann, wenn uns andere nicht loben, sich selbst loben; man kann sich an Männer wagen, die man sich nicht untersteht öffentlich etwas zu sagen und auf deren Ruf man von Herzen neidisch ist, man kann seinen Vettern Gefallen erzeigen, und sollte man auch *Programmata* aus dem Erzgebürge anzeigen. Ist man darzu ein Mitarbeiter an Gelehrten Anzeigen, so kann man seine eigene Urtheile wiederum der Welt anpreisen, ohne dass man sich entdeckt. So muss man es anfangen, um sich empor zu schwingen!“ [16]) Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese cynische Selbstcharakteristik liest, die hier Klotz mit einer Unverfrorenheit ohne Gleichen gegen die verhassten Berliner als Trumpf ausspielte.

Schon im Jahre 1765 hatte auf Klotzens Veranlassung der Buchhändler Johann Jakob Curt das Privilegium zu einer Hallischen Gelehrten Zeitung erhalten, dem zu Folge die Zeitung unter der Aufsicht eines ordentlichen Mitgliedes der Universität erscheinen und nur ordentliche Mitglieder derselben als Mitarbeiter haben sollte. Gleichwohl verkündigte die Vorrede zum ersten Bande, dass der grössere Theil der Mitarbeiter ausserhalb, einige derselben sogar ausser den Grenzen Deutschlands wohnten. Das erste Stück erschien Mittwoch, den 1. Januar 1766;

jeden Montag und Donnerstag folgte eine Nummer von acht Seiten in Klein-Oktav. In den Vorreden wusste Klotz nicht genug die „Freimüthigkeit" seiner Kritik herauszustreichen; er versicherte, das Lob des Witzes und des Scharfsinns reize die Verfasser weniger, als der „Ruhm der Liebe zur Wahrheit", und er verkündigte stolz als ihren kritischen Katechismus: „Man soll schlechten Schriftstellern und dem Publico die Wahrheit sagen, und man kann sie mit aller Strenge sagen, allein nie müssen privat-Ursachen und Hass gegen den Autor, als Menschen, einigen Antheil an unseren Urtheilen nehmen." Und er schloss die Vorrede zu dem letzten von ihm herausgegebenen Bande mit der hochtrabenden Phrase: „Für junge Leute, die einen gewissen Kützel fühlen, auf der Oberfläche bleiben, Anecdoten suchen, critische Schriften nicht lesen, um daraus zu lernen, sondern um über Sticheleyen zu lächeln, um daher Gelegenheit zu Verunglimpfungen zu nehmen, um sich die Zeit mit etwas, das noch nicht geradeweg Müssiggang genannt werden kann, zu vertreiben — für diese hat man nie in Halle gelehrte Zeitungen geschrieben und wird sie auch künftig nicht schreiben."

So das Programm; in der Ausführung galt es zunächst und vor allem: Herr Klotz hier und Herr Klotz da, woneben für das gebührende Quantum an Lobsprüchen für die ganze Klotzische Sippe noch Raum genug übrig blieb. Der zartsinnige Jacobi wurde mit den ausgesuchtesten Liebenswürdigkeiten überschüttet, der „in der Laube des Weingotts mit den Liebesgöttern scherzende" Gleim becomplimentirt, Wieland's Agathon mit der

„wärmsten und frohesten Empfindung“ gepriesen. Dagegen richtete sich der ganze Aerger der Hallenser Recensenten gegen die Hamann und Klopstock, gegen die Schleswig'sche Fraction und gegen die Berliner Partei, die um Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek sich geschaart hatte, und hier war ihnen jeder Anlass Recht, um den Gegnern eins auszuwischen. Hatten doch die Schleswig'schen Litteraturbriefe gewagt, sich über „die schlechten Nachahmungen lateinischer Dichter des theuren Herrn Klotzius“ lustig zu machen und über die „nachgemachten Straussbündel von römischen Blümchen und Spezereien“ zu witzeln. [17]) Klotz, welcher keine anderen Götter neben sich duldete, hatte zunächst im vierten Bande seiner *Acta litteraria* den kecken Schleswigern eine Quittung über jene Kritik ausgestellt und dabei — komisch genug! — über die entschwundene *prisca severitas* wehleidige Klage geführt, — nun fiel seinen Gelehrten Zeitungen die Aufgabe zu, eindringlich vor den Schleswigschen Litteraturbriefen, diesen „Caricaturen“, zu warnen und über ihre „unreifen Urtheile und kindischen Gedanken“ zu spotten. Und trotzdem sich Klotz feierlich gegen den Vorwurf verwahrte, antiberlinisch zu sein, liess er sich doch keine Gelegenheit entgehen, seinem Hass gegen die Berlinische Bibliothek Luft zu machen, ihr ihre „Parteilichkeit“ vorzuwerfen und Nicolai selbst mit der ausbündigsten Geringschätzung abzuthun. Er schimpfte die Bibliothek in einer Grobheit eigener Prägung „ein kleines litterarisches, giftiges Insect“, das „am Fuss des Parnasses im Schlamme fortkriecht“, zog es jedoch zumeist vor, sie in Worten Anderer zu sticheln und sich tapfer

hinter Citate seiner Schildknappen zu verschanzen. So wiederholte er mit Behagen aus Murrs Anmerkungen über Lessings Laokoon den freundlichen Satz: Der Charakter der Bibliothek sei Naseweisheit, Grobheit und Parteilichkeit, und aus den „Litterarischen Briefen an das Publikum“ (Erstes Paquet, Altenburg 1769): „Frechheit, Gernwitz, seichter Französismus und schwarze Partheylichkeit scheinen jetzt der Charakter einer Schrift zu seyn, die den stolzen Titel einer Bibliothek des deutschen Reiches führt“, um endlich protzig zu erklären: „Da sich keiner unserer Mitarbeiter die Mühe geben will, die Allgemeinen Schmähschriften zu recensiren, mit welchen Friedrich Nicolai in Berlin trödelt, so erborgen wir die Beurtheilung des zwölften Bandes aus dem XXVIIIsten Stücke der Erfurter gelehrten Zeitungen.“ Vieles in seinen Ausfällen gegen die Schleswiger sowohl wie gegen die Berliner war ja ohne alle Frage berechtigt, aber es musste für die Zeitgenossen ein wahrhaft grotesker Anblick sein, wenn gerade ein Klotz mit diesem sittlichen Pathos gegen Cliquen- und Coteriewesen zu Felde zog, gerade ein Klotz sich in die Brust warf und den stolzen Satz niederschrieb: „Es sey dem Herrn Buchhändler Friedrich Nikolai in Berlin allein überlassen, seine kritischen Schriften zu einer Sammlung seiner privat-Streitigkeiten zu machen. . . .“

Die Freunde schwammen natürlich über diese neue Hallische Recensiranstalt in eitel Entzücken. „Niemand, als die elenden Schriftsteller werden böse seyn, dass ein Mann, wie Sie, die gelehrten Zeitungen zu schreiben übernommen hat“ — so schrieb der haltlose Weisse[18]) aus Leipzig an Klotz. „Ich vor meine Person wünsche

dem guten Geschmack und der gelehrten Welt dazu Glück, denn ich kenne keine Recensionen, die ich lieber lese, als die Ihrigen: ein lebhafter, munterer Witz, ein richtiger und feiner Geschmack, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, eine schöne blühende Schreibart, alles empfiehlt sie, und ich werde niemals müde, sie zu lesen.“ Flögel[19]) in Jauer beeilte sich, dem Herausgeber zu versichern, dass die Hallischen Zeitungen anfingen, den Geschmack allgemeiner zu machen, „der vorher durch trockene Recensionen und elende Ränke vernichtet ward“, und als Klotz versicherte, er sei des „verdammten Kritisirens so müde, wie der Göttingischen Rinderwürste“, da beschwor ihn der Bückeburger Cramer: „Das wolle Gott nicht, dass Teutschland, nach dem gar zu frühen Verlust eines Abbts, gleich früh einen Klotz einbüssen müsste. Wir haben unstreitig in unserem Vaterlande keine wahrhaftig feine Geister überley.“

Aber an seinen Gelehrten Zeitungen hatte Klotz trotz seiner koketten Klagen über seine Recensir-Müdigkeit noch nicht genug; er glaubte die Berliner Bibliothek sicherer mit einer Hallischen Bibliothek zu treffen, wozu ihm Riedel gerathen hatte,[20]) und so erschien denn im Herbst 1767 im Verlage von Johann Justinus Gebauer das erste Stück der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften herausgegeben vom Herrn Geheimdenrath Klotz, die nun gepanzert und geharnischt den Berlinern entgegentrat. Gleich die ersten Stücke waren geeignet, den stärksten Unwillen über dieses kritische Treiben zu erregen und rasch kam denn auch die Lawine ins Rollen. In der Königsberger Zeitung

begann Hamann den Kampf gegen diese „kleinen Rottmeister und Kobolde der Kritik“, während fast gleichzeitig Lessing[21]) an Nicolai schrieb: „Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln! und in was für einem Ton! Das zweite Stück aber ist schon so elend, dass ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger fangen schon ritterlich an, sich über den Herrn Geheimenrath lustig zu machen, und ich will es noch erleben, dass Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht.“

Es war zu Anfang des Jahres 1768, als Lessing dieses prophetische Wort aussprach und eben dieses Jahr sollte für den grossen Bibliothekar in Halle verhängnissvoll werden. Im Vorjahre war sein „Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen“ erschienen; nun folgten rasch hinter einander drei die antike Kunst behandelnde Arbeiten: eine Vorrede zu Meusels Uebersetzung der Abhandlungen des Grafen von Caylus, sowie zu Meusels Uebersetzung des Appolodor und endlich das Buch: „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke“, in dem er Lessing, der über das „Geschmiere von Münzen“ hartnäckig geschwiegen hatte, den Fehdehandschuh hinwarf, während er gleichzeitig in allen seinen Journalen eben dieses Buch als einen Trumpf gegen Lessing ausschrie. Da riss diesem endlich die Geduld: am 20. Juni 1768 veröffentlichte er in der Hamburgischen Zeitung eine geharnischte Erklärung, welche jetzt den ersten der Antiquarischen Briefe bildet und welche jene Klotzischen Händel einleitete, in denen der Hallenser

Professor auch des letzten Restes an Achtung verlustig ging. Der Inhalt jenes Streites geht uns hier nicht an, und diese Klotzischen Händel nach Erich Schmidt's glänzender Darstellung neu erzählen wollen, hiesse eine Ilias nach Homer schreiben. Auch unter den Streitschriften gegen Klotz sind wahre Prachtstücke unserer Litteratur und wir wissen, dass ihre Wirkung die eines luftreinigenden Gewitters gewesen ist. In lapidaren Worten schilderte Lessing dem Cliquen- und Coteriewesen der Klotzianer gegenüber seine Einsamkeit und Unabhängigkeit: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz ausser dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen; aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muss sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben; auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt." Scharf zog er hier in viel citirten Worten die Grenzlinie zwischen dem Kritiker und dem Pasquillanten: „Sobald der Kunstrichter verräth, dass er von seinem Autor mehr weiss, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniss des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn

bedienet, sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu sein, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant." Er stellte hier den unvergänglichen kritischen Kanon auf: gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Und rücksichtslos zerrte er nun hier den Hauptkabalenmacher an den Pranger und geisselte sein und der Seinigen Treiben in geradezu vernichtenden Worten: „Es gelang Herrn Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen und einen noch grössern sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschiessender Scribler sich zinsbar zu machen gewusst, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den grössten, ausserordentlichsten Mann ausposaunten und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllten, dass es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor." . . . Und weiter: „So steht es mit dem Haupte; wie mit den Gliedern? . . . Auf Jedem von ihnen ruht der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Missbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muss sie Klotzianismus heissen."

Mit jener scharfen Erklärung vom 20. Juni 1768 hatte sich natürlich Lessing selbst den Klotzianern gegen-

über für vogelfrei erklärt, und es ist spasshaft anzusehen, wie alsbald dieses an Klotz vollzogene Strafgericht auf die Beurtheilung aller Leistungen des verhassten Antiquars in den Hallischen Zeitungen zurückwirkte. Noch in der dürftigen Anzeige des Laokoon in den Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen vom 8. September 1766 war dem Herrn Geheimderath das Lob wie Honigseim von den Lippen geflossen: „Unser Urtheil läuft darauf hinaus, dass wir dieses Buch mit unter die besten Schriften unserer Nation rechnen. Genie, philosophischer Scharfsinn, Belesenheit, Kenntniss der Künste, zeigt sich auf allen Seiten und erhebt den Schriftsteller unter die Klassischen Autoren.“ Wenn dann dasselbe Organ der Hallenser Clique anlässlich der fatalen Aufgabe, den ersten Theil der Antiquarischen Briefe den Lesern anzeigen zu müssen, nur das schöne Papier bedauerte, das auf eine solche Zankschrift verwendet worden, so war ja ein solcher Ausbruch verletzter Eitelkeit nicht eben zu verwundern. Aber damit nicht genug: es galt fortan Alles hämisch zu bekritteln, an Allem was Lessings Namen trug, das bischen Witz zu erproben. Jetzt war mit einem male der Mann, den man eben erst unter die „classischen Autoren“ rangirt hatte, der „erbärmliche Antiquar, arm an aller Sprachkenntniss und Einsicht in die Kunst, aber desto reicher an Scurrilitäten und Schimpfwörtern“ [22]). Jetzt musste sogar sein der Dramaturgie beigefügter Ausfall gegen das Freibeuterthum einer pseudonymen buchhändlerischen Raubfirma [23]) herhalten: „Hr. Lessing hatte beliebt, beym Abschluss seiner Dramaturgie ein lustiges Nachspiel zu geben, in dem, wie hier gesagt wird,

„er den Cothurn abgeschnallt und das bunte Jäckchen angezogen.“ Er hatte sich noch zu guter letzt, der Himmel weiss, mit wem Alles, in dieser Farce herumgezankt, von Kobolden, Wallfischen, Tonnen, Wegelauern und andern schnakischen Dingen geredet, wie es seyn muss, wenn das Lustspiel den Zuhörer aufgeräumt machen soll. . . . Es wird uns am Ende zugerufen: „Sie, meine Herren und Damen, dem grossen Lessing zu Ehren, klatschen Sie in die Hände!“ und wir wollen es auch keinem verwehren, wer dazu Lust hat“ (8. Juni 1769). Jetzt wurde mit einer Hochnäsigkeit sonder gleichen die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ in ein paar kahlen Zeilen abgethan, da „mehr zu sagen der Mühe sich nicht verlohne“ (9. Novbr. 1769), und es wirkt nach alledem um so verblüffender, wenn gleich nach Uebergang des Blattes in die Hände Bertrams, Lessing flugs wieder in Gnaden aufgenommen und den Lesern als ein Mann vorgestellt wird, „dessen bevestigter Ruhm weder durch bittern Tadel vermindert, noch durch unzeitiges Lob vergrössert“ werden könne, als ein Mann, dessen Bescheidenheit jetzt eben so warm gerühmt wird, wie noch unlängst seine Eitelkeit boshaft und hämisch gescholten ward. Ja, im Februar 1773 schrieb gar ein Recensent in der Anzeige von Lessings erstem Beitrag „Zur Geschichte und Litteratur“ den unerhörten Satz nieder: „Welcher Gelehrte dürfte sich schämen, von einem solchen Manne sich zurecht weisen zu lassen?“ — ein Satz, der in Erinnerung an die Klotzischen Händel nicht eben allzu viel Hochachtung vor dem einstigen Leiter des Blattes bekundete.

14

Und wacker secundirte den ehrenwerthen Gelehrten Zeitungen die nicht minder ehrenwerthe Deutsche Bibliothek, die in rührender Harmonie edler Seelen ebenso bereit war, heute schwarz zu nennen, was ihr gestern weiss schien und ein gesinnungstüchtiges Ja von gestern heute in ein nicht minder gesinnungstüchtiges Nein zu verwandeln.

Mit gönnerhaftem Wohlwollen hatte sie einst Lessings Lustspiele angezeigt; dann hatte Herr Professor Klotz in höchsteigener Person bei Gelegenheit der ersten Antiquarischen Briefe sein ernstliches Missfallen über das respectwidrige Treiben des im Uebrigen doch so braven und tüchtigen Herrn Lessing ausgesprochen, hatte diesem das höfliche Compliment gemacht, dass er „unter unsere besten Schriftsteller“ gehöre und ihm zwar streng aber väterlich ins Gewissen geredet, dass derlei Zänkereien, hämische Recensionen, Schimpfen und Höhnen sich für einen Lessing nicht schickten. Es war ordentlich rührend, wie er um seines Gegners guten Namen besorgt war. Aber da diese liebevollen Ermahnungen Nichts fruchteten, so durfte natürlich der verstockte Sünder auf keine Schonung mehr rechnen. „Mit keinem Kunstrichter — schreibt der Hallische Recensent über die Dramaturgie — mit keinem Kunstrichter lässt sich übler streiten als mit Lessing. Als ein wahrer Proteus entwischt er, wenn man ihn festzuhalten glaubt, und schlägt sich mit Spitzfindigkeiten, wenn er sich nicht mehr mit Wahrheit wehren kann.“ Die ganze Dramaturgie sei lediglich eine „Rhapsodie Lessing'scher Grillen“; alten Wahrheiten sei nur ein neues Mäntelchen umgehängt; der höhnische Ton, der in der Polemik gegen Voltaire herrsche, ermüde durch seine Monotonie, zumal

der Verfasser bei seinen Zänkereien immer eher den Anfang als das Ende finde. „Das letzte Wort zu haben ist eine gar zu süsse Sache!“ Endlich muss gar noch ein Leipziger Anonymus zur Unterstützung der Hallenser herbeieilen, um in einer „Nachricht von den theatralischen Vorstellungen in der Leipziger Michaelismesse“ mit ächt schulmeisterlicher Pedanterie dem Riccaut in der Minna von Barnhelm etliche Sprachschnitzer aufzumutzen, trotz des Geschreis Derjenigen, „die Lessingen für so infallibel halten, als er gern gehalten seyn möchte“, zur Lehre und Warnung dem Manne, „der ganze Alphabete darüber schreibt, ob man Maco oder Moco, Achat oder Agath schreiben soll“, und dem man's endlich einmal zeigen müsse, „dass nichts leichter sey, als so zu kritisiren, und dass man in seinen Schriften genug Stoff dazu finde“. (1770. 16. Stück.)

Neben Lessing hatte es die Bibliothek besonders auf Herder abgesehen, denn es galt, neben den Schleswigern und Berlinern auch die „Königsberger Secte“, die „von Norden her mit einer Invasion drohte“, niederzurecensiren. Und Herder war ja „ein junger Schriftsteller, der aus der Schule des Herrn Hamann“ kam und diesen zu Klotzens höchstem Aerger in den „Fragmenten“ als einen Originalschriftsteller gepriesen hatte! „Mit Vergnügen, so hatte er einst an Klotz geschrieben, sehe ich der Bibliothek der schönen Wissenschaften entgegen, die unter Ihrem Namen angekündigt ist, und mit noch grösserem Erwarten der Recension, die Sie über meine Fragmente ankündigen.“ Die Recension erschien (Erster Band. S. 161 fg.) und war ganz dazu angethan, Herder auf das Empfindlichste

zu verletzen. Gegen seinen Willen war sein Name, mit dem Versteck zu spielen seine besondere Liebhaberei war, und noch dazu mit allerhand persönlichem Klatsch verbrämt, dem grossen Publikum Preis gegeben worden, und das bischen hohle Lob musste ihn eben so verstimmen wie der oberflächliche Tadel. „Ueber mein Buch — so schrieb er voll Bitterkeit an Nicolai — hat jeder Thor und Weise sich mit 2 Gr. das Recht erkauft, Kluges und Närrisches zu sagen, was er will: aber über meine Person und Absichten — niemand! um der ganzen Welt willen Niemand." Bald darauf scheute Klotz sogar vor einem Schurkenstreich nicht zurück, um Herder einen Tort anzuthun, der den nervösen Autor auf das äusserste erbitterte. Riedels Indiscretion, der „auf Schleichwegen" in die bevorstehende zweite Ausgabe der Fragmente „hineingeschielt" hatte, haben wir schon erwähnt; auch Klotz hatte sich in den Besitz eines aus der Druckerei gestohlenen Exemplars zu setzen gewusst, und ehe das Buch überhaupt ausgegeben war, erschien bereits im ersten Stücke des Jahrgangs 1769 der Bibliothek (III. S. 119—138) eine höhnische Recension, durch welche Herder fortan jeder Rücksicht gegen den einst von ihm bewunderten *genius saeculi* zu Halle entbunden war. „In Ansehung des dictatorischen, intoleranten, gebieterischen, groben und spöttischen Tones hat es Herr Herder so weit gebracht, dass manche, die zuvor die einzigen in dieser Art waren, nun sagen können: auch Herder ist worden wie unser einer! Schade, dass er auch in der Unverschämtheit es ihnen gleich thun will" — in diesem Tone sprang Klotz mit dem Verfasser der Fragmente um, der nun

seinerseits in höchster Entrüstung seinen Verleger Hartknoch bewog, die gesammte neue Auflage der ersten Sammlung unter Siegel und Verschluss zu legen, so dass dieselbe bei seinen Lebzeiten nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. So blieb denn auf Klotz der Fluch der Lächerlichkeit sitzen, ein nicht erschienenes Werk beurtheilt zu haben, aber der Preis war freilich hoch, da nun das Werk zu einer Zeit, „wo es neu hervortretend die besten Wirkungen hätte hervorbringen können"[24]) lebendig begraben war.

Und nun zog auch Herder in seinen antiklotzischen Kritischen Wäldern ungestüm und weitschweifig, gereizt und polternd gegen den kritischen Machthaber zu Felde, zerpflückte Klotzens „Ding über die Münzen", nahm die *Acta litteraria* vor und charakterisirte an ihnen die schaale, in Phrasenlatein gehüllte Kritik der Klotzianer. Der getreue Flögel spottete in einem Briefe an Klotz[25]) über den „Waldbruder" Herder, der unter der Nebelkappe unsichtbar zu werden suche, weil die Welt seinen Unsinn kenne und rief dem Hallischen Bibliothekar ermuthigend zu: „Sie, vortrefflicher Freund, sind muthig genug, allen Cabalen feiler Kunstrichter Trotz zu bieten, und es ist ein wahres Glück für Deutschland, dass Sie sich der gemeinen Sache der Litteratur so männlich angenommen haben." Klotz selbst, der inzwischen zu merken begann, dass es mit seiner erschlichenen Herrlichkeit so ziemlich vorbei sei, wusste nur noch mit Grobheiten zu antworten. „Man hat, so schrieb er in der Bibliothek (III, 334 fg.) in verschiedenen Schriften Herr Herdern für den Verfasser dieser Tractätlein ausgegeben. Ausser andern Umständen macht dieses der Ton, welcher in denselben herrscht, noch

mehr als wahrscheinlich. Jene dictatorische Sprache, welche alles für neue Wahrheiten ausgiebt und mit einem Ja! oder Nein! Verdienste in einem Augenblicke entscheidet: die viel bedeutende Miene, mit der der Verfasser seine Griechische Gelehrsamkeit überall ankündigt und die armseelige Beschaffenheit derselben, die doch zugleich überall hervorblickt, so wie beym bettelnden Edelmann die Dürftigkeit unter dem rothen Mantel: die Kunst, triviale Sätze in einen Wortschwall einzukleiden und tausendmahl gesagten Dingen den Schein der Neuheit zu verschaffen, endlich gewisse eigenthümliche Ungezogenheiten, die er sich gegen Schriftsteller erlaubt, welche das Unglück haben, bey Seiner Critischen Herrlichkeit nicht in Gnaden zu sitzen — wem ist dies alles eigner als Herr Herdern? Meinetwegen mag er diese Schriftgen so oft abläugnen als er will. Er kann glauben, dass er mit allen Floskeln der magischen Beredtsamkeit die Gründe nicht entkräften soll, die mich bewegen, ihn für den Pflanzer dieser Wälder zu halten. Schlimm genug für einen Autor, wenn er sich schämen oder fürchten muss, sich zu dem Werke seiner Hände zu bekennen.“ Als Herder darauf auf's Neue ausholte, um auch das Buch von den geschnittenen Steinen kritisch zu beleuchten, da kam ihm der erste Band von Lessings Antiquarischen Briefen zur Hand, den er mit einem Jubelrufe begrüsste. Er konnte nun das vierte Wäldchen ruhig zurückhalten — er wusste, dass wenn Lessing sich einmal mit Klotz abgegeben, er ihn auch völlig zu Boden bringen werde. Zudem wurden die ferneren Angriffe der Klotzianer so würdelos, dass er schon um seiner Würde willen zum Schweigen gezwungen war.

Auch Lessing unterliess die Fortsetzung der Antiquarischen Briefe. Mit der Abhandlung vom Tode gab er den Streit gegen Klotz auf und ersparte diesem damit die allerärgste Beschämung, die er noch für ihn *in petto* hatte. Denn er konnte als letzten Trumpf den handgreiflichen Beweis liefern, dass Klotz nicht allein Winckelmann und Lippert geplündert, sondern dass er auch auf das Schamloseste den von ihm immer mit ausgesuchter Geringschätzung behandelten Christ ausgeschrieben hatte. Aber es bedurfte auch dieses letzten Strafgerichts nicht mehr; denn mochte Klotz selbst den Kopf noch so hoch tragen und mit erzwungenem Gleichmuth dem Domherrn von Rochow schreiben, ihm scheine, „der Zank werde Lessingen die wenigste Ehre machen“, mochten seine Freunde immerhin von einer Wiener Berufung fabeln und ihren Meister im Geist schon mit dem Freiherrntitel geschmückt sehen — in den Augen aller anständigen Leute war dieser fortan ein toter Mann; seine Herrschaft war zu Ende; sein erschlichener Ruhm gründlich zerstoben.

Und für dieses wirksame Strafgericht war, wie Erich Schmidt mit Recht bemerkt, die gesammte Wissenschaft, die gesammte Litteratur Deutschlands Lessing zu gleichem Danke verpflichtet. „Denn nicht auf das eine Buch von geschnittenen Steinen, nicht auf das eine Journal, nicht auf den einen Mann kam es an, sondern auf die sittliche Würde unserer Universitäten, unserer Kritik, unserer Belletristik. Ein Litterat ohne Sold und Amt hatte die deutsche Gelehrtenehre gerettet.“ Es ging nun wie ein Aufathmen durch alle litterarischen und gelehrten Kreise,

und alle Welt fühlte instinctiv, dass an dem Manne Nichts mehr zu retten war. Und nun boten gerade die allernächsten Freunde des Gestürzten der Welt ein Schauspiel zum Erbarmen. Feige drückten sich die Einen leise von dannen, andere fielen ganz offen ab, ja der schäbige Professor Hausen war gar gesinnungslos genug, gleich nach Klotzens Tode eine wahre Schandschrift als Biographie seines Freundes auszubieten und darin mit cynischem Behagen die ganze Gemeinheit der Sippe zu enthüllen. „Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publikum hingelegt!" — so schrieb Goethe über das Hausen'sche Buch in den Frankf. Gel. Anzeigen von 1772.[26]) „Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht, und seine missgestallte Nacktheit an eine Landstrasse hingeworfen, den Augen des Publikums prostituirt, und Vögeln und Hunden preisgiebt?"

So war denn für Klotz selbst sein früher Tod, der Lessing ernsthafter machte, als er je gedacht hatte, und in dem Nicolai ein „schreckliches Exempel" erblickte für die, die der Schule zu geschwind entlaufen, eine wahre Erlösung. Denn auch in Halle selbst war zuletzt kein anständiger Mann mehr mit ihm umgegangen. Nach kurzer Krankheit starb der erst Dreiunddreissigjährige am letzten Tage des Jahres 1771.

Die Tage der Deutschen Bibliothek waren schon vorher gezählt; unterm 12. September 1771 hatte Klotz ein Avertissement an das Publikum veröffentlicht des Inhalts, dass die Bibliothek mit dem 24. Stück aufhören und an ihrer Stelle von der nächsten Ostermesse ab ein

Magazin der Deutschen Critik erscheinen werde. „Blos reine, aufrichtige Liebe zur Wahrheit, und ein lauterer Eifer, den guten Geschmack unter seiner Nation auszubreiten, muss die Seele dieser Critik seyn.“ Diese Klotzische Erbschaft fiel nun Schirach zu. „Der Rest der Klotzischen Schauspielergesellschaft, so spottete der junge Goethe[27]), packt das übrige Geräth auf ein neues Fuhrwerk, wozu J. J. Gebauer abermal die Vorspann hergiebt, und fährt nun unter dem Namen der Schirachischen Bande in der Welt herum. Die Herren, dem Geiste ihres Meisters getreu, fahren, wie Er, fort, Gleim, Wieland und Jacobi ungeheure, aber nichts bedeutende Complimente herzusagen; Klopstocken bey Gelegenheit Deutsch und Richtigkeit der Metaphern beyzubringen; Herdern als einen der schlechtesten Köpfe dem Publiko kennen zu lehren und wie alle die Knabenstreiche weiter heissen mögen, die wir uns schämen herzunennen.“

Die Leitung der Gelehrten Zeitungen übernahm vom neuen Jahre ab Dr. Philipp Ernst Bertram, der gleich in der Vorrede durch eine unumwundene Erklärung völlig mit der Vergangenheit brach und alle Verantwortlichkeit an den bisherigen Händeln des Blattes von sich abwälzte. „Um alle unnöthige und für vernünftige Leser höchst unangenehme Zänkereyen noch mehr zu verhüten, so erkläre ich hierdurch im Namen unserer aller, die wir an diesen gelehrten Zeitungen arbeiten, dass wir an den vorigen Streitigkeiten, welche etwa in diesen Blättern geführet worden sind, keinen Antheil nehmen, indem wir niemals einigen daran gehabt haben.“ Als eigentlicher

Redacteur fungirte, wie schon unter Klotz, der Professor der Jurisprudenz Georg Samuel Madihn, welcher schon das letzte Drittel des vorigen Jahrgangs fast ganz selbständig redigirt hatte. Denn es war zwischen ihm und Klotz damals zu ernsten Zerwürfnissen gekommen, in Folge deren sich der Letztere grollend zurückgezogen hatte. Und zwar ist wohl der Grund des Conflicts in Klotzens Theaterkritiken zu suchen. Madihn, der zu den energischsten Gegnern der Komödie gehörte, konnte von seines Collegen Dithyramben auf Döbbelin und seine Truppe unmöglich erbaut sein. Hatte er doch in einem Gutachten schlechtweg decretirt, „dass die *Comoedia* vor junge Leuthe auf einer Universität eine wahre Pest“ sey und sehnlichst gewünscht, „dass Halle von diesem Uebel künfftig möge verschonet werden“, und ein anderes mal, kaum minder schroff, sein Urtheil dahin formulirt: „Es ist vor Akademien nicht leicht eine schädlichere Sache, als die Comödie, und dass solche die Sitten bessern sollte, ist ein süsser Traum.“

Die erste Pflicht der neuen Redaction war, dem bisherigen Leiter des Journals den Nekrolog zu schreiben, eine Pflicht, der sie sich in ein paar kahlen und nichtssagenden Zeilen an der Spitze des ersten Stückes entledigte. Kühl bis ans Herz notirte sie die sämmtlichen Titel und Würden des „zum unersetzlichen Verlust für die Litteratur“ verstorbenen Herrn Geheimderaths und schloss mit ein paar trockenen Daten über seine letzte Krankheit. Nur ein Mann, Einer, „der nicht bloss Dichter, sondern rechtschaffener Mann“ zugleich war, — nämlich der Pastor Lange in Laublingen — hatte den Muth, sich in den Gelehrten Zeitungen zu dem einstigen Freunde zu bekennen,

während im Uebrigen der Lieutenant v. Hagen, der Herausgeber der Briefe an Klotz, nur zu Recht hatte, wenn er bitter bemerkte, „es scheint, als wenn viele, die ihren ganzen Ruhm Klotzen zu danken hatten, sich jetzt schämen wollten, sich öffentlich als seine Freunde zu bekennen.“ Lange aber sang dem Toten nach:

Hinweg, du Schwarm verhasster Thoren!
Entweich aus dem geweihten Hayn!
Dies Grab, zum Heiligthum erkohren,
Deckt Klotzens ehrenvoll Gebein.
Hier schlagen den entblössten Busen,
Hier weinen laut die Griech'schen Musen,
Der Gott der Dichtkunst sieht herab,
Und seufzt, und schweigt und weint herab.

Ja er machte von dem *de mortuis nil nisi bene* den weitesten Gebrauch, indem er gar betheuerte:

Die Wahrheit gräbt mit scharfem Meissel
Sein Lob in ewigen Porphyr.
Der Satyr wirft voll Zorn die Geissel
Aufs Grab und ruft: Nun ruhe hier!
Wer wird dich künftig würdig tragen,
Und Thoren vom Parnass verjagen?
Nun dringe zu, du Midas-Heer,
Der, den du scheutest, lebt nicht mehr.

Und noch Einer hatte sich nicht jeder Pflicht der Dankbarkeit entschlagen, nämlich Georg Jacobi.

Dieser weichliche Frauendichter war im März 1766 auf Betreiben von Klotz als ausserordentlicher Professor der Philosophie und Beredtsamkeit nach Halle berufen worden. „Ich habe Herrn Klotz — so schrieb er später in einem wehleidigen Briefe an Gerstenberg[28]) — nicht nur meine erste Liebe zu den Musen, meine Professorstelle in Halle,

sondern tausend wahre Gefälligkeiten zu danken.“ Die Bekanntschaft beider stammte aus Göttingen, wohin der junge Düsseldorfer Kaufmannssohn im Wintersemester 1762 zurückgekehrt war, nachdem er bereits vier Jahre zuvor dort sein theologisches Studium begonnen, dann aber dasselbe in Helmstedt mit dem der Jurisprudenz vertauscht hatte. Seine poetischen Versuche und seine dürftige lateinische Dissertation über den Tasso hatten ihn dem zwei Jahre älteren Göttinger Professor empfohlen, und dieser Virtuose im Partei- und Coteriewesen kannte seine Leute und wusste sie klug zu behandeln. Er hatte es bald heraus, dass in dem schwächlichen, zart organisirten Jüngling ein gut Theil Eitelkeit steckte und wusste den im Grunde harmlosen Lyriker so zu umschmeicheln, dass dieser im blindem Vertrauen seiner Gefolgschaft sich anschloss. Als dann Klotz 1765 dem Rufe nach Halle gefolgt war, jammerte Jacobi in sehnsüchtigen Briefen dem zum Hofrath Avancirten nach; er fühlte sich vereinsamt und malte sich auf's lieblichste aus, wie reizend das sein müsse, wenn seine philosophische Ruhe zuweilen durch einen Freund wie Klotz oder durch ein — „artiges Mädchen“ gestört werde.

Er sollte es denn auch bald erfahren, wie nützlich es sei, sich der Freundschaft eines Klotz zu erfreuen. Der Sechsundzwanzigjährige wurde auf Empfehlung seines einflussreichen Gönners nach Halle berufen, wo er sein Amt mit einer Schrift „*de lectione poetarum recentiorum pictoribus commendanda*“ *(Halae 1766)* antrat. Klotz hielt dem neuen Collegen in seinen Gelehrten Zeitungen (1766. S. 203) eine feierliche Begrüssungsrede, die er mit dem Wunsche

schloss, „dass durch eine weitere Ausbreitung des Geschmackes an den schönen Wissenschaften man endlich einsehe, dass sie mehr in sich begreifen, als einige tausend lateinische und griechische Vocabeln und dass die Kenntniss der Künste von ihnen nicht getrennt werden könne“. Jacobi las u. A. über Tassos befreites Jerusalem, scheint jedoch, gerade so wie sein Gönner, seinen Lehrberuf nicht allzu ernsthaft genommen zu haben. Eindringendes und nachhaltiges Studium war nicht seine Sache; weder die Theologie noch die Rechtswissenschaft hatten ihn zu fesseln vermocht, und nun kostete er ganz nach Laune und Belieben in den neueren Litteraturen herum, ohne Ausdauer und Concentration, umbekümmert um den Beifall seiner Studenten, aber um so begieriger nach den Lorbeeren, die ihm die zarten Hände schöngeistiger Damen ums Haupt wanden. Zwar einen kleinen Rest theologischen Interesses hatte er sich noch bewahrt, wie seine später in Halberstadt gedruckten Predigten beweisen, aber Wieland hatte nicht so ganz Unrecht, wenn er dieselben scherzend als puren verfeinerten Epicurismus und als Philosophie der Grazien charakterisirte. Im Uebrigen schwamm er lustig in dem geselligen Strome mit, schüttelte als flinker Versemacher seine tändelnden Liederchen nur so aus dem Aermel, machte den Hallenser Schönen den Hof und suchte empfindsame Frauenseelen durch seinen süsslichen Singsang zu umgarnen. Er erfreute sich der Gönnerschaft einer Fürstin von Anhalt-Bernburg und war vor Allem in „Signor Klotzens“ Hause als willfähriger Parteigänger allzeit willkommen. Glücklicherweise bewahrte ihn der gesunde sittliche Kern seines

Wesens vor den gefährlichsten Einflüssen dieses frivolen Genussmenschen.

Für die poetische Richtung Jacobis wurde seine Bekanntschaft mit Gleim von entscheidendem Einfluss. Der junge, schmiegsame Hallische Docent hatte den berühmten preussischen Grenadier im Bade Lauchstädt kennen gelernt, und Gleim hatte, onkel- und gönnerhaft wie immer, sich rasch des schüchternen Dichters angenommen, hatte die zärtlichsten Complimente nicht gespart und so im Sturm das Herz des „deutschen Gresset" sich erobert. Dieser nahm nun vollends den Amor ausschliesslich für sich in Pacht und suchte mit Gressetscher Zierlichkeit die Wielandsche Grazienphilosophie in Lieder auszumünzen, Und wollte einmal die Phantasie erlahmen, so half der Halberstädter Kanonikus liebevoll nach, indem er den Freund mit dem Bilde eines schlafenden Mädchens oder dem einer badenden Venus beglückte. Auch der Herr Geheimrath Klotz liess es diesem zuckersüssem Getändel an Beifall nicht fehlen, hatte er doch selbst eine förmliche Biographie Amors geschrieben und in der Einleitung Jacobi, „einem seiner geliebtesten Freunde", der mit der Geschicklichkeit eines Watteau oder Boucher die Hauptumrisse entworfen habe, zärtlich geschmeichelt. Kein Wunder, dass derlei zierliche Siebensächelchen besonders den Damen gefielen und dass gerade die Huldigungen von dieser Seite den Dichter in seinem Spiel nur bestärkten. Mit lahmem Witz verspottete er die Nachtreter Youngs in einer „an den Herrn Geheimrath Klotz" gerichteten poetischen Epistel, welche diesen so entzückte, dass er sie in seiner Bibliothek abdruckte [29]). Jacobi hatte nämlich.

auf dem Hügel seines Landhauses sitzend, trübe Gedanken gehabt, die darin gipfelten, dass die Deutschen es gar nicht verdienten, dass man ihnen frohe Lieder singe. Da fasste er den erschrecklichen Entschluss, alle seine Liebesgötter abzudanken und etwas so Melancholisches zu schreiben, dass allen seinen Lesern angst und bange werden sollte. „Die langen, schrecklichen, halb griechisch und halb deutschen Worte, die zu Nachtgedanken nöthig sind, setzt' ich auf einen Zettel zusammen und mit diesem Talisman ging ich aus, eine zur Begeisterung geschickte Gegend zu finden.“ Er wandelte also zu den Ruinen von Giebichenstein, wo ihm seine künftige Muse in Gestalt eines possirlichen, in stolpernden Hexametern redenden Männchens erschien, das ihm allerhand von Sterbeglocken und trauernden Cypressen vorfaselte. Um diese melancholischen Eindrücke noch zu steigern, schritt er dann weiter nach dem Kirchhofe, wo er jedoch zu seiner Ueberraschung seinen kleinen Freund Amor wiederfand, der ihn mit einer wohlgesetzten gereimten Predigt erfreute, deren Moral also lautete:

Ein Weiser lerne sich und eine Welt beglücken,
Und selbst auf Gräbern Rosen pflücken!

Das charakteristischste Document der Freundschaft zwischen Gleim und Jacobi sind die „Briefe des Herrn J. G. Jacobi“ (1768), denen noch im gleichen Jahre die „Briefe der Herren Gleim und Jacobi“ folgten — alberne, überschwängliche Freundschaftsepisteln, bald ganz durchgereimt, bald in Poesie und Prosa abwechselnd. Amor guckt den Schreibenden über die Schulter; in die Schilderung kleinlicher Nichtigkeiten mischen sich zarte Allegorien ein; der süssliche Schmeichelton ist nicht

selten von grotesk-komischer Wirkung. Da wimmelt es von Grazien, Najaden und Nymphen; da schicken sie sich wie Verliebte Küsse zu und drücken mit der „süssesten Empfindung“ die Briefe des Freundes an die Lippen. Als „alberne Freundschaftsliebelei“ charakterisirt Gervinus diese Briefe und so empfanden es denn auch die männlichen Naturen unter den Zeitgenossen: Lessing spottete über das Schauspiel, das ein „alter witziger Kopf und eine alte Jungfer“ der Welt gaben; Klopstock sprach energisch seinen Unwillen über derlei läppische Tändeleien aus; Herder nannte die Halberstädter Liebesbriefchen „überschwemmt zärtlich und ekel“. Ein um so wärmeres Lob aber spendete ihnen Klotz in der Deutschen Bibliothek: „Diese Briefe waren die Wollust zweyer zärtlicher Seelen, und sie werden das Vergnügen aller Leser seyn, deren Herz sanfter und freudiger Empfindungen fähig ist.“ Und in gleicher Weise nahmen sich die Klotzischen Journale auch ferner des Dichters an, als dieser zur Abwechslung einmal zu sternisiren begann und mit seiner „Winterreise“ (1769) und der im nächsten Jahre folgenden „Sommerreise“ empfindsame Leserinnen entzückte. Als Toby wandelte er nun im Gleimschen Kreise umher, sammelte ganz ernsthaft Mitglieder für seinen Lorenzobund, die sich durch eine Schnupftabaksdose legitimiren sollten, und erregte durch diese Spielereien nicht nur den Spott Lichtenbergs, sondern musste auch den Hohn Nicolais, der ihn im „Nothanker“ als Herrn v. Säugling nicht ungeschickt portraitirte, stillschweigend erdulden. Die Sommer- wie die Winterreise sind eine ganz äusserliche Nachahmung Yoricks, ohne Laune und Humor, breit-

spurig und rührselig. Aber doch war Klotz auch hier mit seinen nichtssagenden Complimenten nicht sparsam. Die „Winterreise“ war ihm ein „allerliebstes Buch“; „der Pedant flieht vor seinen Liedern, Rabeners schwarze Ritter aus dem Reiche Latium schütteln den Kopf, und die Melancholie macht ein Kreuz“. Ebenso preist er die „Sommerreise“ als ein Buch voll zarter, liebenswürdiger Empfindungen, „wo die Weltweisheit in der anmuthigsten Sprache und mit würdigen Reizen geschmückt, vortreffliche Lehren verkündigt.“

Jacobi der sich alsbald in einem Briefe (vom 24. November 1769) für die niedliche „Lobrede“ bei seinem Gönner bedankte, musste dieses Lob um so wohlthuender empfinden, als ihm gleichzeitig Gerstenberg durch eine scharfe Kritik in der neuen Hamburger Zeitung seine winterlichen und sommerlichen Reisefreuden bitter vergällt hatte. Dass jener scharfe Ausfall nicht in erster Linie dem harmlosen Damenprediger, sondern dem Parteigenossen von Klotz galt, ist unbestreitbar, und gerade darum musste Jacobi diese Kränkung um so schmerzlicher empfinden, als er sich in seinem Herzen von jeder Theilnahme an den Klotzischen Ränken frei wusste. Der grosse Klotz hatte ihn für seine Coterie eingefangen und liess sich schriftlich und mündlich von ihm huldigen, wofür er seinerseits, getreu seiner *Do ut des*-Politik, ihn in seinen Blättern nach Herzenslust lobhudelte; über diese gegenseitige Lobesversicherung aber ging das Verhältniss beider schwerlich hinaus, da der kindlich harmlose Anakreontiker denn doch nicht der Mann war, den ein Klotz in seinen Händeln gebrauchen konnte. Mit einer naiven Unbefangenheit sonder Gleichen stand Jacobi

namentlich während der Fehde zwischen Klotz und Lessing zwischen den beiden streitenden Parteien; es klingt unsäglich komisch, wenn er dem Ersteren in einem Briefe den Wunsch ausspricht, es möchte die Zeit kommen, da er mit Klotz, Lessing und Herder in einer Rosenlaube lachen und trinken könne; wenn er ein Jahr später sehnsüchtig die Zeit herbeiwünscht, da der Herr Geheimrath ruhig unter dem Schatten seines Feigenbaums sässe; anstatt seine Lanze zu schärfen, sich neben Jacobi mit Rosen bekränzte und ihm etwas der Geschichte des Amors Aehnliches erzählte. Ja, einmal hatte Klotz sogar Anlass, über eine Unbotmässigkeit seines getreuen Jüngers zu schelten: „Sie haben Lessing in Braunschweig besucht! Den Parnasshalter! *Le Singe* den Grossen!“ -- so schrieb er ihm vorwurfsvoll, während gleichzeitig Gleim, der auch kein ganz sicherer Kantonist war, den reisenden Freund energisch ermunterte, doch ja Lessing in Wolfenbüttel aufzusuchen, um wo möglich, wenn nicht zu dem gänzlichen Frieden, doch zur gelinderen Führung des Krieges zwischen Klotz und Lessing etwas nützliches beizutragen. Ebenso hielt ihn auch der Hamburger Wittenberg für den geeigneten Mann, um eine Aussöhnung zwischen den beiden Gegnern zu vermitteln. Nun traf ihn die Gerstenberg'sche bitterböse Kritik wie ein Blitz aus heiterm Himmel und machte ihm plötzlich die schiefe Stellung klar, in welche ihn, das friedfertigste Geschöpf auf der Welt, die Zugehörigkeit zur Klotzischen Partei gedrängt hatte. Er richtete an den gestrengen Recensenten einen halb gekränkten, halb de- und wehmüthigen Brief, in welchem er sogar von den Thränen zu

erzählen wusste, die ihm jene Kritik ausgepresst habe, und in welchem er im Weitern pathetisch versicherte, dass er sich nie in Klotzens Streitigkeiten gemischt habe. Vollends an der kränkenden Behandlung, die Gerstenberg in den Klotzischen Blättern erfahren habe, sei er völlig schuldlos. Das Alles war ehrlich und correct, nur kam es in einem so rührseligen Tone heraus, so weinerlich und frauenzimmerhaft, dass er damit nur aufs Neue den Spott der Schleswigschen Fraction herausforderte. Klotz sprang ihm natürlich hülfreich bei, machte aber dadurch die Sache seines Klienten nur noch schlimmer. War Jacobis drittes Wort immer sein gutes Herz, so malte nun Klotz um des Contrastes willen das Herz des Recensenten mit den schwärzesten Farben: „Wahrhaftig! einen Jacobi zu tadeln ist nur das Herz fähig, welches einen Ugolino hervorzubringen fähig war.“[30])

Inzwischen war es den Bemühungen Gleims gelungen, den Freund nach Halberstadt zu ziehen,[31]) wo sich in dem Hause des wohlwollenden Junggesellen nach und nach eine ganze Colonie junger, aufstrebender Talente versammelte. Im Dezember 1768[32]) siedelte Jacobi als Kanonikus des Stifts St. Mauritii und Bonifacii dorthin über. Zu thun gab's dort nichts als die Erfüllung von ein paar leeren, aus katholischer Zeit überkommenen Formalitäten: er musste in der Noviziatsprobe zwei Nächte, die er zu einem Liebeslied an Bellinde benutzte, in der Kapitelstube bei der Kirche schlafen — das war Alles. Die Verbindungen mit Halle lockerten sich von da ab mehr und mehr und nur seinem einstigen Gönner Klotz hielt er die Treue. Gleich nach seinem Einzuge in Halberstadt nahm

er noch einmal (am 27. December 1768) schriftlich von ihm Abschied: „Sagen will ich Ihnen — so schrieb er — dass unser Abschied mich auf das lebhafteste gerührt hat; dass ich für die tausend mir erwiesenen Proben der aufrichtigsten Freundschaft Ihnen danke; dass die Erinnerung an die mit Ihnen zugebrachten Jahre mir immer schätzbar seyn, und Ihre Liebe beständig zu meiner Glückseligkeit gehören wird. Vergessen Sie, liebster Freund, Ihren Jacobi nicht, den Sie wenigstens als einen ehrlichen Mann kennen und der einer wahren Zärtlichkeit fähig ist.“ An den Klotzischen Blättern nahm er nach seinem Weggange von Halle keinen Theil mehr, und man kann es in seinen Briefen deutlich zwischen den Zeilen lesen, wie ihm der Klotzische Grundsatz des „Wie du mir, so ich dir“ von Grund aus zuwider war. Aber er war nicht der Mann, um nach dem schmählichen Sturze des einst Gefeierten fahnenflüchtig zu werden und sich aller Pflichten der Dankbarkeit zu entschlagen. Aber freilich war's nun wieder komisch genug, wie er, nachdem Hausen die schmutzige Wäsche der Klotzianer auf dem offenen Markte ausgebreitet und auch ihn in seinen Klatsch hineingezerrt hatte, wie er nun sein gutes Herz und seine harmlose Seele in einem rührenden Briefe an Frau von La Roche[33]) herausstrich, sich auf einer Garbe sitzend und unter dem Gesange zweier Vögel als edlen, warmen Menschenfreund, als echten, weisen Tugendfreund und des Lasters strengen Feind aufspielte und schliesslich den ganzen Handel einer Frau zum Urtheilsspruch unterbreitete. Des jungen Goethes Spott über diese seltsame Beichte war wohlverdient: „Herr Jakobi und sein gutes Herz; das gute Herz und Herr

Jakobi; die ein grosser Theil des Publikums mit uns von Herzen satt ist.“ [34])

Das war der Klotzischen Tragödie lustiges Nachspiel.

3. Karl Friedrich Bahrdt.

Am 28. Mai 1779 kehrte im „Kronprinzen“ zu Halle ein Reisender ein, der mit Weib und Kindern und geringem Gepäck von Dürkheim an der Haardt kam. Er war ein Mann von achtunddreissig Jahren, ein Doctor der Theologie, dessen Name allenthalben so bekannt wie berüchtigt war. Auch in Halle hatte es sich rasch wie ein Lauffeuer verbreitet, der Doctor Bahrdt sei angekommen, und wo sich dieser auf der Strasse sehen liess, da zeigten die Leute mit Fingern auf ihn oder gingen ihm scheu aus dem Wege.

Er war nicht zum ersten male in der alten Musenstadt an der Saale, denn schon im Jahre 1768 hatte der junge Leipziger Magister, der wegen eines höchst unsauberen Handels Elternhaus und Amt hatte verlassen müssen, ein paar Wochen bei seinem Freunde, dem Professor Klotz, zugebracht, durch dessen Begünstigung ihm dann eine Professur in Erfurt zugefallen war. Nun war er nach elf Jahren, schiffbrüchig, hierher zurückgekehrt, wie „ein Bettler, ohne Amt, ohne Aussicht“, nur im Vertrauen auf den duldsamen Philosophen auf dem preussischen Königsthrone, von dem der innerlich und äusserlich gebrochene Mann eine letzte Zuflucht hoffte.

Ein wirres und abenteuerliches, durch eigene Schuld verwüstetes Leben lag hinter ihm. Er stammte gleich

dem drei Jahre älteren Klotz aus Bischofswerda in der Oberlausitz, wo er am 25. August 1741 geboren war. Wenige Jahre nach seiner Geburt war sein Vater, der sich einst als junger Candidat durch eine improvisirte Strohkranzrede die Gunst des Grafen von Hohendorf, des Präsidenten des Dresdener Oberkonsistoriums, erworben hatte, als Prediger und Professor nach Leipzig versetzt worden, und hier hatte sein Sohn, der von den Leipzigern als eine Art Wunderkind angestaunt wurde, bereits mit fünfzehn Jahren die Universität bezogen, war rasch nach einander Doctor der Philosophie und Magister geworden, trug schon als Neunzehnjähriger Dogmatik vor und predigte unter grossem Beifall in der Peterskirche, an der ihm eine der vielbegehrten Katechetenstellen zu Theil geworden war. Er war damals durchaus rechtgläubig, orthodox schlechtweg; er hielt rechtgläubige Predigten, betete fleissig und hütete sich ängstlich vor jedem Luftzuge der Kritik, so dass gar der Hauptpastor Goeze in Hamburg ihn mit Wohlgefallen betrachtete und zu einer Wahlpredigt einlud. Aber wenn etwas, so beweist gerade die Schilderung, die wir von ihm selbst über sein damaliges Leben und Treiben und über das seiner nicht minder rechtgläubigen Umgebung besitzen, wie die altersschwache Orthodoxie jede Fähigkeit verloren hatte, die Heilsthatsachen des Christenthums zu lebendiger innerer Aneignung zu bringen, wie sie jedes religiöse Leben aufgesogen, wie sie als sittliche Macht, die im Volksleben wirksam sein sollte, völlig bankerott gemacht hatte. All der rechtgläubige Eifer des jungen Magisters war nichts als angelernter orthodoxer Jargon ohne jedes religiöse Pathos, war ödeste Scholastik, die ein

feineres religiöses Empfinden nicht aufkommen liess. Das bischen Phantasie und Mystik bethätigte sich lediglich darin, dass der so orthodoxe wie lüderliche Student als betrogener Betrüger mit dem Zauberbuche „Fausts Höllenzwang" experimentirte,[35]) und auch das nicht etwa aus faustischem Durst nach Erkenntniss, sondern nur in der unklaren Hoffnung, vielleicht Schätze dadurch zu gewinnen und reichlicher von den verbotenen Früchten geniessen zu können, die dem vom Vater sehr knapp gehaltenen Jüngling zu seinem Kummer versagt waren. Denn weder seine bewusste Rechtgläubigkeit noch die Würde des allzu früh erlangten Amtes vermochten ihm einen sittlichen Halt zu geben; ja er gab sogar schliesslich durch einen in die Oeffentlichkeit gedrungenen schmutzigen Vorfall derartig Aergerniss, dass er fortan in Leipzig unmöglich war.

Da bot der Geheimrath Klotz in Halle dem Flüchtling die rettende Hand dar. Er hatte mindestens ein ebenso weites Gewissen wie sein Schützling und erfreute mit besonderer Vorliebe sittlich brüchige Naturen mit seinem Wohlwollen. Er war gerade dabei, die neu hergestellte Universität zu Erfurt mit seinen Kreaturen zu besetzen, und was dem leichtfertigen Riedel recht war, das war dem nicht minder leichtfertigen Bahrdt billig. Er wurde — nicht zu seinem Glücke — als Professor der biblischen Alterthümer an die kurmainzische Hochschule berufen, wo sich Riedel freundschaftlichst seiner annahm und ihn in den dort herrschenden Genieton einweihte. Denn ein gut Theil der dortigen Gesellschaft trug alles Fratzenhafte des Geniethums an sich, nur ohne die idealen Züge jener bewegten Strebezeit, ja in den Kreisen, in denen die

jungen Professoren zu verkehren pflegten, war ein so unglaublich gemeiner Ton gäng und gäbe, dass selbst Bahrdt anfänglich eine Art Schamgefühl empfand und von dem abgehärteten Riedel wie ein blöder Schäfer verspottet wurde. Doch da er gelehrig war, so hatte er diese Anwandlung von Prüderie rasch wieder abgeschüttelt und schwamm nun lustig mit in dem trüben Gewässer dieser Erfurter Geselligkeit. Er verpuffte seinen Witz hinterm Glase Wein, sprach mit den Damen im Tone eines Fuhrmannes und machte es als Docent, trotz seiner äusseren Vielgeschäftigkeit, gerade wie die Klotz und Riedel, da ja auch das Faulenzen zum Genieton gehörte. In all seinem Thun und Treiben herrscht dieselbe Verwirrung aller sittlichen Begriffe, wie sie dem ganzen Sturm und Drang eigen war; kommt aber bei den jungen Dichtern dieser Genieperiode immer wieder ein idealer Grundzug zum Durchbruch, sind sie in ihrem dunkeln Drange schliesslich doch des rechten Weges sich bewusst und wissen sie aus allen Wirren und Irrungen wenigstens reichen poetischen Gewinn zu ziehen, so ist bei dem Theologen alles ins Kleine und Gemeine verzerrt, alles ungesittet, rüde, geist- und gemüthlos.

In seinem ganzen Leben ist nie und nirgends von Herzenskämpfen die Rede, da ist nichts von ächter Leidenschaft, nichts von Langen und Bangen zu spüren; alles ist roheste Sinnlichkeit auf der einen und kühle Berechnung auf der andern Seite. Für den Menschen Bahrdt ist nichts charakteristischer als die Vorgeschichte seiner Ehe und die Geschichte dieser Ehe selbst, die uns in die in weiten Kreisen jener Tage herrschende sittliche Stumpf-

heit einen geradezu erschreckenden Einblick gewähren. Der junge Doctor der Theologie — Bahrdt hatte sich, um theologische Vorlesungen halten zu können, diese Würde in Erlangen gekauft — fühlte sich in den knappen Verhältnissen bedrückt und beengt; seine Einnahmen reichten für seine Bedürfnisse bei weitem nicht aus, und um dieser Misere ein Ende zu machen und aus seinen Schulden herauszukommen, spähte er eifrig nach einer reichen Heirat aus, wobei ihm geschäftige Freunde hilfreiche Hand leisteten. Bald wird ihm diese, bald jene wohlhabende Witwe empfohlen und mit einem Cynismus ohne gleichen zieht er von einer Brautschau zur andern. Schliesslich muss auch Herr Geheimrath Klotz sich einen Kuppelpelz verdienen wollen. Er hat in Halle eine vermögende Witwe ausgekundschaftet, und Bahrdt eilt schleunigst dorthin, um am Schlusse einer widerlichen Schäferstunde zu erfahren, dass leider das Vermögen der Dame im Monde liege. Die Scene, da „Signor“ Klotz als Heiratsvermittler und der Erfurter Professor der Theologie als Heiratscandidat bei einer Punschbowle über dies Geschäft verhandeln, ist von grotesker Wirkung und charakterisirt die beiden dunkeln Ehrenmänner auf schlagendste.

Auch sonst hatte Bahrdt seinem Gönner mancherlei abgelernt. Mit Riedel zusammen „sudelte“ er fleissig in den Klotzischen Blättern und in der Filiale jener Hallischen Recensiranstalten, der „Erfurter Gelehrten-Zeitung“; er ging Riedel bei den unverschämten „scurrilischen Briefen“ zur Hand und verschmähte kein Mittel, um sich zu Ruf und Ansehen emporzuschreien. Und dazu mussten ihm auch seine theologischen Vorlesungen dienen, zu denen er

sich gegen den Widerspruch der Facultät die Erlaubniss vom Statthalter ertrotzt hatte. Er las hier wie in Leipzig Dogmatik, die allerdings von jener früheren gründlich verschieden war. Er, der sich mittlerweile mit den landläufigen Gemeinplätzen der Aufklärung von der kirchlichen Autorität befreit zu haben glaubte, trug nun den Genieton auch in den theologischen Hörsaal; er witzelte über die Erbsünde, baute sich seine eigene Dreieinigkeit und seine eigene Lehre von der Rechtfertigung auf und liess sich keine Gelegenheit entgehen, durch Spöttereien und frivoles Witzeln die Erfurter Theologen zu reizen. Alles war unreif, leichtfertig und in der Form würdelos, wie er denn später selbst zugab, dass vor allem sein „dreister Ton“ die Theologen empört habe.

Das, was er an Kritik vortrug, war ja in der That noch höchst zahm und bescheiden. Noch fiel es ihm nicht ein, an der Aechtheit der göttlichen Offenbarung zu rütteln, nur an den Aussenwerken begann er abzubröckeln, einzelne Dogmen abzuschwächen und umzudeuten. Vielmehr war das, was den Kampf hervorrufen musste, in erster Linie das Wie dieser Vorlesungen, war der gänzliche Mangel an Ernst und Würde, der dreiste, bramarbasirende Ton und der leichtfertige Spott, mit dem sie würdige Dinge behandelten, war die ganze Persönlichkeit des Professors, der alle seine Würde von sich geworfen hatte und sich nicht einmal die Mühe nahm, sie, ehe er vor seine Studenten trat, wieder aufzuheben. Es ist gewiss eine tragische, unzählige male dagewesene und unzählige male wiederkehrende Erscheinung, dass jemand durch Druck und durch Zerren, durch Hetzen und Entstellen zu rückhaltloser

Bekenntnissablegung gezwungen wird, während er selbst sich hätte dabei beruhigen können, die Wahrheit in der Form der dogmatischen Hülle zu reichen und die Wahrheit ohne Hülle esoterisch für sich zu behalten, und es ist schon mehr als einer durch solches Zerren und Pressen von Aussen weiter nach links gedrängt worden, als er selbst wollte. Von Bahrdt aber war es eitel Flunkerei, wenn er sich später in seiner Selbstbiographie (II, S. 53 ff.) zu dem „schnöden" Geständniss fortreissen liess: er glaube, dass er lebenslang der Orthodoxie treu geblieben sein würde, wenn er nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. „Aber — fährt er fort — die Vorsehung wollte einmal einen Bestürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viel Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich musste unaufhörlich von Ketzermachern gereizt, von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen aufgingen, und die Zerstörung der Quelle aller Verfolgungssucht — ich meine die positive Religion — der bleibende Zweck meines Lebens wurde." Dass schliesslich die Erfurter Theologen nicht eben glimpflich mit ihm umgingen, ist bekannt, und es war nichts weniger als klug, wie sie einem solchen Gegner gegenüber verfuhren; aber stellte Bahrdt sich später als den Verfolgten und Angegriffenen dar, so war das eine dreiste Fälschung der Thatsachen, durch die er zudem seine theologische wie religiöse Stellung in eigenthümlicher Weise beleuchtete.

So war seine Erfurter Stellung auf die Dauer unhaltbar, und er begrüsste einen im Jahre 1771 an ihn ergangenen Ruf nach Giessen als vierter Professor der Theologie

und Prediger an St. Pankratius wie eine Erlösung. Und da der Ruf seiner Freigeisterei ihm vorausgeeilt war und ihm dort von vornherein eine Wirksamkeit unmöglich zu machen schien, so beschloss er, den guten Giessenern zunächst einmal orthodox zu kommen und sie durch eine Komödie zu überrumpeln. Auch dieses Geschichtchen, das er selbst später mit Behagen zum Besten gab, enthüllt uns die ganze Charakterlosigkeit des Mannes, der seine theologischen Ueberzeugungen wechselte wie einen Handschuh, der sich gern als Märtyrer der Aufklärung ausschrie und dabei dem schmerzlichen Ringen der theologischen Wissenschaft kühlen Herzens gegenüberstand. Seine College Bechtold, so erzählt er[36], habe ihm zu verstehen gegeben, dass seine Orthodoxie unter der Gemeinde verdächtig sei. „Dies bewog mich, dieser Predigt einen Anstrich zu geben, der diesen Verdacht vernichten konnte. Und man weiss ja wohl, was zu diesem Anstriche gehört. Man darf ja nur *à la* Lavater den Namen Jesu recht oft ertönen lassen, so ist der grosse Haufe schon überzeugt, dass man ächtes Christenthum lehre.“ Gedacht, gethan; er machte eine „recht christliche, d. h. christusvolle Predigt, welche laute und untadelhafte Bekenntnisse der Hauptlehre des Lutherthums enthielt und übrigens durch Inhalt und Ausdruck so rührend war, dass sie unwiderstehlich von Herzen zu Herzen gehen musste.“ Und nun berichtet er wie ein Schauspieler über den Erfolg dieser Antrittsrolle auf der Kanzel zu St. Pankratius: „Da ich mein Gebet in langsamem und feierlichem Tone begann und hohe Andacht aus meinen Augen strahlte und in meiner bebenden Stimme hörbar ward, siehe, da entstund eine Stille unter

dieser gepressten Menge, und eine Aufmerksamkeit und Unbeweglichkeit, als wenn alles versteinert wäre. Kein Fuss rührte sich. Kein Mensch räusperte sich. Kein Auge verwandte sich. Manchen entfiel sogar eine Thräne." Und er fügt diesem merkwürdigen Berichte den Seufzer hinzu: „O möchten doch junge Candidaten, die dieses lesen, dieses merkwürdige Beispiel zu Herzen nehmen und hier lernen, was für Wunder die äusserliche Beredtsamkeit thut." Schlosser, der seinen Mann kannte, hat später (1776) die äusserliche Beredtsamkeit Bahrdts in seinem dritten Schreiben über die Philanthropine[37]) drastisch genug charakterisirt: „Wenn Bahrdt aufsteht und Stillschweigen gebietet und die Hände emporhebt und ein laues Gebet hersagt, so ist es zehn gegen eins zu wetten, der Junge antwortet ihm auf seine Frage, was habe ich gemacht: Du hast eine Komödie gespielt."

Das kleine Landstädtchen Giessen war damals ein armseliges Nest, eine Festung, eng genug, um zu drücken, nicht fest genug, um zu schützen."[38]) Die Universität galt als die rüdeste Deutschlands und recht eigentlich als die Hochschule des Saufens und Raufens. Was der Magister Laukhard über das dortige Studentenleben zu berichten weiss, klingt zum Theil ganz unglaublich. Der junge Goethe warnte von Leipzig aus seine Giessener Freunde vor den dortigen „akademischen Sitten", und der achtungswerthe Höpfner seufzte in einem Briefe an Boie über den Ort, wo „kaum zwei Leute von Geschmack zu finden seien." Bahrdt benahm sich auch hier wie ein formloser Kraftmensch, der durch seine lockeren Sitten überall anstiess und sorgte auch hier bald durch seine

renommistisch zur Schau getragene Freigeisterei für den nöthigen Lärm. Ueber seinen unwürdigen Lebenswandel liefen rasch wieder üble Geschichten um; in Frankfurt war er als Trinker bekannt, und bei den Worten: „Hab' so viel Durst als wie Hanswurst", welche Goethe im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" dem Lichtputzer in den Mund legte, wiesen die dortigen Kreise mit Fingern auf den Giessener Professor[39]) hin, der am liebsten bei der Flasche seinem Lebenszweck oblag, die positive Religion zu zerstören. Nicht minder beweist Goethes Anzeige von Bahrdts „Eden, das ist Betrachtungen über das Paradies" in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 19. Juni 1772, wie man dort die sittliche Persönlichkeit des professionsmässigen Aufklärers betrachtete. Spöttisch heisst es am Eingange, es gehöre die Bahrdtsche Schrift „zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberreste des Sauerteigs säubern und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen." Dann fährt Goethe fort: „Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören." Wir wissen auch, dass, als Goethe im August 1772 von Wetzlar aus die Giessener Freunde besuchte, er Bahrdt nicht gesehen und nicht gesprochen hat, und dass auch Höpfner von dem zuchtlosen Theologen sich geflissentlich fernhielt.

Gerade diese Zurückhaltung Goethes ist um so vielsagender, als auch der Giessener Professor zu den Mitarbeitern an den Frankfurter gelehrten Anzeigen gehörte.[40]) Wenn er selbst später prahlte, er habe mit Hülfe seines Famulus Heres die „Zeitungsbude Deinets im ersten Jahre fast ganz allein furnirt", so ist das allerdings für den glänzenden Jahrgang 1772 nicht richtig. Merck, den er bisweilen in Darmstadt besuchte und dessen „Protektion ihn gegen viele Kabalen schützte",[41]) hatte ihn in einem Briefe vom 18. Januar 1772 zu Beiträgen aufgefordert, doch wurde er durch seine „anzügliche, beissende und spöttische Schreibart" dem Blatte bald unbequem und zog ihm sogar durch eine hämische Recension über Goeze ernste Ungelegenheiten zu. Gleichwohl bekam er im folgenden Jahre, als die übrigen Mitarbeiter sich mehr und mehr zurückzogen, die „allgewaltige" Zeitung fast ganz in seine Hand und kann thatsächlich als der eigentliche Leiter dieses Jahrganges betrachtet werden. Für das Blatt war seine Leitung nicht zum Vortheil. Er war nicht umsonst in die Klotzische Schule gegangen und wusste die Klotzischen Praktiken auch sofort hier anzuwenden. In jedem Betracht fiel der Jahrgang 1773 gründlich gegen seinen Vorgänger ab. Verschwunden war, um mit Scherer zu sprechen, der freie, humane Geist und hatte von vornherein dem akademischen Zunfttreiben Platz gemacht. „Wie sich da alles um Bahrdt dreht, wie seine Freunde gelobt, seine Feinde getadelt werden! Da wird der Jurist Koch in Giessen über den grünen Klee gelobt: er war Bahrdts College und Freund und es wurde auf Recensionen von ihm gerechnet, die

vermuthlich auch vorhanden sind. Im zweiten Blatte geht es über den Professor Schulz in Giessen her: collegiale Liebenswürdigkeit. Im dritten Blatte über den Prediger Schwarz in Giessen: ebenso. Im vierten Blatte über den Professor Ouvrier: desgleichen. Und welche Mühe hat die Redaction, ihre Nummern zu füllen! Wie merkt man überall die kläglichste Armuth! Wie eng ist der Gesichtskreis geworden!" In jedem Winkel dieses Hauses wehte in der That eine andere Luft, und es war für das Blatt ein Glück, dass Bahrdt im nächsten Jahre durch seine Allgemeine theologische Bibliothek, für welche er aufs ungenirteste Nicolais Bibliothek plünderte, so in Anspruch genommen war, dass er seine weitere Mitarbeit einstellte.

In dieselbe Zeit fällt die Entstehung von Bahrdts berüchtigtstem Buche, seiner Uebersetzung des Neuen Testaments, welche unter dem Titel: „Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen" von 1772 bis 1775 herauskam und rasch in mehreren Auflagen Verbreitung fand. Schmidts berüchtigte Wertheimer Bibel (1735) war vorangegangen, und ihr Einfluss ist in Bahrdts Uebersetzung nirgends zu verkennen. Hier war zum ersten Male der Versuch gemacht worden, alle biblischen Gleichnisse und Bilder in nackte und allgemeine Verstandesbegriffe umzudeuten, wobei denn die gewaltige Poesie der heiligen Schrift bis auf die letzte Spur getilgt war. Nun hatten sich neuerdings die Versuche gemehrt, die Bibel lediglich wie ein philosophisches Lehrbuch zu behandeln und dementsprechend die Uebertragung in das „geliebte Deutsch"

einzurichten. Noch im Jahre vor dem Erscheinen der Bahrdtschen „Offenbarungen" hatte B. F. Schmieder, damals noch Subconrector am Mansfeldischen Gymnasium in Eisleben, in einer vom Magister Trinius in Halle herausgegebenen theologischen Zeitschrift[42]) den „Versuch einer freyen Uebersetzung einiger Psalmen" veröffentlicht — Uebertragungen, welche den Bahrdtschen Verdeutschungsversuchen ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Auch Schmieder wollte dem Ungelehrten das „göttliche Buch" in einer Gestalt darbieten, dass er es „ohne Anstoss und mit Verstand" lesen könne; auch er wollte sich bemühen, den hebräischen Ausdruck „in reines Teutsch umzukleiden", Alles, was von Gott ἀνθρωποπαθῶς gesagt werde, gleich zu erklären. Ein paar Proben dieser „erklärenden" Psalmenübertragungen sind zum Vergleich mit den Bahrdtschen neutestamentlichen Uebersetzungen nicht ohne Interesse. Ich greife aufs Gerathewohl den vierten und fünften Vers des ersten Psalms heraus, die bei Schmieder also lauten: „Ganz anders verhält es sich mit den Gottlosen. Wie die Spreu ist, die der Wind zerstreuet, so nichtswürdig und unbeständig ist ihre vermeinte Glückseligkeit. Und die Folge ist, dass die Gottlosen in dem göttlichen Gerichte verurtheilet und die Sünder von der Seligkeit vollendeter Gerechten ausgeschlossen werden." Schmieder hoffte für eine in dieser Weise übertragene Bibel auf guten Erfolg, da „die Zeiten aufgeklärter und die Einsichten heller und richtiger zu werden anfangen, hingegen die Macht des Aberglaubens schwächer zu werden beginnt."

16

Der spätere Hallenser Schulmann war jedoch mit seinem Versuche über etliche Bücher des Alten Testaments nicht hinausgekommen; nun nahm Bahrdt das Neue Testament vor, das er in einem überraschend kurzen Zeitraum bewältigte. „Mein Zweck war — so heisst es in der Vorrede — den Freunden der liebenswürdigsten Religion eine solche Uebersetzung in die Hände zu geben, welche sie ohne Kommentar verstehen können Der Leser, der den Grundtext nicht versteht und gern ohne weiteres Nachschlagen und Forschen den Sinn der heiligen Schriften gerade vor Augen haben möchte . . ., will nicht genöthigt sein, über einen Ausdruck seitenlange Anmerkungen zu lesen oder Kommentare zu Rathe zu ziehen. . . . Es ist ihm zu seinem Zwecke gleichgültig, was im Original eigentlich für eine Wortfügung stehe, wenn er nur in einem gleichgeltenden reinen deutschen[43]) Ausdrucke den wahren Gedanken des Schriftstellers findet." In diesen „Neuesten Offenbarungen" nun war das Neue Testament geradezu unter Wasser gesetzt, sein Inhalt mit so dreister wie seichter Geschwätzigkeit echt Bahrdtisch verfälscht worden. Bahrdt übersetzt das Wort Christi: Selig sind, die da Leid tragen: „Wohl denen, welche die süssen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen"; er „übersetzt" Matth. 10,17: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen: „Die Zeit ist da, wo Gott eine neue Religionssozietät zu errichten beschlossen hat, in welcher die Tugend ewigen Belohnungen entgegen sehen darf"; er „übersetzt" Römer 7,18: Denn ich weiss, dass in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes. Wollen

habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht: „Denn es ist bekannt, dass in dem Menschen, das heisst in demjenigen Theile des Menschen, der aus thierischen und sinnlichen Trieben besteht, jenes zum Guten antreibende Gesetz der gesunden Vernunft seinen Sitz nicht hat, so, dass es sich desselben bemächtigen könnte. Neben dem thierischen Menschen wohnt gleichsam der vernünftige. Dieser will das Gute. Jener hindert aber oft die Vollbringung desselben“; er „übersetzt“ Römer 8, 5: Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnet u. s. w.: „Denn der verderbte sinnliche Mensch gehorcht den Trieben der Natur, dadurch er unvermeidlich unglücklich wird. Der Aufgeklärte hingegen denkt und handelt dem Geiste der Religion gemäss, und sein Weg ist der Weg zur wahren Glückseligkeit.“

Eine solche Verflachung und Verfälschung des biblischen Wortes musste natürlich nicht nur bei den Theologen Aergerniss erregen, sondern diese „Offenbarungen“ mussten auch durch ihren gänzlichen Mangel an Wärme und Poesie, durch ihre hausbackene Trivialität und Geschmacklosigkeit und durch den schreienden Widerspruch zwischen der kraftvollen dichterischen Sprache des Originals und einem blassen, abstrakten Verstandesstil einen rein ästhetischen Widerwillen hervorrufen. Für die Theologen nahm zunächst Goeze das Wort, der in seiner derben Polemik die angebliche Uebersetzung des Neuen Testaments als eine „vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung“ des Wortes Gottes brandmarkte, während im Namen des guten Geschmacks Goethe das Bahrdtsche Machwerk durch seinen „Prolog zu den

16*

neuesten Offenbarungen Gottes“ kurz und drastisch, im behaglichen Meistersängerstil abthat. Goethe, der mit der deutschen Bibel aufgewachsen war, Vers und Prosa der Jugendzeit mit biblischer Rede und Vorstellungsweise durchtränkt hatte und für seinen Ausdruck auch später noch aus der lutherischen Bibel Leben und Kraft zog,[44]) konnte diese arme, farb- und blutlose Sprache seichtester Aufklärung nur mit Widerwillen hören und musste auch in dieser sogenannten Bibelübersetzung ein Anzeichen der beginnenden Verödung des Volksgeistes erkennen. Nicht treffender konnte er jenes Machwerk charakterisiren, als mit den paar Worten des an seinem Pulte sitzenden Doctors Bahrdt: „Da kam mir ein Einfall von ohngefähr, so redt' ich, wenn ich Christus wär.“[45])

Auch in Giessen selbst erregten die „Offenbarungen“ grossen Lärm, und dem Verfasser drohten ernste Unannehmlichkeiten, denen er lieber aus dem Wege ging. So nahm er denn 1775 mit Freuden den Ruf eines Herrn von Salis an, der in Marschlins in Graubünden ein Philanthropin errichtet hatte und ihm die Leitung desselben antrug[46]).

Vorher ging er nach Dessau, um sich dort von Basedow in die Geheimnisse der Pädagogik einweihen zu lassen. „Wir lebten,“ erzählt Bahrdt, „alle Tage bei gutem Essen und Trinken in guter Gesellschaft. Wir spielten unser L'hombre. Wir tranken Malaga und rauchten Tabak dazu. Und Alles, was Basedow that, um etwas gethan zu haben, bestand darin, dass er mich mit seiner eingebildeten Sprachmethode quälte und mir über dieselbe einigemal etwas dictirte, was weder Anfang noch Ende hatte.“ Nach

Absolvirung dieses vergnüglichen Vorbereitungscursus, welcher Herrn von Salis über hundert Louisd'or kostete, zog Bahrdt, den Kopf voll hochfliegender Pläne, in Marschlins ein.

Aber auch diese Herrlichkeit währte nicht lange. Jener Herr von Salis scheint ein unbequemer Vorgesetzter gewesen zu sein, und Bahrdt seinerseits war ganz der Mann, auch das beste Institut im Handumdrehen zu verpfuschen. Nachdem er in den ersten Wochen und Monaten für die Erziehungsanstalt marktschreierisch Reclame gemacht hatte, begann er endlich, nach seinem eigenen Geständniss, „über die Art und Weise nachzudenken, wie wenigstens etwas von dem Plane, den er der Welt vorgelogen hatte, realisirt werden könnte." Aber mittlerweile war das gegenseitige Misstrauen und die Spannung zwischen ihm und Salis bereits soweit gediehen, dass an einen Erfolg des Instituts nicht mehr zu denken war, und so theilte denn das Bahrdtsche Philanthropin, wie Schummel im „Spitzbart" spottete, das Schicksal der gar zu klugen Kinder und ging in seiner schönsten Blüte den Weg alles Fleisches. Aber noch kurz vor Eintritt der Katastrophe konnte Bahrdt sich selbst in Sicherheit bringen, indem er einer Berufung des Grafen zu Leiningen-Dachsburg zur Generalsuperintendentur zu Dürkheim an der Haardt Folge leistete.

Auch hier dieselbe Geschichte: rasch war er auch hier durch Leben und Lehre gründlich anrüchig geworden. Ein Dogma nach dem andern hatte er abgestreift, den ganzen „positiven Kram", um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, von sich geworfen, und da es dem reclamesüchtigen Generalsuperintendenten Lebensbedürfniss war,

Aufsehen zu erregen und von sich reden zu machen, so geberdete er sich immer lärmender, suchte immer geflissentlicher herauszufordern und zu reizen. Auch durch seine pädagogischen Erfahrungen war er nicht klüger geworden. An dem Zusammenbruche des Philanthropins zu Marschlins war natürlich nur der selbstherrliche und knickerige Herr von Salis Schuld gewesen; hätte Bahrdt nur einmal freie Hand, so wollte er schon der Welt zeigen, wie eigentlich ein richtiges Musterphilanthropin aussehe. Der Graf war anfänglich dem Plane geneigt und bewilligte seinem Generalsuperintendenten das unweit Dürkheim gelegene Schloss Heidesheim, in welchem dieser alsbald seine Residenz aufschlug. Mittel waren nicht vorhanden und so wurden frischweg Schulden gemacht, um das Schloss als Erziehungsanstalt herzustellen, Lehrer und Köche zu mieten und alles auf einen grossen Fuss einzurichten. Alles war bereit, nur die erhofften Zöglinge wollten nicht kommen. Mit Mühe und Noth und mit allen Mitteln der Reclame gelang es endlich, eine Hand voll Schüler zusammenzutrommeln und nun konnte mit grossem Pomp und vielen schönen Reden das Bahrdtsche Philanthropin eingeweiht werden. Aber innerlich und äusserlich wollte die Sache nicht gedeihen: die Lehrer erwiesen sich zum grössten Theile als unbrauchbar, bei den Schülern wollte die Bahrdtsche Erziehungsmethode nicht recht anschlagen, und vor allem wurden die finanziellen Nöthe immer drückender. Da entschloss sich Bahrdt, persönlich im Auslande die Werbetrommel zu rühren und namentlich zu versuchen, wohlhabende junge Engländer für sein Institut zu gewinnen. Mit zwei Gulden und fünfzig Kreuzern in seiner Tasche

trat er seine abenteuerliche Fahrt nach Holland und England [47]) an, bettelte und pumpte sich von Station zu Station durch, beschwatzte auch hie und da jemanden, ihm seinen Sohn anzuvertrauen, um sofort einen Vorschuss auf die Erziehungsgelder einzukassiren und dann am nächsten Orte das gleiche Manöver zu wiederholen.

Daheim waren inzwischen seine Gegner nicht müssig gewesen, und als er nach beinahe Jahresfrist von seiner Reise zurückkehrte, fand er einen Beschluss des Reichshofraths vom 27. März 1779 vor, durch welchen ihm „alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherschreiben, Lehren und Predigen ein- für allemal bei Vermeidung schärferer Strafe nicht nur gänzlich untersagt, sondern auch fernerweit ernst gemessenst befohlen“ wurde, seine „grosses Aufsehen und Aergernis erweckende“ Neuesten Offenbarungen durch ein „deutliches Bekenntnis von der wahren Gottheit Christi sowohl, als von der heiligen Dreieinigkeit“ zu widerrufen, widrigenfalls er „auf Lebenslang ausser den Grenzen des römischen Reiches ohnnachsichtig verwiesen werden soll.“ Zugleich wurde dem Grafen zu Leiningen-Dachsburg „*ex officio* zu dessen schuldiger Nachachtung“ eröffnet: „nicht nur den Dr. Bahrdt nunmehr seines Lehr- und Predigtamtes zu entlassen, sondern auch die in seinem Gebiete bereits vorgefundene oder noch weiter vorfindliche Exemplarien der Bahrdtschen neuesten Offenbarungen sowohl, als der so betitelten Lehre von der Person und dem Amte unseres Erlösers in Predigten, ohnverweilt an die Kaiserliche Bücherkommission im Reiche einzusenden, und wie es geschehen *in termino duorum mensium* bei Kaiserlicher Majestät allerunterthänigst anzuzeigen.“

Bahrdt antwortete umgehend mit seinem „Glaubensbekenntnisse“[48]) (1779), dessen Druck ihm Berliner Freunde besorgten und das im November dem Regensburger Reichstage überreicht wurde. Er erklärte, allerdings verschiedene kirchliche Lehrsätze, gegen welche die Vernunft sich empöre, nicht zu glauben, versicherte jedoch, dass er, wie es einem Doctor der Theologie Augsburgischer Confession gezieme, niemals gegen diese Lehrsätze vor dem Volke, weder im Predigen noch Katechisiren, direkt gelehrt habe, folglich auch nie von den eigentlichen Verpflichtungen eines protestantischen Lehrers abgewichen sei, sondern allezeit „mit Klugheit und Vorsicht“ die Gesetze des Staates mit der Gewissensfreiheit zu vereinigen gesucht habe. Er könne aber unmöglich der Kirche das Recht zugestehen, ihm aus den Sätzen der Schrift künstlich gefolgerte Lehren und Begriffe aufzudringen, könne sich unmöglich sein gut protestantisches Recht, Alles zu prüfen und nur das zu behalten, wovon er sich aus Gottes Wort überzeugt fühle, verkümmern lassen. Sein Glaubensbekenntnis — so schloss er — sei das eines sehr grossen und ansehnlichen Theiles der deutschen Nation; Tausend und aber Tausend dächten so wie er, nur dass ihnen Gelegenheit oder Freimüthigkeit fehle, es laut zu sagen; Tausend und aber Tausend flehten mit ihm um die Rechte der Menschheit und des Gewissens.

In Dürkheim war seines Bleibens nicht mehr; bei Nacht und Nebel entwich er, um seinen Gläubigern zu entgehen, und wendete sich nach Halle, wo er fast von Allem entblösst und mit Schulden überlastet am 28. Mai 1779 eintraf. Hier war er wenigstens vor Reichshofsraths-

beschlüssen gesichert, denn mit Friedrich dem Grossen konnte man nicht umspringen, wie mit einem Grafen von Leiningen-Dachsburg. Und der Minister von Zedlitz war in der That anfänglich geneigt, dem Falle Bahrdt eine prinzipielle Bedeutung beizulegen, die Sache Bahrdts als die Sache der protestantischen Gewissensfreiheit zu betrachten. „Glauben Sie, schrieb er ihm, dass ich Gewissensfreiheit anerkenne und schätze, aber sie zugleich zu hoch schätze, um je Unruhe und blosse Zanksucht unter ihrem Namen durchschlüpfen zu lassen; Ihr eigner guter Verstand sagt Ihnen gewiss mehr, als meine Bitte Ihnen sagen kann, dass Sie äusserst vorsichtig in Ihrem Wandel sein müssen, um nicht glauben zu machen, dass die freie Denkungsart mehr aus den Begierden des Herzens als aus der Ueberzeugung des Verstandes entsprossen sei.“ Unter solcher Voraussetzung gab er ihm die Erlaubniss, als Privatdocent an der Hallischen Universität Vorlesungen zu halten, und Bahrdt machte von dieser Erlaubniss den weitesten Gebrauch, indem er über alles mögliche, über Philosophie und Philologie, über Moral und Theorie der Declamation zu lesen begann, wobei es ihm auch an Zulauf nicht fehlte. Aber nur zu bald erwiesen sich die gutherzigen Voraussetzungen des Ministers als irrig; er musste mehr und mehr einsehen, dass die Bahrdtsche Gewissensfreiheit in der That nur ein Deckmantel war und dass er seine Ermahnungen zur Vorsicht im Lebenswandel in den Wind gesprochen hatte. Dazu lag ihm Bahrdt unaufhörlich mit unerfüllbaren Anliegen in den Ohren, so dass er dem Querulanten endlich den nicht misszuverstehenden Denkzettel geben musste: „Es übertrifft alle

Vorstellung, wie Sie mich quälen. Ich glaube durch eine ernstliche Eröffnung meiner Meinung mir Sie vom Leibe halten zu müssen; denn fast darf vom Stallmeister bis zum Professor der Mathematik oder der Anatomie kein Platz offen werden, den Sie nicht fordern.“

In eine überaus schwierige und peinliche Lage brachte Bahrdts Auftreten die Hallischen Theologen, vor allem den ehrwürdigen Semler. Dieser konnte und durfte nicht ruhig mit zusehen, wie durch eine so würdelose agitatorische Thätigkeit, der jeder wissenschaftliche Ernst und jeder religiöse Odem fehlte, die gute Sache der Aufklärung gefährdet wurde und war sich doch auf der andern Seite völlig klar, dass er, wenn er gegen Bahrdt seine Stimme erhob, bei der gedankenlosen Menge auf kein Verständniss rechnen durfte, und dass ihn der landläufige Liberalismus fortan als einen Abtrünnigen, die Orthodoxen als einen Heuchler betrachten mussten. Schon dass er hartnäckig seine Zustimmung zu den Wolfenbüttler Fragmenten versagt hatte, war den Nicolaiten mit ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben, einer Freiheit, die nach Lessings treffendem Worte einzig und allein darauf hinauslief, gegen die Religion so viele Sottissen auf den Markt zu bringen als man wollte, völlig unverständlich gewesen; seine Antwort auf das Bahrdtsche Glaubensbekenntniss (August 1779) machte sie völlig kopfscheu und rathlos. Und es ist ja gewiss: mit seinen kritischen Anschauungen wich Bahrdt, als er nach Halle kam, nicht allzuweit von Semler ab, wohl aber war er von dessen religiöser Stellung meilenweit entfernt. Semler, dem es völliger und tiefer Ernst war um die heiligsten Dinge,

und in dem gründlichste Gelehrsamkeit mit ächter Frömmigkeit Hand in Hand ging, hatte zum ersten male den Versuch gewagt, jene zarte Unterscheidung zwischen der wissenschaftlichen und der persönlichen religiösen Stellung nicht nur wissenschaftlich zu begründen, sondern auch in seiner eigenen Person als Möglichkeit zu erweisen; er hatte den Versuch gemacht, zwischen den Vorstellungen und dem Kern der Sache zu unterscheiden, ohne auch nur ein Stück seines persönlich erlebten Christenglaubens preiszugeben. Nun sah er hier seine Gedanken ihrer wissenschaftlichen Form entkleidet und in rohester Gestalt auf den offenen Markt gezerrt, und zwar in einer so wüsten und leichtfertigen Weise, dass schon sein sittliches Gewissen dagegen sich aufbäumte. Auch ihm blieb die leidige Erfahrung nicht erspart, dass ein grosser Theil derer, die sich seine Anhänger und Gesinnungsgenossen nannten, nur ein Interesse hatten für die negative Seite seiner gesammten wissenschaftlichen Arbeit, aber nicht das mindeste Verständniss für das Bleibende und Ewige, das der Kritik für immer entrückt ist; sie hatten immer und überall nur das Nein gehört und schrieen nun über Verrath, als er plötzlich durch Betonen des Positiven die Grenze zwischen sich und den Nurneinsagern aufrichtete. Es ist heute nicht schwer, die wissenschaftliche Schwäche, die Unklarheit und Halbheit jener Semlerschen „Antwort“ zu erkennen; aber sie war für ihn die Erfüllung der unabweisbaren sittlichen Pflicht, einen Mann von seinen Rockschössen abzuschütteln, der den Namen der Aufklärung und Gewissensfreiheit missbrauchte, um gegen die Religion „Sottisen“ zu sagen und das Christen-

thum an sich zu verunglimpfen. Eben um der Gewissensfreiheit willen nahm er den Schein der Unduldsamkeit auf sich; er scheute vor dem inneren tragischen Conflikte nicht zurück, in den er dadurch gedrängt wurde, da es ihm nun klar werden musste, dass jene von ihm aufgestellte Unterscheidung auf die Dauer vor seinem Gewissen nicht bestehen könne — einem Conflikte, der ihm jedenfalls schmerzlicher ans Herz griff, als das ärgerliche Geschwätz der Allgemeinen deutschen Bibliothek (49. Band, 1. Stück) und Basedows Vorwurf der Zweizüngigkeit.

Von seinen Vorlesungen konnte Bahrdt nicht leben, und seitdem der Minister von Zedlitz seine Hand von ihm abgezogen hatte, war ihm jede Hoffnung auf eine Anstellung abgeschnitten. So war er denn auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, und da ihn kein gelehrter Ballast beschwerte und er immer flott darauf losschrieb, so schwoll die Flut seiner Bücher immer riesiger an, und er konnte schliesslich selbst als seiner Hände Werk 126 Bände bezeichnen. „Mit der Ausdauer der Allgemeinen Bibliothek und der Schreiblustigkeit eines deutschen Büchermachers" — wie Gervinus sagt — füllte er Bogen auf Bogen: er übersetzte Tacitus und Juvenal, schrieb eine Logik und Metaphysik, gab Gedichte eines Naturalisten, eine Redekunst für geistliche Redner und ein Sittenbuch fürs Gesinde heraus, verfasste zwischendurch Pasquille und Pamphlete und verkündigte in immer neuen Büchern sein aufgeklärtes Christenthum, dessen Christus schliesslich nichts andres mehr war als ein Aufklärer von dem Schlage des Herrn Doctors Bahrdt selber. Er selbst betrachtete die zehn Bände „Ausführung des Planes und Zwecks

Jesu in Briefen an Wahrheit suchende Leser" (Berlin, 1783 bis 1785) als den Abschluss, als Spitze und Krönung seines theologischen Systems:[49]) er wollte darin einen Christus darstellen, der nicht mehr als Gott und Wunderthäter die Vernunft empören sollte; er wollte vielmehr den Mann zeichnen, der sich allein für die Aufklärung der Menschheit als „wohlthätiges Werkzeug der Providenz" aufgeopfert habe. Durch einen Zufall — so erzählt er — wurde in ihm über der Arbeit der Geist der Maurerei erweckt, und dieser führte ihn auf die Hypothese, „dass Christus den Plan gehabt haben müsse, durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft die von Priestern und Tempelpfaffen verdrängte Wahrheit unter den Menschen zu erhalten und fortzupflanzen." In zehn Bänden gab er diese Albernheit zum Besten und construirte sich schliesslich für die Passion eine ganz neue Betrugs- und Schwindeltheorie, welche Hettner[50]) noch milde als eine geradezu „widerliche Auseinandersetzung" bezeichnet hat.

Während seine allmählich im seichtesten Geschwätz versandende theologische Schriftstellerei kaum noch ernsthaft genommen wurde, wusste er durch seine giftigen Ausfälle gegen zeitgenössische Theologen wenigstens noch zeitweilig von sich reden zu machen und damit zugleich sein Bedürfniss nach Skandal und Personalklatsch zu befriedigen. Auf seinem „Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781, Häresiopel, im Verlag der Ekklesia pressa," den Frommann in Züllichau gedruckt hatte, ruhte der Geist des seligen Klotz; mit wahrem Behagen stellte hier Bahrdt alle seine persönlichen Widersacher, alle, von denen er sich je gekränkt oder in

seinem Fortkommen gehemmt glaubte, an den Pranger, behandelte alle orthodoxen Theologen wie Dummköpfe oder Heuchler, und fällte mit ebenso viel Dreistigkeit wie Unkenntniss über die gesammte theologische Litteratur aus zwei Jahrzehnten schnoddrige Urtheile. Wir kennen schon aus seiner Mitarbeit an den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Liebenswürdigkeit, mit der er andersgesinnte Collegen zu behandeln pflegte; jetzt fühlte er sich vollends jeder Rücksicht enthoben und rächte sich für alle ihm widerfahrene Unbill durch unartige Witze oder Grobheiten. Da finden wir wieder seine Giessener Collegen Benner, Schulz, Schwarz und Ouvrier mit hämischen Randglossen bedacht, da bekommt Herr von Salis seinen Denkzettel, und da gehts vor allem über die Hallischen Theologen her, von denen allein Knapp leidlich glimpflich davonkommt. Ausführlich rechnet er hier mit Semler ab, an dem neuerdings, seit seinem Auftreten gegen Bahrdt, die ganze Welt irre geworden sei. Mit Unbarmherzigkeit sehe man ihn auf einen Mann losschlagen, der ihn nie beleidigt habe, sehe ihn mit den alten Waffen der Ketzermacher fechten, die er sonst so sehr verabscheut habe, und man stehe vor diesem Wandel wie vor einem Räthsel, das auch er (Bahrdt) nicht zu lösen imstande sei. Nur das könne er behaupten, dass es nicht eigentlich „schwarze Bosheit eines heuchlerischen Herzens“ gewesen sei, vielmehr sei die Erklärung wohl in Folgendem zu suchen: Semler, der durch den „Verlust seines Applausus“ in Verlegenheit gerathen sei, habe den Plan gefasst, durch die neu angenommene Maske der Orthodoxie sich wieder Credit zu verschaffen; in diesem Vorhaben habe ihn Bahrdt gestört

und daher komme plötzlich die „schmähsüchtige Intoleranz“ des grossen Mannes, der sich nun durch Verdächtigungen und Verfolgungen an dem „unglücklichen“ Bahrdt räche.[51]) Und es war doch in diesem selben Almanach schwarz auf weiss zu lesen, was eigentlich dieser Bahrdt für ein bedeutender und vortrefflicher Mann sei. Denn er selbst bezeugte sich hier feierlich, dass er „einer unsrer hellsten Köpfe und arbeitsamsten Gelehrten,“ ein „Genie vom ersten Range“ und dazu ein Mann mit einem wohlwollenden und menschenfreundlichen Herzen sei, und schloss mit der Versicherung, ein richtiges Urtheil „über diesen in allem Betracht merkwürdigen Menschen“ werde erst die Nachwelt zu fällen imstande sein.

Noch ein zweites Pamphlet erregte über die theologischen Kreise hinaus vorübergehendes Aufsehen. Am 19. Mai 1786 war in Hamburg der Hauptpastor Goeze gestorben, und flugs schrieb Bahrdt seine „Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn Johann Melchior Goeze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra“[52]), in welcher er den schon bei Lebzeiten genug verhöhnten streitbaren Mann aufs unwürdigste verspottete. Den bereits 1778 gestorbenen, als Goezes Kampfgenossen und Herausgeber der berüchtigten „Schwarzen Zeitung“ bekannten Kanonikus Ziegra, den er hier aus dem Reiche der Toten zitirte, um seinem Amtsbruder die Leichenrede zu halten, hatte er selbst im Kirchen- und Ketzeralmanach als „anerkannten und geborenen Schafskopf“ charakterisirt, „in dessen Hirnschale man nach seinem Tode nichts als Wasser, in seinem Leibe aber einen ausserordentlich grossen Magen

gefunden habe“; schon dies allein genügt, um Ton und Richtung jenes unsauberen Schriftchens gebührend zu kennzeichnen. Zwar versicherte Bahrdt später, es sei nicht seine Absicht gewesen, den Mann zu beschimpfen, sondern nur, die ganze orthodoxe Partei einmal zu necken und die Lacher gegen sie aufzuregen, und er suchte sogar durch ein paar anerkennende Worte über den persönlichen Charakter und die Gelehrsamkeit Goezes den widrigen Eindruck seiner Schmähschrift abzuschwächen; aber er konnte damit die grobe Takt- und Geschmacklosigkeit nicht ungeschehen machen. Er war mit dem Almanach und der Standrede zum Pasquillanten herabgesunken und war damit, nach Lessings Wort, das Verächtlichste geworden, was ein vernünftiger Mensch werden kann.

Noch grösseres Aufsehen jedoch als alle seine Schriften erregte im Jahre 1787 die plötzlich sich verbreitende Nachricht, der Doctor Bahrdt habe seine Vorlesungen eingestellt und sei Schankwirth geworden; auf einem Weinberge bei Halle[53]) hause und wirthschafte er mit seiner Magd, bediene seine Gäste selbst, trinke mit ihnen und belustige sie mit Anekdoten und Spässen. Und so war es wirklich: im Juli 1787 hatte er, „weil in den preussischen Staaten seine Talente zu nichts brauchbar gefunden wurden“, einen Weinberg gekauft und dort ein „Etablissement“ eingerichtet, in dem er selbst allem Anscheine nach sein bester Kunde war. Er that sich hier gar keinen Zwang mehr an, sondern führte seinen anstössigen Lebenswandel ganz offenkundig; es schien, als wollte er, nachdem er mit sich und der ganzen Welt

zerfallen war, recht geflissentlich Aergerniss erregen, und als empfinde er in diesem Aergerniss eine Art von Genugthuung. Es war der letzte verzweifelte Schritt eines Bankerotteurs, der wie aus Trotz auch den letzten Rest von Würde und Scham von sich geworfen hat, um dann seine eigene Erniedrigung prahlerisch zur Schau zu stellen, in dem Glauben, damit der Welt einen Tort anzuthun.

Aber auch der Schankwirth konnte die Feder nicht ruhen lassen. Die gleich nach König Friedrichs Tode auftauchenden Bestrebungen zur Wiederherstellung der bekenntnismässigen Kirchenlehre hatten naturgemäss auch eine Beschränkung der Pressfreiheit und eine Verschärfung der Censur zur Folge, und gleich war Bahrdt bei der Hand, gegen eine solche Beeinträchtigung der Menschenrechte Einspruch zu erheben. Die Erwägung, dass doch gerade er der am wenigsten geeignete Anwalt in dieser Sache sei, kam ihm nicht in den Sinn, ja, keck wie immer, wandte er sich in seinem Schriftchen „Ueber Pressfreiheit und deren Grenzen“[54]) unmittelbar an den König selbst und empfahl diesem sein „Scherflein Weisheit“ zur eindringlichsten Beherzigung. Dass er dabei einen geradezu drohenden Ton anschlug, war gleichfalls nicht zu verwundern. „Menschen! sagt, welcher Name scheusslich genug ist, den zu bezeichnen, der die Freiheit euch zu verkümmern gierig sich zeigt? . . . Wehe dem Fürsten, der die Aufklärung, welche durch freyes Denken und Urtheilen allein möglich wird, nicht aus Kräften unterstützt.“ Anscheinend freilich bewegte sich die ganze Abhandlung auf einem sehr allgemeinen Gebiete und trug

einen rein akademischen Charakter, aber doch konnte dem Publikum nicht verborgen bleiben, dass jeder Satz gegen thatsächliche Vorgänge eine scharfe Spitze enthielt und dass es dem Verfasser auf nichts weniger als auf eine philosophische Speculation ankam. Zudem gab Bahrdt hier der Lehre von den angeborenen Menschenrechten eine Ausdehnung, wie sie bisher in der deutschen Litteratur unerhört war. „Die Freiheit, seine Einsichten und Urtheile mitzutheilen — es sei mündlich oder schriftlich — ist, eben wie die Freiheit zu denken, ein heiliges und unverletzliches Recht der Menschheit, das als allgemeines Menschenrecht über alles Fürstenrecht erhaben ist.“ Der Staat sei nicht berechtigt, von seinen Unterthanen in ihren Reden über den Fürsten Bescheidenheit zu verlangen; er habe nur zu fordern, dass die Rede wahr sei, alles übrige aber dem sittlichen Gefühle zu überlassen. Und ebenso wenig wie der Fürstenlästerer sei der Gotteslästerer zu bestrafen, sondern Beide seien einfach nur als Wahnwitzige anzusehen.

Als dann am 9. Juli 1788 Wöllners berüchtigtes Religionsedikt erschienen war, da liess Bahrdt diesem im November ein Lustspiel unter dem gleichen Titel[55]) von „Nicolai dem Jüngeren“ folgen, ein mehr grobes als witziges Pamphlet, das sich in den masslosesten Ausfällen gegen Wöllner und in den heftigsten Angriffen gegen die Hallische Universität erging und zugleich den König selbst aufs gröblichste beleidigte[56]). Wöllner hatte — so erzählt Nicolai der Jüngere — den Prediger Blumenthal, seinen alten Universitätsfreund, mit der Anfertigung des Religionsediktes beauftragt. Im Rausche macht sich dieser an die

Arbeit, so dass sein Amtsbruder Kluge entrüstet ausrufen kann: „Gott, ein besoffenes Schwein der Konzipient eines Religionsedikts!“ Satz für Satz zerpflückt dieser aufgeklärte Kluge das traurige Machwerk, das dem Könige, in dessen Namen es abgefasst worden war, wahrlich keine Ehre machen werde. Ganz Europa werde staunen, dass Friedrich Wilhelm II. alle Traditionen seines grossen Vorfahren verleugne und die Zeiten der „Brandenburgischen Barbarei“ sich zum Muster nehme. Denn der Regent, der die Rechte der Duldung den Sozinianern, Deisten u. s. w. streitig mache, handele ebenso schändlich, wie diejenigen handelten, welche sie ehedem den Protestanten verweigerten. Mit dem Edikt werde die Epoche Friedrich Wilhelms, dessen Thron „Geisterseher und Heuchler“ umlagerten, geradezu geschändet, weil dadurch der „alte Mist, der so lange die Welt angestunken, von neuem privilegirt“ werde. Auch ein paar ziemlich ungeschickt gebaute Volksscenen führt der Verfasser vor, um auch Stimmen des gemeinen Mannes über das Edikt zu verzeichnen. Während Meister Bügeleisen es als die Hauptperle in der preussischen Krone bewundert, fährt Meister Kamm auf: „Eine schöne Perle! nun sollen wir gemeinen Leute mit aller Gewalt wieder dumm werden.“ Und ein anderer: „Das wird eine schöne Religion im Lande werden, die uns die Prediger auf Befehl und bei Strafe der Kassation lehren müssen.“ Ausdrücklich stehe im Edikt, die Prediger könnten in ihrem Herzen glauben, was sie wollten, sie sollten nur öffentlich nach der Norm lehren. „Bei Gott! da brauchte der König nur Maschinen mit Priesterröcken machen zu lassen, die nach der Norma schwatzen könnten, wie die Maschinen, die nach der Norma

Schach spielen, so brauchten wir keine Priester mehr zu besolden."

Diese masslosen persönlichen Verunglimpfungen mussten in Berlin böses Blut machen und Wöllner war nicht der Mann, der in solchen Dingen mit sich spassen liess. Hatte doch der König erst unlängst eine Kritik des Ediktes, die einen Hamburger, Dr. Würzer, zum Verfasser hatte, höchst ungnädig aufgenommen und verlangt, dass „an der unverschämten Verwegenheit und dem Muthwillen, mit welchem dieser Mensch solcher unbefugten Kritik eines Landesgesetzes sich anmasst, ein Exempel statuirt werde." Ueber den Verfasser des Lustspiels war man nicht lange in Zweifel, und so erging schon am 2. April 1789 an den Grosskanzler von Carmer die königliche Kabinetsordre: „Da der berüchtigte Dr. Bahrdt zu Halle nicht aufhöre, allerlei ungebührliche Schriften wider das Christentum und vornehmlich unanständige Sachen gegen das Religionsedikt drucken zu lassen, dabei aber geheime Correspondenzen führen solle, ergehe der Allerhöchste Befehl, sich sogleich desselben Person und Papiere zu versichern, die strengste fiskalische Untersuchung anzustellen und nach Befinden der Sache darin rechtlich erkennen zu lassen." Jene geheime und verdächtige Correspondenz bezog sich auf Bahrdts Bestrebungen für die deutsche Union, eine Art maurerischen Geheimbundes der Aufklärer, welcher nach dem Programm „Fanatismus und Despotismus" zu bekämpfen bestimmt war. Bahrdt wurde am 7. April verhaftet und nach langwierigen Untersuchungen zu zwei Jahren Festungsarrest und in die Kosten verurtheilt. Ein Jahr wurde ihm durch königliche Gnade erlassen.

Am Abend des 5. November 1789 traf er in Magdeburg ein, um hier seine Strafe zu verbüssen. Sowohl der Gouverneur, der General von Kalckstein, als auch der Platzmajor, der Hauptmann von Sander, kamen ihm mit grossem Wohlwollen entgegen; Magdeburger Bürger hatten ihm sein Zimmer in der Citadelle eingerichtet; er hatte eigene Bedienung und eigene Küche, empfing Besuche, schrieb viel und trug sich sogar mit dem Gedanken, auch hier — moralische Vorlesungen zu halten. Nur die Erwägung, so versicherte er, dass er damit die Grossmuth des Gouverneurs missbrauchen würde, liess diesen ungeheuerlichen Plan scheitern. Nach seiner Rückkehr aus der Magdeburger Citadelle (im November 1790) setzte er sein Kneipwirthsleben auf seinem Weinberge bei Halle fort, doch war seine Kraft gebrochen, und schon am 23. April 1792 starb er, fünfzig Jahre alt, an einem Uebel, das ihm seine Ausschweifung zugezogen hatte.

Die ihm in der Festung vergönnte Musse hatte er zur Abfassung seiner Memoiren benutzt und in vier Bänden seine Lebensgeschichte und ein Tagebuch seines Gefängnisses geschrieben. Seine Selbstbiographie ist ein höchst merkwürdiges, ebenso interessantes, wie widerwärtiges Buch; interessant vor allem durch den Einblick, den es uns in die kirchlichen Zustände jener Tage gewährt, und weil es aufs lebendigste zeigt, wie tief damals die Gegensätze zwischen Orthodoxie und Rationalismus das ganze deutsche Leben bewegten. Schon Gervinus hat auf die nahe Verwandtschaft dieses Buches mit Nicolais „Sebaldus Nothanker“ hingewiesen und hat betont, dass Alles, was in diesem Roman anstössig berührt, nur der Wirklichkeit

abgeschrieben war und dass Bahrdt dieselben Vorbilder nur noch greller aufgetragen und weit fesselnder geschildert hat. Und in der That: diese beiden Bücher, den „Nothanker“ und Bahrdts Lebensbeschreibung, muss man lesen, wenn man so recht den „Geruch und Geschmack“ jener Zustände gewinnen will; man lernt aus ihnen mehr, als aus allen Schilderungen der Kirchen- und Culturhistoriker, und man muss diese Zustände kennen, wenn man die Kämpfe Lessings oder die Bedeutung Herders wirklich begreifen will.

Sich selbst aber konnte Bahrdt keinen schlimmeren Dienst erweisen, als durch Veröffentlichung dieser Selbstschilderung, die ihn ganz *in puris naturalibus* zeigt, die mit gründlicher Sachkenntnis und schlecht verhehltem Behagen die Verirrungen der Sinnlichkeit schildert und seine grundgemeine Gesinnung prahlerisch zur Schau stellt. Und besonders widerlich wirkt diese Selbstbiographie, weil sie mit dem Anspruch einer Rechtfertigungsschrift auftritt. In manchen Punkten erinnern die Bahrdtschen Bekenntnisse an die des nicht minder berüchtigten Magisters Laukhard, aber während dieser stets den Muth hat, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und sich nicht besser zu machen, als er war, ist Bahrdt immer bestrebt, an sich selbst eine Mohrenwäsche vorzunehmen, indem er alle Züge seines sittlichen Charakters von kleinen Zufälligkeiten pragmatisch herleitet. Er hat den traurigen Muth, sich in der Rolle des Verführten darzustellen, der von Haus aus nur ein bischen leichtsinnig und unbesonnen gewesen sei; sein Unglück sei erst der lüderliche Riedel in Erfurt und dann vor allem seine Frau gewesen, der er nun mit einer Gemüthsrohheit ohne gleichen die ganze Verantwortung für

sein verpfuschtes Leben aufbürdet. Nichts erbärmlicher als diese Anklage gegen die eigene Frau, deren Leben an der Seite dieses Mannes ein unsägliches Martyrium gewesen sein muss. Gerade durch dieses Bestreben, die Schande von sich abzuwälzen, hat sich Bahrdt ein Denkmal seiner Schande errichtet.

4. Feldprediger und Musketier.

Als im Jahre 1797 der Livländer Garlieb Merkel, der „charmante kleine Merkel“, wie ihn Goethe einmal genannt hat, von Weimar nach Dänemark reiste, machte er unterwegs auch in Halle kurze Rast. Der Buchhändler Sander machte dem interessanten Fremden die Honneurs der Saalestadt: er führte ihn zu dem „etwas steifen“ Professor Niemeyer, bei dem gerade sein Schwiegervater, der Hofrath v. Köpken aus Magdeburg, als Gast weilte, stellte ihm den jungen Satiriker Johann Falk vor und speiste mit ihm bei August Lafontaine, dessen „artiger Garten“ unweit der Stadt an der Saale gelegen war. Merkel, der Schildknappe der „Unzufriedenen von Weimar“, welcher Goethe mit seinem geradezu leidenschaftlichen Hasse beehrte, fand an dem Hallenser Romanschriftsteller lebhaftes Gefallen und im Tone aufrichtiger Bewunderung hat er später in seinen Memorabilien[57]) über seine Begegnung mit diesem „wirklich genialischen Kopfe“ berichtet. „Der erste Blick auf Lafontaine, so erzählt er, nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten; seine ungeheuere

Corpulenz widersprach ihnen eben nicht Er blieb bekanntlich länger als zwei Jahrzehnte der Lieblingsschriftsteller eines grossen Publikums und verdiente es."

Als ihm so der junge Livländer huldigte, stand der behäbige, wohlwollende und schreibselige ehemalige Feldprediger in der That auf der Höhe seines Ruhmes. Er war der Romanlieferant für das ganze grosse deutsche Publikum. Er beherrschte den Büchermarkt und wusste sich mit Glück und Geschick als Mann des Tages zu behaupten. Da ihm das Schreiben flink von der Hand ging, so konnte er zu jeder Messe mit dem fälligen Romane zur Stelle sein, dazwischen kleinere Erzählungen aus dem Aermel schütteln und in Zeitschriften den Damen anmuthige Moral predigen. Denn er hatte vor Allem die Frauen für sich, die sich an seinen sentimentalen, tugendhaften Liebesgeschichten nicht satt lasen und ihn lange Jahre hindurch als ihren Lieblingsautor verhätschelten. Zu seinen dankbaren Leserinnen gehörte die Königin Luise, auf deren Fürsprache ihm später ein Kanonikat am Domstifte zu Magdeburg verliehen wurde; für ihn schwärmte Karoline Herder, welche seine Romane geradezu als Gegengift gegen den „unsittlichen" Wilhelm Meister betrachtete. Zwar musste auch sie zugestehen, dass der Verfasser des „Rudolf von Werdenberg" doch etwas gar zu redselig sei, aber man müsse, meinte sie, seine Sachen „nicht sowohl von Seiten der Kunst, als des Gemüths aufnehmen." Jenen genannten Roman habe eine schöne Seele, ja die Tugend selbst geschrieben; das sei ein Buch, an dem man sich stärke und erheitere."[58])

Und neben dem Beifall empfindsamer Leserinnen brachten diese Romane ihrem Autor allmählich auch einen behäbigen Wohlstand ins Haus. Er konnte seine Feldpredigerstelle beim Regiment von Thadden niederlegen und sich ein auf dem Wege nach Giebichenstein gelegenes Grundstück erstehen, auf dem er fortan, ganz sein eigener Herr, nur seiner Muse zu leben im Stande war. Er erbaute sich auf der Höhe ein schmuckes Wohnhaus, von dem aus ein anmuthiger Blick über die Saale, über grüne Wiesen und bewaldete Hügel sich öffnete. Der stattliche Garten reichte bis an das Ufer des Flusses und galt als eine Sehenswürdigkeit in dem verräucherten Städtlein.

Hier nun hauste der corpulente, liebenswürdige Mann mit seiner geliebten Sophie, einer geborenen Abel, in glücklicher Ehe, der nur leider der Kindersegen versagt war, schrieb an den Vormittagen Band auf Band und empfing Nachmittags und Abends in seinem Garten alle Halle besuchenden Fremden, von denen schwerlich Einer versäumte, dem berühmten Manne zu huldigen. Selbst Goethe verschmähte es nicht, bei ihm einzusprechen und Lafontaines mittheilsamer Biograph[59]) weiss über diesen Besuch eine ganz niedliche Anecdote zu erzählen. Der Kapellmeister Reichardt der sich 1792, nachdem er durch seine politische Schriftstellerei in den Geruch des Jacobinismus gerathen war, auf sein Landhaus in Giebichenstein zurückgezogen hatte, ein etwas wunderlicher Herr, der seine Freunde gern hänselte, hatte Lafontaine den Besuch eines „Kaufmanns aus Hamburg“ angekündigt. Bei der Vorstellung hatte der Wirth den Namen seines Gastes natürlich nicht verstanden und war nun nicht

wenig überrascht, in diesem angeblichen Kaufmann einen so geist- wie kenntnissreichen Mann zu finden, dessen Unterhaltung ihn aufs höchste entzückte. Er konnte sich denn auch nicht enthalten, den Fremden beim Abschied nochmals um seinen Namen zu bitten. — Mein Name ist: Goethe. — „Mein Himmel, sagte Reichard, ich hab's Ihnen ja beim Eintreten gesagt.“ — Was wollen Sie gesagt haben! Einen Kaufmann aus Hamburg haben Sie mir angekündigt und beim Eintreten haben Sie nichts gesagt, sondern etwas gemurmelt. Wenn Sie künftig Goethe ankündigen, so sprechen sie deutlich, Herr! . . . Schnell eilte Lafontaine zu seiner Frau: „Geschwind, Fiekchen, Goethe!“ Die gute Frau sah aber nichts weiter mehr von ihm, als seinen Zopf.

Auch die Professoren der Universität und Alles, was die Stadt an Schöngeistern beherbergte, kehrten gern bei dem gastlichen Manne ein, der einen gefüllten Weinkeller besass und als anregender und witziger Gesellschafter beliebt war.

August Lafontaine stammte aus einer französischen Emigrantenfamilie. Sein Vater hatte einst den Herzog Karl von Braunschweig nach Italien begleitet und war dann zu des Fürsten Hofmaler bestellt worden. Sein nachmals berühmter Sohn wurde ihm am 5. October 1758 zu Braunschweig geboren. Dieser besuchte anfänglich das Martineum seiner Vaterstadt, später die Schule zu Schöningen und bezog dann die Universität zu Helmstedt, um, dem Wunsche seiner inzwischen zur Witwe gewordenen Mutter folgend, Theologie zu studieren. Doch hat er sich um die Theologie allem Anschein nach wenig

bekümmert, scheint vielmehr, nach den etwas verworrenen Angaben seines Biographen zu schliessen, das Helmstedter Triennium ziemlich leichtfertig verbummelt zu haben. Es folgten die üblichen Hofmeisterjahre, die ihn nach Bartensleben führten, worauf er 1785 nach Braunschweig zurückkehrte, dort aushilfsweise ein paar Wochen lang am Collegium Karolinum unterrichtete und Eschenburg bei seiner Ausgabe der Beispielsammlung zur Theorie der schönen Wissenschaften zur Hand ging. Zumeist jedoch stand er am Markte müssig und harrte gelassen einer Anstellung in seiner Heimat. Als diese jedoch trotz aller Gönnerschaften ausblieb, griff er aufs Neue zu einer Hofmeisterstelle, die ihm der Oberst v. Thadden zu Halle anbieten liess.

Ende August 1786, grade während der Huldigungsfeier für König Friedrich Wilhelm II., zog der achtundzwanzigjährige Candidat der Theologie in die alte Saalestadt ein, in deren düsteren, rauchgeschwärzten Gassen es ihm anfänglich nur wenig behagen wollte. Doch wusste der lebenslustige und lebhafte Mann auch hier sich rasch heimisch zu machen. Es währte nicht lange, so bildete er den Mittelpunkt eines litterarischen Kreises, der eine Anzahl tüchtiger Talente umspannte: Fülleborn sprach in dieser litterarischen Gesellschaft über classische, Mnioch[60]) über deutsche Litteratur, Ersch über Erdkunde, Politik und Geschichte, Gräter, den Klopstocks Hermannsschlacht für germanisches Alterthum begeistert hatte, über nordische Mythologie, während Lafontaine selbst die englische und französische Litteratur in Vorträgen behandelte. Nur war leider dieser litterarischen Gesellschaft keine

lange Dauer beschieden: Ersch zog bald wieder gen Jena, Gräter kehrte 1789 nach seiner Vaterstadt Schwäbisch-Hall zurück, ein Jahr später vertauschte Mnioch die Hauslehrerstelle in Halle mit dem Rectorat in Neufahrwasser, und Lafontaine hatte nach glücklich bestandenem Examen die Feldpredigerstelle im v. Thaddenschen Regimente erhalten, mit dem er im Frühjahr 1790 nach Schlesien ins Feld zog. Die Reichenbacher Convention bereitete der unblutigen Campagne ein rasches Ende und bald konnte der Feldprediger wieder nach Halle zurückkehren. Länger währte der unglückliche Zug gegen Frankreich, wohin Lafontaine mit seinem Regimente am 14. Juni 1792 aufbrach. Er hatte dort reichlich Gelegenheit Land und Leute kennen zu lernen und konnte namentlich in Koblenz, dem Klein-Paris der Emigrirten, diese gründlich studieren. Ein gut Theil seiner Campagne-Erlebnisse hat er später in seinen Romanen verwerthet. Vor allem enthält „Klara du Plessis" so viel des Selbsterlebten, dass man diesen Roman gleichsam als sein Tagebuch aus dem Feldzuge betrachten kann.

Nach seiner Rückkehr nach Halle begann er eine fieberhafte litterarische Thätigkeit und bald war sein Ruhm als Romandichter in den weitesten Kreisen befestigt. Da entschloss er sich denn, fortan seine ganze Existenz auf die Feder zu stellen und sein Predigtamt zu quittiren, obwohl er als Kanzelredner eines grossen Zulaufs sich erfreute und vor allem als Casualredner beliebt war. Er war als Theolog der Rationalist reinsten Wassers. Alle sogenannten „unnützen" Lehren wusste er klug zu verschweigen, den dogmatischen Gehalt nach der praktischen

Elle zuzuschneiden, die biblische Redeweise mit dem Räsonnement des gesunden Menschenverstandes zu vertauschen. Reine Moral des Christenthums war es, was er vortrug — so versichert Gruber — und er habe die Wirkung auf das Herz niemals verfehlt, „weil er das menschliche Herz genau kannte und von allen Seiten zu fassen verstand.“ Wer auch nur einen seiner Romane gelesen hat, kann sich von der Art seiner Beredtsamkeit leicht eine Vorstellung machen und gerade die ihm eigene sentimentale Schönrednerei musste ihm die Gunst der Zeitgenossen und insbesondere die der Frauen erobern. Auch fiel natürlich von dem Ruhme des Romandichters auf den Pastor ein Abglanz und verlieh diesem in den Augen schöngeistiger Damen ein besonderes Interesse. „Es gab manch liebes Pärchen,“ so erzählt er selbst, „das von mir zur Ehe wollte eingesegnet werden, weil ihm meine Bücher gefallen hatten; sie meinten, weil der Romanschreiber Lafontaine so viel Pärchen copulirt, so könne es auch der Prediger Lafontaine, und man hatte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, dass bei dem Amt die poetische Licenz aufhöre.“

In behaglichem Wohlstande und glücklich in dem flüchtigen Ruhm des Tages lebte er noch mehr als drei Jahrzehnte in seinem Landhause an der Saale. Als sei er mit dem Pinsel Mings begnadet worden, so „stoben nun die Werke von seinen Händen.“ In alle Cultursprachen wurden seine Romane übersetzt. Er war der grosse Mann für rührsame und tugendhafte Geschichten. Auch äussere Ehren blieben nicht aus, indem ihn die Hallische philosophische Facultät nach Wiederherstellung der Universität

zum Ehrendoctor ernannte. Die Angriffe der Romantiker fochten ihn nicht an; er schrieb und schrieb weiter, bis endlich der Tod dem Dreiundsiebzigjährigen die Feder aus der Hand nahm. Er starb zu Halle am 20. April 1831.

Kein Ruhm ist vergänglicher als der eines Modeschriftstellers. Ein solcher kann von Glück sagen, wenn nicht schon bei seinen Lebzeiten sein Lorbeer verwelkt, das Publikum ihn nicht schon als Lebendigen zu den Toten wirft. Auch Lafontaine war bereits bei seinem Tode eine Tagesgrösse von gestern. Heute ist er vergessen; seine Romane, mehr als hunderfünfzig an der Zahl, deren jeder seiner Zeit eine Art litterarisches Ereignis war, sind längst verschollen und modern in dem grossen Massengrabe, das neben den seinigen auch die Bücher der Knigge und Wezel, der Miller und Müller beherbergt. Und doch übte er geraume Zeit hindurch auf die breite Schicht der Leser einen gewaltigen Einfluss und galt dem ganzen geistigen Mittelstande als litterarische Grösse. Für seine Bücher zu schwärmen, gehörte zum guten Ton, ihn nicht zu kennen, war ein Zeichen gesellschaftlicher Unbildung. Jedenfalls wird eine solche Position eines Lieblingsautors nicht leicht einem talentlosen Manne zu Theil werden und man wird sich hüten müssen, hinterher, nachdem die Litteraturgeschichte ihr Verdikt gefällt, die geistigen Qualitäten dieser vergessenen Modeschriftsteller allzu gering anzuschlagen. Auch in Lafontaines Massenproduktion steckt ohne Frage Talent, in seinen Erstlingswerken sogar eine ganz ansehnliche Summe, aber in seiner fahrigen Vielschreiberei musste allmählich das durch keine Selbstzucht gezügelte Talent elendiglich zu Grunde gehen. Es fehlte

dem von Haus aus aufs glücklichste begabten Mann jeder künstlerische Ehrgeiz. Er steckte sich sein Ziel immer niedriger und fabulirte munter darauf los, unbekümmert darum, dass sein Talent immer mehr sich verflachte und vergröberte.

Er begann seine litterarische Laufbahn mit dramatischen Arbeiten. Arnauds Euphemie hatte ihn zu einem (später bei Franke in Halle erschienenen) Trauerspiel: Antonie oder das Klostergelübde angeregt; fast gleichzeitig entstanden zwei Lustspiele: Die Prüfung der Treue und Die Tochter der Natur. Im Jahre 1789 folgten bei Göschen in Leipzig zwei Bändchen „Scenen“, denen sogar eine freundliche Anerkennung Schillers zu Theil wurde, der ihnen „viel Bildung in der Sprache, einen fliessenden Dialog,“ dem „Kleomenes“ (im zweiten Bändchen) insbesondere „sanfte Empfindungen“ nachrühmte, ohne freilich die „vielen Schlacken“ zu verschweigen. Aber Lafontaine fühlte bald, dass ihm als Theaterdichter kein rechter Erfolg blühte, da nur seine „Tochter der Natur“ sich längere Zeit auf der Bühne zu halten vermochte. Auch der Ruhm des Zeitungsschreibers konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen. Er gründete ein Museum für das weibliche Geschlecht und setzte später die von Bahrdt begonnene Zeitschrift für Gattinnen fort, zwei Blätter, die sich in Form und Inhalt ganz an die alten moralischen Wochenschriften anlehnten und diesen weder an Rührsamkeit noch an Langweiligkeit das mindeste nachgaben[61]).

Erst seinen Romanen sollte eine durchschlagende Wirkung beschieden sein. 1791 erschien als erster Band der

„Gemälde des menschlichen Herzens“ sein Erstling „Der Naturmensch,“ dem ein zweiter Roman „Der Sonderling“ auf dem Fusse nachfolgte. In beiden Romanen wagte er's, frisch an die Bewegungen der Zeit anzuknüpfen, beide beschäftigten sich mit pädagogischen Dingen, beide zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe und einem beachtenswerten Talent der Charakteristik. Der erstere polemisirt gegen Rousseau, indem er die üblen Folgen einer absondernden Erziehung in einer ganz geschickt erfundenen Fabel darstellt, der zweite schildert mit gutem Humor die derzeitigen Erziehungsreformatoren und stellt mit Laune und Treffsicherheit die Vertreter der guten alten Zeit denen einer neuen Generation gegenüber. Beide waren ein herzhafter Griff in die Gegenwart, beide reich an hübsch erfundenen Situationen, beide getragen von einer verständigen Gesinnung.

Auch der Stoff seines humoristischen Romans Quinctius Heymeran von Flamming war noch einem lebendigen Interesse der Gesammtheit entnommen. Etwa im Stile des „Siegfried von Lindenberg“ schilderte er hier, wie ein durch Adelsvorurtheile und grillenhafte Erziehung auf Irrwege geleiteter Edelmann durch die Schule der Liebe zu ächter Bildung geführt wird. Eingehend behandelte er hier das Verhältniss zwischen Adel und Bürgerstand, speciell auch den Ehrbegriff des Adels, und da er dabei aus einer Fülle eigener Beobachtungen und Erlebnisse schöpfen konnte, weil ja der Feldprediger mit den adligen Offizieren seines Regiments tagtäglich in engster Fühlung stand, so gewann dieses Bild eine

Frische und Anschaulichkeit, die er später nur selten wieder erreicht hat.

Man wird zudem gerade den gut bürgerlichen Zug in diesen Erstlingsromanen nicht übersehen dürfen, will man das Geheimniss ihres ausserordentlichen Erfolges erklären. Auch Lafontaine gehörte zu denjenigen, die in der französischen Revolution ein Anzeichen fanden für das, was dereinst überall auch auf deutschem Boden sich ereignen könne, wenn Regierungen und Privilegirte die in den französischen Ereignissen enthaltene Warnung nicht beherzigten. Er wollte auch an seinem Theile warnen und zugleich einer freieren und lebendigeren Betheiligung an politischen und sozialen Dingen das Wort reden. Er verfolgte überall eine aufklärerische Tendenz und erwartete alles Heil vom Mittelstande, vom deutschen Bürgerthum. So lässt er seinen Hermann Lange in dem gleichnamigen Roman sagen: „Die Aufklärung ist kein Blitz in der Nacht, der auf einen Augenblick das stärkste Licht giebt, nebenher blendet und es dann nur desto dunkler werden lässt, sondern das Anbrechen des Tages, der allmählich ganz erhellt. Ehe man sich es versieht, wird die Sonne da sein. Lass mich auch das noch sagen: So wie die Sonne von unten heraufsteigt, so muss die Aufklärung aus dem Mittelstande kommen. Er kann, eben weil er in der Mitte ist, nach oben und nach unten wirken.“ Viele hohle Phrasen und viele Schlagwörter des Tages, die so hübsch der herrschenden Aufklärungsbildung schmeichelten, liefen freilich mit unter, aber im Ganzen war es doch eine wackere und verständige Gesinnung, die hier zum Ausdruck kam.

Kaum aber hatte Lafontaine einen kleinen Schritt aus der Ueberschwänglichkeit und Unnatur des derzeitigen Romans heraus zu Wahrheit und Natur hin gewagt, als er auch schon zaghaft wieder zurückwich. Denn von einer vollen und freudigen Hingabe an Gegenwart und Wirklichkeit war er noch weit entfernt und kaum kam nun die Lawine seiner Romane ins Rollen, als ihm auch das bischen Frische und Schärfe der sinnlichen Auffassung rettungslos wieder verloren ging. Den zwei, die Schicksale der Emigranten schildernden Romanen „Klara du Plessis“ und „Saint-Julien“ folgten Schlag auf Schlag „Die Familie von Halden“, „Hermann Lange,“ „Engelmanns Tagebuch“, „Das Leben eines armen Landpredigers“, „Theodor“ und wie die übrigen alle heissen, und daneben eine Unsumme kleiner Erzählungen — eine wahre Flut flachster Alltagslectüre, die lediglich „zur Befriedigung des masslos trockenen Lesedurstes“[62]) des Volkes bestimmt war. Immer laxer wurde die Moral, immer seichter die Darstellung, immer grösser der Aufwand an Empfindsamkeit. Ein sentimentaler Familienroman folgte dem andern; in jedem derselben drehte sich der Verfasser in demselben Kreise; immer wieder begegnen uns dieselben braven Majors und dieselben schlechten Minister und Präsidenten; alle seine Charaktere sind stereotyp und auch die Situationen sehen sich bisweilen zum Verwechseln ähnlich. Seine Phantasie spazierte in aller Welt umher und blieb doch immer in Halle. Allenthalben dieselbe fatale Mischung des aufklärerischen Pragmatismus mit dem Bodensatze der Empfindsamkeit. Von innerer Einheit und Nothwendigkeit der Entwicklung

war bald keine Rede mehr. Er schrieb blindlings darauf los und reihte wahllos an einander, was ihm gerade an einzelnen Scenen zur Hand war. Merkel sowohl wie sein Biograph Gruber wissen allerdings auch über die Art seines Schaffens Anecdoten zu erzählen, die klärlich beweisen, dass ihm allmählich jeder Sinn für Einheit und organische Bildung abhanden gekommen war. Wenn seine Frau — so erzählt beispielsweise Gruber — bei der Lectüre der Aushängebogen merkte, dass eine Person, die ihr besonders lieb geworden, unglücklich werden könne, so sagte sie zu ihm: „Aber Lafontaine, Du machst doch diese nicht unglücklich?" Nur wenn er schlechterdings nicht anders konnte, erwiderte er: ja, sie dauert mich selbst, aber retten kann ich sie wahrhaftig nicht. Sah er aber auch nur einen fernen Schimmer von Hoffnung, so sagte er gewiss: Nun wir wollen sehen und setzte dann alle Hebel zur Rettung in Bewegung.

Auch der Stil wurde natürlich bei solcher Massenschriftstellerei immer farbloser und zerfahrener.

Kein Wunder daher, dass als die Romantiker ihren kecken Kriegszug gegen die anspruchsvolle Plattheit und Philisterhaftigkeit der herrschenden Tagesgötzen begannen, Lafontaine als einer der ersten über die Klinge springen musste. Wilhelm Schlegel gab im Athenäum (I 1, 149 fg) das Signal zum Angriff. Er schilderte launig die Schreibseligkeit des „fröhlichen Mannes" mit seiner „ein wenig auf den Kauf gemachten Moral" und hob besonders hervor und zwar mit Fug und Recht, wie diese Art Romane den Hang zur Erschlaffung und Passivität beförderten. Fein und treffend führte er aus, wie Lafontaine

über allem Schildern nicht zum Darstellen komme, wie verfänglich der ganze Unschulds- und Tugendapparat dieser Romane sei und wie die philosophische Universalität, die dieselben zur Schau tragen, in allgemeine Plattheit ausarte.[63]) Später gab er noch einmal in seinen Vorlesungen[64]) eine treffende Charakteristik dieser Familienromane aus Halle. Lafontaine — so heisst es hier — „hat ein gewisses Talent, die Heftigkeit charakterloser Affecte zu schildern, was bey seinem ersten Auftreten mehr erwarten liess; er ist nachher ganz in die Breite gegangen, eine gutmüthige Theilnahme an den Schicksalen seiner erdichteten Personen ist das Eins und Alles seiner Begeisterung; ohne Verstand, eigentlich auch ohne Phantasie, weiss er zu nichts seine Zuflucht zu nehmen, als zu dem hergebrachten wohlthätigen Edelmuth, zu Liebschaften, die aus früher Gewöhnung in der Kindheit entstanden seyn sollen, dann Trennung und allerley Leiden erfahren und endlich, damit es nicht zu traurig endige, dem Ziele der Vereinigung entgegen geführt werden.“ Die übrigen Romantiker stimmten in den vom Athenäum angeschlagenen Ton ein, und bald war der „Wassermann“ Lafontaine — Andere nannten ihn den „robusten Schwätzer“ — allenthalben der Gegenstand wuchtiger kritischer Ausfälle oder die Zielscheibe des Spottes.

Er selbst aber liess sich durch derlei üble Erfahrungen seine gute Laune nicht verderben und begnügte sich damit, an den Gegnern in seinen letzten Romanen seinen zahmen Witz zu üben. Zugleich versenkte er sich, gleichsam wie zum Troste, immer tiefer in seine geliebten Griechen und überraschte zu guterletzt seine Freunde wie seine

Gegner mit Neuausgaben des Aeschylus (1822) und der Hekuba des Euripides (1826), die ihm jedoch nur neuen Spott eintrugen. „Lafontaine — so schrieb Heinrich Voss an Goethe (Heidelberg, 20. April 1822) — Lafontaine hat einen ganz curiosen Aeschylos in die Welt gesetzt. Man hat mich aufgefordert, ihn zu knuten. Aber das geschieht nicht, schon wegen der Grundehrlichkeit des Biedermannes. Unbegreiflich aber ist mir's, wie ein Mann von Phantasie und Gefühl so wenig in den Aeschylos sich finden konnte. Die Tiefen dieses Genius scheinen ihm wie verschlossen zu sein."

Die Culturgeschichte darf an den Romanen dieses „grundehrlichen Biedermannes" nicht vorübergehen, weil man kaum irgendwo sonst die breiten Wirkungen des Rationalismus deutlicher erkennen kann. Lafontaine ist durchaus ein Geistesverwandter Friedrich Nicolais, nur mit einem starken Zusatze von Sentimentalität, die dem mehr kritisch beanlagten Berliner Aufklärer fremd war. Beide, der Geistliche wie der Buchhändler, standen auf der äussersten Linken des Rationalismus; beider Geistesart genügte völlig eine „natürliche Geschichte des grossen Propheten von Nazareth"; ihr ganzes Christenthum hatte sich in eine seichte Popularphilosophie mit moralischer Tendenz aufgelöst. Beide stecken sie noch durchaus in jener kleinlichen teleologischen Betrachtungsweise, die, von der Idee der Zweckmässigkeit ganz durchdrungen, überall den weisen Apparat von Zwecken und Mitteln bewundert, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass es nur die eigene Weisheit ist, die sie in die Dinge hineinlegt und in ihnen bewundert. Beider religiöse Bedürfnisse waren die denkbar

bescheidensten; mit der Annahme eines wohlgesinnten Gottes erschienen ihnen alle Widersprüche des Weltlaufs ausgeglichen, alle Unruhen des Herzens beschwichtigt. „Was bedarf ich, um glücklich zu sein?“ so fragt Lafontaine in seinem ersten Roman. „Einen gesunden Magen, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund und Frieden mit mir selbst —“ und er wird nicht müde, diese hausbackene Moral in allen seinen poetisch und religiös bettelarmen Romanen weitschweifig zu wiederholen. Aber gerade diese Mischung von platter, handgreiflicher Moral mit weichlicher Sentimentalität verschaffte seinen Büchern den grossen Leserkreis im deutschen Mittelstande. Da war Alles so hübsch natürlich, so gemeinverständlich, so bürgerlich und so aufgeklärt und vor allem Alles so gemüthlich, dass die Leser sich nicht satt lasen. Und gerade dieser gemüthliche Zug — die Gemüthlichkeit im plattesten Sinne genommen — ist bei der Würdigung des ausserordentlichen Erfolges dieser Romane nicht zu unterschätzen. Der Dichter schreibt in Schlafrock und Pantoffeln, die Pfeife im Munde, recht bequem und ungenirt, und diese Ungenirtheit gefiel dem Publikum ganz unbändig, weil es nun auch seinerseits bei der Lectüre keinerlei geistige Toilette nöthig hatte. Alles liebenswürdig, brav, ehrbar, behaglich und commode: eine gemüthliche Moral, eine gemüthliche Religion, eine gemüthliche Toleranz; hätte der ehrwürdige Pfarrer von Grünau Romane geschrieben, sie würden ohne Zweifel den Lafontaineschen zum Verwechseln ähnlich gewesen sein.

Und so hatte denn auch der Kampf der Romantiker gegen den Hallischen Feldprediger eine tiefere und all-

gemeinere Bedeutung, als nur die, einen schlechten Romanschreiber totzuschlagen. Es ist im letzten Grunde der Kampf, der durch alle Zeiten hindurchgeht: der Kampf des zur Sonne gewendeten Idealismus gegen die am Staube klebende Oberflächlichkeit, der Kampf des geistigen Fortstrebens gegen die immer fertige Selbstgenügsamkeit, für die keine Fragen und keine Probleme mehr vorhanden sind und der Kampf endlich gegen eine Toleranz, die nicht Kraftgefühl und Kraftbethätigung ist, sondern das gerade Gegentheil.

Als der Feldprediger Lafontaine im Juli 1792 mit dem v. Thaddenschen Regimente nach Frankreich ausrückte, marschirte in demselben Regimente als gemeiner Soldat ein Mann mit, der gleich jenem von Haus aus Theolog war und gleich jenem Romane schrieb.

Es war der Magister Friedrich Christian Laukhard, der in einem wüsten Leben innerlich und äusserlich dermassen verbummelt war, dass er schliesslich von den Preussen Handgeld genommen und den Werbern gefolgt war. Er war ein Pfälzer Kind und Altersgenosse Lafontaines. Schon im Elternhause hatte der zuchtlose und frühzeitig mit allen Lastern vertraute Junge den Seinigen schweren Kummer bereitet, war dann auf den Hochschulen zu Giessen, Jena und Halle vollends versumpft und zu jedem ordentlichen Berufe verdorben. Frivol durch und durch trieb er mit der Theologie sein Gespött und gefiel sich in einer zügellosen bramarbasirenden Freigeisterei. Er vertrank sein ursprüngliches Talent in Branntwein und

verscherzte sich durch seinen unsittlichen Lebenswandel auch den letzten Rest von Achtung. In einem Anfall von Reue über sein verpfuschtes Leben war er dann Soldat geworden, aber auch die eiserne Disciplin des preussischen Korporalstockes konnte seinen Leichtsinn nicht brechen. Während der unglücklichen Campagne gestaltete sich sein Leben völlig romanhaft. Er liess sich während der Blokade von Landau zu der so gefahrvollen, wie unwürdigen Rolle bestimmen, den Commandanten Denzel, einen ehemaligen Universitätsfreund, zur Uebergabe zu bewegen; er gerieth bei diesem Handel unter die französische Armee, lag lange im Lazareth zu Dijon und erst nach den abenteuerlichsten Irrfahrten und Zwischenfällen gelang ihm endlich die Heimkehr. Seitdem bummelte er in Halle als Privatgelehrter weiter, gab hin und wieder ein paar französische Stunden, blieb aber selten lange bei der Stange, so dass er fast ganz auf das angewiesen war, was er sich mit der Feder erwerben konnte. Noch einmal schien er sich später zusammenzuraffen und ein neues Leben beginnen zu wollen. Es wurde ihm 1806 eine Pfarre in Veitsrodt im Saardepartement anvertraut, doch schon nach ein paar Monaten ging er derselben wegen seines anstössigen Lebenswandels wieder verlustig. Vagabundirend zog er fortan von Ort zu Ort und war zeitweilig völlig verschollen. Er soll ums Jahr 1827 gestorben sein.

Seine Romane, von denen er einige während seiner Soldatenzeit, als „Musketier unter dem v. Thaddenschen Regiment zu Halle“ geschrieben hat, sind nicht ohne Talent, aber es ist ein rohes und zuchtloses Talent, das aller künstlerischen Anforderungen spottete. Sein

„Franz Wolfstein oder Begebenheiten eines dummen Teufels“ (1799) steht unter dem Einfluss der humoristischen und satirischen Romane von Musäus, aber die gesellschaftlichen Voraussetzungen und die Charaktere sind zum grossen Theil Zerrbilder, die Satire schiesst über das Ziel hinaus oder daran vorbei, die psychologische Führung scheut sich nicht vor den grellsten Unglaubwürdigkeiten. Eine Satire allergröbsten Kalibers ist sein „Marki von Gebrian“ (1800), die tragikomische Geschichte eines französischen Emigranten, die jedoch wegen zahlreicher frisch aus dem Leben gegriffener Schilderungen nicht ganz ohne Werth ist. Denn gleich Lafontaine hatte auch Laukhard am Rheine reichlich Gelegenheit gehabt, das Leben und Treiben der Emigrirten kennen zu lernen, und nicht ohne Bitterkeit und Grimm gab er hier eine Schilderung des zügellosen Gebahrens jener zum Theil höchst verdächtigen Gesellen, die nach der französischen Revolution in Deutschland sich einnisteten. Eine ähnliche Tendenz verfolgte seine Geschichte des Rheingrafen Karl Magnus (Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus 1798), die er selbst als einen „derben Beitrag zur Geschichte des Despotismus unserer Duodez-Monarchen“ und zugleich als einen Beitrag zur Beantwortung der Frage bezeichnete, „warum so viele Unterthanen in der Rheingegend mit ihrer Regierung äusserst unzufrieden waren und den Franzosen so schnell, fest und häufig anhingen.“ Er schilderte treffend das Durcheinander von kleinen geistlichen und weltlichen Gebieten, reichsstädtischen Gemeinwesen und reichsritterlichen Gütern in den Rheinlanden, in denen Feudalismus und Pfaffenthum

um die Herrschaft rangen, aber Alles war weitschweifig, geschwätzig, ohne künstlerische Composition und vor Allem ohne jeden sittlichen Ernst. Er schoss in der Schilderung des Rheingrafen selbst weit über das Ziel hinaus und tischte mit einem gewissen cynischen Behagen dem Leser die tollsten Scandalosa auf.

Im gleichen Jahre wie der „Rheingraf" erschien der erste Band seiner Annalen der Universität Schilda, oder Bocksstreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Deutschland (drei Bände 1798—1799). In erster Linie hatte er bei diesen karikirten Schilderungen des Universitätslebens ohne Frage Giessen im Auge, doch schöpfte er zugleich auch aus seinen Erlebnissen in Jena und Halle. „Ich kenne — so konnte er mit einigem Recht sagen — wahrlich die Akademien so gut, als sie einer kennt und weiss den Schnickschnack von jeder Seite aus Erfahrung zu würdigen." Mit einer Art ingrimmiger Laune entwarf er ein grelles Zerrbild der „gelehrten Handwerks-Innungen" und „Musen-Herbergen" und goss die volle Schale seines Spottes über den ganzen „akademischen Plunder", über Promotionen und Disputationen, über akademische Justiz und Polizei und andere gelehrte „Narreteien und Zöpfe". Nicht minder grell schilderte er aus eigener gründlicher Erfahrung die Auswüchse des studentischen Lebens und vor Allem in diesen, zum Theil allerdings höchst unsauberen und widerlichen Schilderungen liegt der Werth des Buches, weil dieselben immerhin, mochte auch manches übertrieben und verzerrt sein, ein anschauliches und farbiges Bild der wirklichen Zustände zeichneten.

Und ebenso ist auch Laukhards eigene Lebensbeschreibung[65]) ein interessanter culturgeschichtlicher Beitrag. Diese dickleibige, fünf Bände starke Selbstbiographie ist wohl eines der merkwürdigsten Bücher, das je in deutscher Sprache gedruckt worden ist. Mit einer Offenherzigkeit ohne gleichen stellt sich der Autor selbst an den Pranger und schenkt uns nicht einen seiner rüden Streiche. Er erspart uns nichts, gar nichts, sondern beichtet uns selbst die allerabscheulichsten und nichtsnutzigsten Dinge. Wir müssen mit ihm durch den ganzen Schlamm und Schmutz eines Lebens, das sich selbst zu Grunde richtete, weil ihm jeder sittliche Halt mangelte. Aber diese Offenherzigkeit hat denn doch mit Cynismus eine ganz verzweifelte Aehnlichkeit; es macht sich hier, wie in den Rousseauschen Confessionen, auf allen Blättern eine solche Koketterie mit der eigenen Lasterhaftigkeit breit, dass gegen diese Bekenntnisse jedes gesunde sittliche Gefühl sich empören muss. Die unsaubere Phantasie des Autors lässt ihn mit wahrem Behagen die schlüpfrigsten Scenen ausmalen, und die Sache wird wahrlich dadurch nicht besser, dass er hinterher moralische Warnungstafeln aushängt und mit einem Male eine sittliche Entrüstung zur Schau trägt. Das Werthvollste seiner thatsächlichen Mittheilungen sind auch hier — abgesehen von seinen Erlebnissen während der Campagne in Frankreich — seine Schilderungen der Zustände auf den verschiedensten deutschen Universitäten, von denen man allerdings mancherlei wird abdingen müssen, da der Groll über seine eigene Verlotterung ihn immer wieder zu Uebertreibungen hinriss und er zudem ersichtlich bemüht war, ein gut

Theil der Schuld an seinem sittlichen Bankerott den akademischen Zuständen aufzubürden. Auch verfolgte er ja nach seinem eigenen Geständniss in diesem Buche eine gewisse moralische Tendenz, denn er wollte „warnen, zurückscheuchen und bessern.“

Aber es war die Moralpredigt Eines, der bei der Gewissensagonie des Franz Moor angelangt war und der schliesslich doch auch diese Beichte nur deshalb niederschrieb, um seine Lebenswirrsale litterarisch auszunutzen.

5. Theaterhändel.

Die Anfänge der Hallischen Theatergeschichte sind eine wahre Leidensgeschichte, und kaum irgendwo sonst hatte die deutsche Bühne einen schwereren Kampf ums Dasein zu bestehen, als in der Musenstadt an der Saale. Während der ganzen ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren alle ihre Versuche, hier festen Fuss zu fassen, vergeblich gewesen; immer wieder zog sie in den erbitterten Kämpfen mit dem Pietismus den Kürzeren; jeder neue Versuch, hier eine Schaubühne aufzuschlagen, endigte mit einer demüthigenden Niederlage. Von den Universitätsbehörden wurden die armen Komödianten mit ausbündigster Verachtung, von der Bürgerschaft mit gründlichem Misstrauen behandelt, und selbst alle kurfürstlichen und königlichen Concessionen konnten sie nicht davor schützen, als Landstreicher und Gesindel behandelt zu werden, die man den herumziehenden Seiltänzern und Messbudenkünstlern durchaus gleichstellte. Es war ein ewiges Kommen und Gehen: die Gesellschaft, welche heute mit frohen Hoffnungen in die Stadt eingezogen war, musste morgen mit Schimpf

und Schande wieder abziehen, und erst unter König Friedrichs Regiment fand auch hier die Schaubühne zeitweilig eine leidlich sichere Freistätte. Nicht sogleich freilich, sondern es bedurfte auch dann noch schwerer Kämpfe, bis man ihr endlich so viel Luft und Licht vergönnte, dass sie um das Interesse des gebildeten Publikums zu werben im Stande war.

Ihr erbitterster Gegner war, wie gesagt, der Pietismus, der in seiner Reaction gegen das Masslose und Wilde einer zügellosen Zeit weit das Mass überschritt und die Komödie schlechtweg für eitel Teufelswerk und gefährliche Frivolität ansah. Principiell freilich rechnete man den Theaterbesuch gleich dem Tanzen oder Kartenspiel unter die sogenannten Adiaphora, das heisst gleichgiltigen Dinge, in der Praxis aber war mit diesem Zugeständniss nur wenig gewonnen. In einem interessanten Gutachten[66]) hatte 1698 die theologische Facultät eingehend über ihre Stellung zur Frage des Tanzens, der Komödie und ähnlicher Vergnügungen sich ausgesprochen und darin ausgeführt, dass der Umstand, dass eine christliche Obrigkeit etwas zulasse und dulde, solche Dinge noch keineswegs zulässig und für Christen unbedenklich mache. „Denn so man nicht einmahl gehorchen darf, wenn was böses geboten und befohlen wird, sondern Gott mehr gehorchen muss als den Menschen; wie viel weniger kann man mit gutem Gewissen dasjenige böse thun, was gleichwohl keine Obrigkeit gebeut, sondern nur erlaubet und nicht straffet? Wiewohl auch dieses die Obrigkeit für Gott nicht entschuldigen kann, sondern vielmehr schwere Verantwortung ihr zuziehen wird.“ So lange dergleichen Dinge als indifferent angesehen und

auch von der Obrigkeit gebilligt würden, sei ein wahres Christenthum unmöglich, denn was anderweit gebaut werde, werde durch solche Zulassung wieder eingerissen. Noch energischer sprach sich Buddeus in seiner „Einleitung in die Moral-Theologie" (Leipzig 1719 S. 533) aus. „Unter den Hindernissen der Keuschheit und Reinigkeit — so heisst es hier — begreifen wir Alles, was die unreinen Begierden reizen und entzünden kann." Und dazu gehöre vor allem „die Lesung schandbarer Bücher, als da sind Romane oder Liebesgeschichten, Komödien und theatralische Schauspiele." Letztere würden sicherlich keine Zuschauer finden, wenn sie nicht dazu dienten, die bösen Begierden der Menschen zu erregen und zu unterhalten.

Durch solche Aeusserungen war der theologischen Facultät ihre Haltung in der leidigen Theaterfrage klar vorgezeichnet. Und es war ja ohne Frage ehrliche Angst um das Seelenheil ihrer Pfarrkinder, welche die Francke und Lange zu immer neuen Protesten gegen die Schaubühne antrieb, aber es war nichts desto weniger ein verhängnissvolles Unterfangen, durch ein trübseliges Verketzern selbst der harmlosesten Vergnügungen gegen alle Lebensäusserungen der Kunst Misstrauen zu säen und damit eine Beschränktheit zu befördern, welche dem Apostelwort: „Alles ist euer" schnurstracks zuwiderlief. Ebenso wie der Pietismus durch das einseitige Betonen der Erweckung mehr und mehr das Verständniss für die Probleme und Arbeiten der Wissenschaft abstumpfte, indem ihm „gläubig" und „ungläubig" nicht mehr nur religiöse, sondern zugleich wissenschaftliche *termini* geworden waren, ebenso beförderte er durch sein schroffes Ablehnen aller weltlichen Künste

ein bedenkliches Banausenthum, das unser nationales Leben ernstlich gefährdete. Schon die Schulkomödie, welche während des siebzehnten Jahrhunderts auf dem lutherischen Gymnasium eifrige Pflege gefunden hatte, war von der pietistischen Geistlichkeit nur mit Misstrauen betrachtet worden, und als nun gar um die Wende des Jahrhunderts die erste wandernde Komödiantentruppe in Halle einkehrte, da begann die theologische Facultät sofort ihr schwerstes Geschütz aufzufahren und zugleich den starken Arm des Kurfürsten zum Schutz gegen die gefahrdrohende Invasion anzurufen. Und wie dieses erste Mal, so auch ferner meist mit Erfolg, so dass August Hermann Francke in einem vom 27. April 1699 datirten Memorial mit stolzer Genugthuung schreiben konnte: „Bei der Universität sind wir bald innen worden, was durch die Komoedianten und dergleichen Volk bei unserer studirenden Jugend für gross Unheil angerichtet werde, daher wir denn auch einige mal erhalten, dass dieselben nicht *agiren* dürfen"[67].

Wenn Kurfürst Friedrich III. so bereitwillig auf die Wünsche der Hallischen Pietisten einging, so entsprang das wohl lediglich dem Interesse, welches er der von ihm begründeten Hochschule entgegentrug, schwerlich aber eigenen religiösen Bedenken. Denn der nachmalige erste König von Preussen stand, wie genugsam bekannt, der pietistischen Bewegung innerlich durchaus fern und es waren wesentlich praktische Erwägungen, zum Theil wohl auch der Einfluss Dankelmanns, die ihn solchen Wünschen Franckes geneigt machten. Anders war die Stellung Friedrich Wilhelms I. zu dem Hallischen Theologen, so wenig auch er anfänglich selbst pietistisch gesinnt war.

Wohl hatte er das Aufblühen der gemeinnützigen Stiftungen Franckes mit aufrichtiger Freude verfolgt und diesem seine persönliche Gunst zugewendet, aber als praktischer Staatsmann stand er denn doch zahlreichen Forderungen des Pietismus kühl und ablehnend gegenüber. „Es sei," so äusserte er im Herbst 1719 zu Francke, „für einen Weltmann, besonders für einen Regenten schwierig, immer nach den strengen Vorschriften des Gewissens zu handeln; wer von seinen Renten lebe, für den sei die Frömmigkeit eine leichte Sache." Erst nach Franckes Tode trat der König dem Pietismus innerlich näher, obwohl auch dann noch seine religiösen Interessen nach pietistischem Maassstabe gemessen sehr unsicher erscheinen mussten. Nur seine Beurtheilung der Komödie deckte sich von jeher vollkommen mit der Franckes: diese gab er ohne weiteres als sündlich preis, während ihm beispielsweise auf die Parforcejagd zu verzichten unmöglich schien. Wir besitzen über seine Stellung zum Theater ein charakteristisches Zeugniss des jüngeren Francke, welcher im Herbst 1727 einer Einladung an das königliche Hoflager in Wusterhausen gefolgt war, nachdem unmittelbar vor ihm Freylinghausen als Gast beim Könige geweilt hatte. „Der König", so erzählt August Gotthilf Francke in seinem Tagebuche,[68]) das er über diesen achttägigen Besuch in Wusterhausen geführt hat, „der König fragte auch wieder, was ich von Comödien hielte." Francke erklärte es natürlich für sündlich, denselben beizuwohnen, „weil das Gemüth dadurch von Gott abgekehret und vereitelt werde, auch sich hernach nicht wieder so, wie man wünsche, zu Gott kehren könne." Der König — so fährt der Bericht

fort — habe über die Antwort sein Wohlgefallen bezeugt und zum General Grumbkow gesagt: „Habe ich das nicht auch gestern gesagt? Wenn man hernach beten, zum Abendmahl gehen und Gottes Wort hören will, so fallen einem die Possen immer wieder ein. Wenn ich in Bristol oder sonst, wo ich nicht zu befehlen habe, eine Komödie sehen wollte, da würde ich nichts ausmachen; aber wo ich zu befehlen habe, da kann ichs nicht verstatten und dadurch autorisiren, denn so würde ich schuldig an allem Bösen, was dadurch geschieht. Ob ich gleich sonst nicht wehren kann, dass viel Böses geschieht, so kann ich doch nicht davor; aber wenn ichs autorisire, so muss ich die Schuld tragen." Und klug genug wussten die Hallischen Theologen mit diesen wunderlichen Gewissensbedenken des Königs zu rechnen und ihn immer aufs Neue ihren Wünschen geneigt zu machen. So nur konnte es geschehen, dass sie aus allen den zahllosen, unsäglich unerquicklichen Theaterhändeln stets als Sieger hervorgingen.[69])

Diese Kämpfe im Einzelnen darzustellen, wäre nutzlos, denn ihre Entwicklung wie ihr Ausgang sind immer dieselben. Kaum hatte eine Truppe ihre Schaubühne aufgeschlagen, so begannen sofort die Eingaben und Beschwerden der Universität; die Komödianten wurden aus der Stadt vertrieben, worauf sie sich in den benachbarten Dörfern einnisteten, bis durch ein neues Verbot auch der weitere Umkreis der Stadt von den gefürchteten Gauklern gesäubert war. So erging es bereits im Herbst 1696 einer nicht näher zu ermittelnden Truppe, der nach knapp vierzehn Tagen auf Gesuch der Universität vom Magistrat die Bühne geschlossen wurde. Aber die pietistischen

Eiferer waren damit noch nicht zufrieden. Sie richteten zugleich an den Kurfürsten (unterm 31. Oktober 1696) eine Eingabe mit der Bitte, darauf hinzuwirken, dass Komödianten oder andere ähnliche Leute, welche „ihre Pickelheringe aufstellen“, überhaupt nicht mehr, oder doch höchstens nur drei bis vier Tage in der Stadt geduldet werden sollten. Als drei Jahre später diese Bitte dringend wiederholt wurde, erfolgte in der That am 6. Juli 1700 ein kurfürstlicher Erlass, wonach theatralische Aufführungen und Pickelheringspossen in der Stadt Halle gänzlich verboten wurden. Die Universität hatte den ersten Sieg erfochten, das Schicksal des Hallischen Theaters war damit entschieden.

Zwar das lebenslustige Wandervölklein der Schauspieler liess sich so leicht nicht abschrecken; konnte ihres Bleibens nicht sein, so war ihr Reisewagen schnell wieder gepackt und schwankte mit seinen theatralischen Herrlichkeiten auf der Landstrasse weiter. So fuhr im Frühjahr 1704 die Veltheimsche Bande in Halle ein, deren früherer Prinzipal, der Magister Joh. Veltheim, vordem zu Dresden eine Truppe von Hofkomödianten gehalten hatte[70]). Seine Witwe, die nach seinem Tode die Leitung der Gesellschaft übernommen hatte, konnte der Hallischen Behörde eine königliche Ordre vorweisen, die sie ermächtigte, einen ganzen Monat hindurch „moralische Komödien, worinnen nichts Scandaleuses vorkommt“ zur Darstellung zu bringen. Aber sie hatte die Rechnung ohne die Universität gemacht. In energischen Eingaben und Protesten erinnerte diese an jenes kurfürstliche Edikt vom 6. Juli 1700 und erreichte auch wirklich die königliche Bestätigung desselben. Seit-

dem blieb bis zu König Friedrichs I. Tode der Theaterbann über Halle in Kraft und dem Seelenheil der Studenten drohte von dieser Seite her keine Gefahr mehr.

Als dann Friedrich Wilhelm I. den preussischen Königsthron bestiegen hatte, erneuerte er unterm 12. Oktober 1715 seines Vaters Verbote wider „Komödianten, Harlekine oder Marktschreier,“ und da das fahrende Schauspielervolk wusste, dass mit diesem Monarchen nicht zu spassen sei, so ging es fortan der kunstfeindlichen Stadt vorsichtig aus dem Wege. Mehr als zwei Jahrzehnte hindurch — von 1704 bis zu Anfang des Jahres 1728 — wagte sich keine Komödiantentruppe mehr in das Hallische Weichbild. Erst im Januar 1728 gelang es Wilhelm Durham, dem Prinzipal einer englischen Gesellschaft, auf Grund einer königlichen Concession sich von der Kriegs- und Domänenkammer die Erlaubniss zum Spielen zu erwirken. Doch die Universität war nicht gewillt nachzugeben, und sie durfte um so eher auf die Willfährigkeit des Königs rechnen, da ja dieser erst unlängst dem jüngeren Francke gegenüber seine Stellung zur Komödienfrage mit einer den Pietisten hocherfreulichen Entschiedenheit formulirt hatte. Flugs waren die Universitätsbehörden mit einer geharnischten Beschwerde über das „Gesindel“ bei der Hand und erreichten es, dass unterm 20. Februar 1728 das frühere Edikt gegen theatralische Aufführungen nicht nur bestätigt, sondern sogar noch verschärft wurde. Weder in der Stadt noch in den Vorstädten sollten Komödianten ferner geduldet werden; auch verfügte der König ausdrücklich, dass die den Gesellschaften etwa ertheilten Concessionen auf die Stadt Halle und ihre Vorstädte „der studirenden Jugend

halber“ keine Anwendung finden sollten, „sondern es sollen vielmehr völlig und auf immerwährende Zeiten dergleichen Leute dorten nicht weiter geduldet werden.“ Mit diesem kategorischen Verbot war den Universitätsbehörden eine scharfe Waffe in die Hand gegeben, von der sie noch einmal mit Erfolg Gebrauch machten. Im Sommer 1737 nämlich hatte sich im Dorfe Stichelsdorf im Amte Petersberg bei Halle die Gesellschaft Johann Ferdinand Beck's niedergelassen, deren Prinzipal Hanswurst und Zahnbrecher in einer Person, ein hochfürstlich waldecksches Privilegium besass und seine Truppe stolz als „Hochdeutsche Hofkomödianten-Gesellschaft“ bezeichnete. Aber seine Speculation auf den Zulauf der Hallischen Studenten schlug fehl; ihm wurde auf Veranlassung des Prorectors sofort das Handwerk gelegt, und als er Miene machte, sich den Anweisungen der Behörde zu widersetzen, wurde er mitsammt seiner Gesellschaft ohne viel Federlesens in Giebichenstein eingesteckt.

Die geistlichen Gegner des Theaters in Halle mussten diesen Erfolg mit um so grösserer Genugthung begrüssen, als sie vier Jahre zuvor eine empfindliche Niederlage erlitten hatten. Denn der König war in seinen Launen unberechenbar: eben hatte er ausdrücklich verfügt, dass er alle von den Komödianten vorzuweisenden Concessionen auf Halle „nicht extendiert wissen wolle“, als er unterm 1. Juli 1733 dem berüchtigten Hofkomödianten v. Eckenberg, einem Sattlergesellen aus Bernburg, der sich anfänglich als „starker Mann“ producirt hatte, eine besondere, auf Halle lautende königliche Concession ausstellen liess. Dieser Eckenberg durfte sich der ganz beson-

deren Gunst des Königs erfreuen. Er hatte im Jahre zuvor das Prädicat eines Hofkomödianten und damit das Privilegium erhalten, in Berlin und in den Provinzen mit seinen Leuten „künstliche Spiele zu treiben und *Comoedien* anzustellen," unter der Voraussetzung freilich, dass dabei nichts Scandalöses, Garstiges, Unverschämtes, noch „viel weniger etwas Gottloses und dem Christenthum nachtheiliges vorgebracht" werde, sondern nur „innocente Sachen, so den Zuschauern zum honneten Amusement und Ermahnung zum Guten gereichen können" gespielt würden.[71]) Gleichwohl herrschte gerade in dieser Truppe eine Sittenrohheit und Zügellosigkeit, die ihre Darstellungen zu einem öffentlichen Scandal machten. Nun erschien, mit jenem Freibriefe ausgerüstet, der königliche Günstling mit seiner Gesellschaft eines schönen Tages in Halle und begann unbeirrt durch alle Anfechtungen seine Aergerniss erregenden Productionen. Vergeblich alle Klagen und Beschwerden der Universität: Der starke Mann stand auf seinem Schein, der König blieb unerbittlich. Die Studenten triumphirten und strömten einen Tag wie den andern in das „Ballhaus", in welchem Productionen auf dem Seile, Voltigier- und Luftspringer-Exercitien mit theatralischen Vorstellungen abwechselten. Die letzteren waren im Wesentlichen die alten Haupt- und Staatsactionen, „mit musikalischen Arien ausgeziert," bei denen natürlich der Hanswurst nicht fehlen durfte; auch mit Balleten pflegte Eckenberg sein Publikum zu belustigen. Wie lange die Vorstellungen gewährt, ist nicht zu ermitteln; immerhin bleibt die beschämende Thatsache bestehen, dass die Truppe des starken Mannes während vier Jahrzehnten der einzige

Repräsentant der dramatischen Kunst in Halle gewesen ist.

Auch der Regierungsantritt Friedrichs des Grossen machte die Theaterhändel nicht sofort aufhören. Der König stand persönlich der deutschen Komödie völlig theilnahmlos, wenn nicht feindlich gegenüber; jedenfalls hatte er als Kronprinz aus seinem Widerwillen gegen die deutsche Schaubühne kein Hehl gemacht. Einsam und verständnisslos stand er der sich emporringenden deutschen Dichtung gegenüber und trat mit harten, wegwerfenden Worten den Versuchen entgegen, die Muttersprache zu formen und zum Organ der Schönheit und des nationalen Empfindens zu machen. Nur wenige Besuche hatte er dem deutschen Theater vergönnt und einmal bei solchem Anlasse den Schwur gethan, „*de ne jamais remettre le pied en telles comédies*", von denen ihm nur die typische Schneidernatur Kilian Brustfleck als Vertreter der Nationalbühne in unholder Erinnerung geblieben war.[72]) Die Universität hatte also guten Grund, auch bei ihm auf Berücksichtigung ihrer Wünsche zu hoffen, nur war es gründlich unklug, die pietistischen Mitglieder als Wortführer vorzuschicken, die denn doch dem Könige noch ein gut Theil unsympathischer waren als die deutschen Komödianten. Und in solchen Fällen, wo seine Neigungen oder Abneigungen ins Spiel kamen, verfuhr der König nicht selten völlig nach Laune und Willkür und mit geradezu despotischer Härte und Grausamkeit. Es verschlug ihm nichts, heute die armen, gehetzten Komödianten gegen das „pietistische Muckerpack" kräftig in Schutz zu nehmen und die Beschwerde führenden „Pfaffen" wie Schulbuben

heimzuschicken und dann wieder ein paar Jahre später in einer höchst seltsamen Kabinetsordre alle Wünsche der frommen Herren zu erfüllen und die Thore der Universitätsstadt abermals den Schauspielern zu verschliessen.

Im zweiten Jahre seiner Regierung (1741) hatten sich nach einander zwei Gesellschaften eingefunden: Die Schuch'sche und die Schönemannsche, erstere auf dem Neumarkt, die zweite im Rathskeller. Franz Schuch, als der beste Hanswurst seiner Zeit bekannt, war aus Reibehands Marionettentheater hervorgegangen; er hielt am längsten am Stegreifspiele fest, das er zu einer „gewissen Feinheit" steigerte und hatte seine Spieler so trefflich geschult, dass Lessing gestand, seine Possen lieber zu besuchen, als die lahmen und kranken regelmässigen Stücke.[73]) Johann Friedrich Schönemann, dessen Repertoir vornehmer war, wenngleich auch er den Harlekin nicht verschmähte, hatte im Jahre zuvor in Lüneburg seine Prinzipalschaft begonnen und besass in seiner kleinen Truppe, in der er streng auf Ordnung und Sitte hielt, mehrere tüchtige Talente, darunter den jungen Konrad Eckhof.[74]) Beiden Gesellschaften jedoch wurde der Aufenthalt in Halle gründlich verleidet. Die Universität setzte alle Hebel in Bewegung, um auch sie in Acht und Bann zu thun und ihnen mittlerweile das Leben so sauer zu machen, wie nur irgend in ihrer Macht stand. Beständig lag sie dem Könige mit Klagen und Beschwerden in den Ohren, bis diesem endlich über dem ewigen Queruliren und salbungsvollen Gejammer die Geduld riss. Als im November 1744 bei einer Theatervorstellung eine Rauferei entstanden war und die Universität aufs Neue die Aus-

weisung der Schauspieler nachsuchte, da kam unterm 11. Februar 1745 vom Könige eine so derbe und charakteristische Antwort, dass den gelehrten Herren für geraume Zeit die Lust verging, ihn mit ihren Theaterhändeln noch ferner zu behelligen. Heftig schalt König Friedrich auf das „geistliche Muckerpack" und stellte gar in der ersten Zornesaufwallung die unglaubliche Forderung, dass „Herr Francke, oder wie der Schurke heisst", persönlich einer Vorstellung beiwohnen und ein schriftliches Attest darüber beibringen solle. Dieses unkönigliche Ansinnen entsprang seiner starken persönlichen Abneigung gegen den Sohn des Waisenhausstifters, einer Abneigung, die seit jenem oben erwähnten Besuche des jüngeren Francke am königlichen Hoflager in Wusterhausen so fest in ihm wurzelte, dass er der Versuchung, den verhassten „Pharisäer" seine königliche Ungnade auf das Empfindlichste spüren zu lassen, nicht hatte wiederstehen können. Der unerquickliche Handel endete schliesslich damit, dass Francke mit einer in die Armenkasse zu zahlenden Geldstrafe davonkam, während der König zugleich (20. Februar) kurz und bündig verfügte: „Indessen *declariren* Wir Euch hiermit ein vor alle mahl, dass die Komödianten nicht von dort weggeschaffet werden sollen."

Damit war fürs erste der Bann gebrochen, das traurige Kapitel der Theaterhändel zunächst abgeschlossen. Für einige Zeit konnten nun auch in Halle die Wandertruppen unangefochten ihre Schaubühne aufschlagen, und da sich mittlerweile in der deutschen Theaterwelt gründliche Wandlungen vollzogen hatten, war nun wenigstens die Möglichkeit geboten, auch den gebildeten Kreisen der

Universitätsstadt Anregungen zu gewähren und ihre künstlerischen Bedürfnisse einigermassen zu befriedigen. Denn wir werden ja natürlich den Verlust, der dem geistigen Leben Halles aus der Engherzigkeit und Prüderie der Universitätskreise erwachsen war, sehr gering anschlagen müssen und werden es zum mindesten begreifen, dass damals in diesen Kreisen bei der Beschaffenheit der herumziehenden Banden keine Neigung vorhanden war, denselben freien Spielraum zu gewähren. Inzwischen aber hatte sich Vieles geändert; die Wandertruppen waren besser, das Repertoir war gebildeter geworden; Dank der rastlosen Thätigkeit Gottscheds war das unzertrennliche Band zwischen Bühne und Litteratur wieder hergestellt. Das Publikum, welches so lange unentwegt auf des Pickelherings Seite gestanden hatte, war nachgerade des herrschenden Bühnenunwesens müde geworden und kam der neuen Geschmacksrichtung willig entgegen. Wohl waren die alten Haupt- und Staatsactionen nicht mit einem Schlage abgethan, wohl war der von der Madame Neuber feierlich gerichtete Harlekin noch lange nicht verschwunden — aber die rüde Volksthümlichkeit im Drama war doch fortan unmöglich, so dass eine Wandertruppe nach der andern um der eigenen Existenz willen sich dazu bequemen musste, das Repertoir vornehmer und litterarischer zu gestalten. In ganz anderem Sinne als vordem wurde jetzt das Erscheinen einer Schauspieler-Gesellschaft für die kleineren Städte ein Ereigniss. Vor allem die Jugend — die akademische voran — suchte nun in den Komödienhäusern geistige Anregungen und liess die Eindrücke der Vorstellungen in voller Frische und Empfänglichkeit auf sich einwirken. Jetzt erst begann wirklich die Kunst der

Bühne ihren Zauber auszuüben und wurde nun zugleich für die Bildung der Zeit von gewichtigem Einfluss.

Zwar die Gesellschaft des Schneiders Reibehand, welche 1754 in Halle einzog, unterschied sich nur wenig von den früheren Banden; sie brachte sogenannte moralische Hauptaktionen, die in ihrer Ausstattung bedenkliche naturalistische Neigungen bekundeten. Dagegen erschien noch in demselben Jahre die treffliche Truppe Ackermanns, die in dem Zeitraum vom 10. December 1754 bis zum 21. März 1755 im Ganzen fünfundsechzig Vorstellungen gab und ein sehr ansehnliches Repertoir mitbrachte. Von deutschen Dichtern gab sie Gryphius' Peter Squenz, Grimms asiatische Banise, Gottscheds sterbenden Cato, Gellerts Betschwester und Sylvia, Schlegels stumme Schönheit und Braut; von Franzosen Corneilles Cinna und Essex, Racines Iphigenie, Phädra und Mithridat, Molières Geizigen, den Arzt wider Willen und den Kranken in der Einbildung, Voltaires Zaire, den Tod Cäsars und Oedipus und ausserdem verschiedene Stücke von Destouches; von englischen Stücken Moors Spieler und Lillos Kaufmann von London; endlich den politischen Kannegiesser von Holberg. Zulauf und Beifall waren gross, vor allem von Seiten der Studenten. Das Publikum zeigte sich einsichtsvoll und entgegenkommend und lehnte es energisch ab, sich gleichzeitig extemporirte Burlesken bieten zu lassen — ein Beweis, dass sich in der That ein bedeutsamer Wandel im Geschmack vollzogen hatte.

Aber wie lebendig auch die Theilnahme der Hallenser am Schauspiel sein mochte — der Gedanke an eine stehende

Bühne lag noch in weiter Ferne. Noch hing es von tausend Zufälligkeiten ab, ob und auf wie lange eine Wandertruppe in die Mauern der Stadt einkehrte. Noch gab es der Gegner genug, welche der Schaubühne das Leben sauer machten; noch gab es Hindernisse aller Art, welche ihr den Athem beengten. Truppe auf Truppe kam und ging, die eine reich an Lorbeeren, die andere reich an Enttäuschungen; die meisten mussten schlecht und recht um das tägliche Brot kämpfen, so dass ihnen für ideale Interessen nur wenig Raum blieb.

Ein kurzer Theaterfrühling brach erst wieder für Halle an, als nach der Ostermesse 1771 die Döbbelinsche Gesellschaft von Leipzig aus hierher übersiedelte und Dank ihren tüchtigen Leistungen das gebildete Publikum anzog und fesselte. Karl Döbbelin, der einst seine Theaterschule bei der Neuberin in Leipzig absolvirt hatte, war ein gewiegter Bühnenleiter und umsichtiger Geschäftsmann. Ihm kam in Halle vor allem zu Statten, dass er rasch die Freundschaft des Professors Klotz gewann, der ihm die Ehre erwies, für sein Theater in den Hallischen Gelehrten Zeitungen eine gewichtige Reklame zu machen und dadurch seiner Bühne ein Ansehen zu geben, dessen keine der bisherigen Unternehmungen sich hatte erfreuen dürfen. Namentlich die Studenten machten es sich zu Nutze, dass der berühmte Herr Geheimrath das Theater unter seine hohe Protection genommen hatte: sie liefen in hellen Haufen zu den Vorstellungen Döbbelins[75]), so dass nach einem Berichte der Universität an das Oberkuratorium in Berlin die Vorlesungen sehr vernachlässigt wurden.

Interessant ist dieses Gastspiel Döbbelins eben vor allem durch den Umstand, dass es dem Professor Klotz Gelegenheit bot, sich in einer völlig neuen Rolle, der des Theaterkritikers, vorzustellen, und diese Rolle ist reizvoll genug, um etwas eingehender bei ihr zu verweilen. Er hatte schon in Göttingen dem Theater gelegentlich sein Interesse zugewendet, und in den Homerischen Briefen[76]) von den Thränen erzählt, die ihm Lessings Miss Sara Sampson ausgepresst. Nun aber wurde er Stammgast im Parket und sogleich spürte er auch den Kitzel, für Halle das kritische Orakel zu spielen und dem Publikum seine frische Weisheit mitzutheilen. Natürlich musste er sich erst in Positur setzen, ehe er sein kritisches Richteramt antrat und so hub er denn im 40. Stücke der Hallischen Neuen Gelehrten Zeitungen (1771 S. 313) also an: „Wenn die Beurtheilungen der deutschen Bühne Nutzen haben sollen, so müssen sie anders abgefasst seyn, als die meisten, die seit einiger Zeit herausgekommen sind. Die Kunstrichter — denn diesen Namen muss man ihnen wohl lassen, weil sie alle Posituren der Kunstrichter nachmachen — unsere Herren Critici also machen sich in ihrer Studierstube ein Ideal von einem vollkommenen Schauspieler, einem vollkommenen Theater, einem vollkommenen Director, und der Himmel weiss, wovon noch mehr. So gar schwer ist es eben nicht, sich ein solches Bild zu entwerfen und die weise Miene, mit der es geschiehet, kann mich ebenso wenig rühren, als das stoische Gesicht des Moralisten, der die vollkommenste Tugend vordemonstrirt.“ Und nun folgt das Idealbild einer Dramaturgie, wie sie seiner Meinung nach allein dem Theater, dem Publikum und den Dichtern

von Nutzen sei. Es gelte dazu erstlich eine Beurtheilung der Stücke selbst zu Nutz und Frommen der dramatischen Dichter und des Publikums; es gelte zum zweiten — und hier empfindet er ganz richtig, dass gute Theaterkritiker nur in guten Theatern wachsen können — sorgsamste Beobachtung vortrefflicher Schauspieler, um daraus Regeln für die Kunst abzuleiten, und ein freundliches Aufzeigen wahrer oder auch nur eingebildeter Fehler; es komme zum dritten darauf an, die Zuschauer zu unterrichten, sie hören und sehen zu lehren. „Denn wahrhaftig, ein grosser Theil hat Augen und sieht nicht, hat Ohren und hört nicht, was er soll und muss.“

Das hiess den Mund voll nehmen; das war gleichsam ein Appell an die Kritiker draussen im Reiche: Passt auf, ich, der Geheime Rath Klotz, ich will euch einmal zeigen, wie eine richtige Theaterkritik sein muss. Jenes Programm war ja ohne Zweifel sehr verständig, sachgemäss und voll lehrreicher Ausblicke, aber der Recensent hatte in seinem Feuereifer denn doch mehr versprochen, als er zu halten im Stande war. Denn auch hier wieder mehr eitles Gethue als wirklicher Gehalt; auch hier allenthalben ein keckes Herumschwatzen um den Kern der Sache mit der ganzen Formgewandtheit des routinirten Feuilletonisten, aber ohne leitende Grundsätze und einen ästhetisch durchgebildeten Geschmack und darum nichts weniger als jene Muster-Dramaturgie, die er mit Pauken und Trompeten verkündigte.

Allerdings hielt er es selbst für gerathen, sofort Wasser in den Wein zu schütten, und die Ehre, selbst jener Muster-Dramaturg zu werden, vorweg abzulehnen. Nicht eine Dramaturgie sollten seine Aufsätze liefern,

sondern er wolle bloss Nachricht geben von einer Gesellschaft, welche Achtung, Beifall und Aufmunterung verdiene und der gleichwohl einige Schriftsteller nicht Gerechtigkeit widerfahren liessen. Schon die Thatsache, dass Döbbelin den Schuchischen Hanswurst von Berlin vertrieben habe, müsse ihm Hochachtung erwecken; er habe sich dadurch als uneigennützigen und edeldenkenden Mann bewährt, welcher „die Bestimmung des Theaters kenne und das Publikum vergnügen wolle, ohne Sitten und Geschmack zu beleidigen.“ Er (Klotz) kenne Herrn Döbbelin aber ausserdem auch als einsichtsvollen Kenner der dramatischen Litteratur und als einen von warmem Eifer für die Ehre und die Verbesserung des deutschen Theaters beseelten Mann, von dem das Vaterland noch sehr viel sich versprechen dürfe.

Der wackere Döbbelin konnte mit dieser Einführung wohl zufrieden sein, denn gerade in Halle wollte für ihn eine solche Parteinahme nicht wenig bedeuten. Und nicht minder hatte er Ursache, sich über die Lorbeerkränze zu freuen, die der Herr Professor ihm als Darsteller austheilte. Wurde ihm doch sogar gelegentlich der Ehrentitel eines „zweiten Garricks“ zu Theil (S. 328), ihm, dem von anderer Seite meist Uebertreibung, Verzerrung und die Mätzchen einer allzu subtilen Detailmalerei vorgeworfen wurden! Als Richard der Dritte übertraf er alle Erwartungen des Hallischen Kritikers: „Welches Feuer der Action zeigte Herr Döbbelin allenthalben! Wie sehr war Sprache, Bewegung, ganz dem Charakter Richards angemessen!“ Und vollends das Mienenspiel! „Herr Döbbelin hat die Muskeln seines Gesichts auf eine bewunderungswürdige Art in seiner

Gewalt und wie fürchterlich drohte sein Auge in dem fünften Auftritte des vierten Aufzugs. Ich las Verzweiflung, Grausamkeit und Mord darinnen!" Ueber Döbbelin's Ritter St. Franc in Merciers „Deserteur" ruft Klotz begeistert aus: „O möchten diesen grossen Mann die Autoren gesehen haben, welche, von Partheysucht hingerissen, ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen; da er seinem Sohne sich zu erkennen gab, da er zitternd seine Arme öffnete und mit der Stimme eines zärtlichen Vaters: mein armer Karl rufte . . . oder hätten sie ihn gesehen, da er die Hand seines Sohnes ergriff und sagte: Gut, sie zittert nicht. So wünschte ich sie mir — sie würden sich ihrer Urtheile geschämt haben." Nicht minder hat sich sein Wachtmeister in der „Minna" und sein Orosmann in der „Zaire" der bewundernden Anerkennung des Recensenten zu erfreuen. Ebenso wird auch Madame Döbbelin, „der die Natur Feuer, Geist und Gestalt gegeben," mit Complimenten überschüttet. Ja, Herr Klotz weiss ihr sogar nachzurühmen, nicht nur, dass ihre Augen ungemein viel sagten, sondern auch, dass ihre Stirn bei gewissen Stellen eine Falte bekomme, welche „uns den ganzen Nachdruck fühlend mache." Als Clary im „Deserteur" vergnügte, bewegte und entzückte sie ihn: „ihr flossen unsere Thränen; ihr verdanken wir jede rührende Empfindung, von welcher unser Herz überströmte: durch sie ward auch der kälteste Zuschauer gerührt." Ueber ihre Julia wurde der Geheimrath fast zum Poeten: „Himmel! welches Feuer der Action, welche Beredsamkeit des ganzen Körpers, welcher Ausdruck, welche Macht in allen Blicken! Unsere Herzen zerschmelzten vor Wehmuth, und unsere Augen

weihten der göttlichen Julie Thränen . . . Madame Döbbelin übertraf als Julie heute sich selbst, nachdem sie zuvor oft so viele andere übertroffen hatte.“ Aber dann war er wieder unschlüssig, ob die Dame als Eugenie nicht doch noch vortrefflicher sei, denn als Julia.

Dass ein solcher kritikloser Panegyricus wenig dem entsprach, was Klotz selbst als Erforderniss einer guten Theaterkritik aufgestellt hatte, liegt auf der Hand, und noch weniger erfüllte er die erste Regel seiner Dramaturgie, eine solche Beurtheilung der Stücke selbst zu liefern, die dem schaffenden Dichter wie dem geniessenden Publikum in gleicher Weise von Werth sei. Wir stossen nur auf ganz wenige Bemerkungen über die Dramen selbst, und diese Bemerkungen sind noch dazu überaus dürftig. In ein paar kahlen Zeilen wird Goldonis „verstellte Kranke“ als „eilfertig und wässericht“ abgethan; über Lessings „Minna von Barnhelm,“ welche die Hallenser am 22. Mai zum ersten male zu sehen bekamen, weiss Klotz weiter nichts zu sagen, als dass ihm die Riccaut-Scene „äusserst langweilig“ erschienen sei. „Sollte es nicht wohlgethan seyn“ — fügt er hinzu — „wenn sie von dem Verfasser verkürzt würde? Oder, da derselbe nicht gewohnt ist, andern Leuten Gehör zu geben, wenn sie auch noch so gegründete Urtheile fällen, wenn der Acteur sich hier einige Freyheit erlaubte? Um von einem Lessing die wichtige Sentenz zu hören: *Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur*, ist es zu viel verlangt, sich durch eine Person, die so wenig interessirt, als Riccaut, ermüden zu lassen.“ Wir erinnern uns, dass ein Jahr

zuvor Klotz in seiner „Bibliothek“ dem Riccaut seine Sprachfehler corrigiren liess, trotz des Geschreis derjenigen, „die Lessingen für so infallibel halten, als er gern gehalten seyn möchte.“

Nur mit den von Jaquemain arrangirten Ballets war unser Theaterkritiker gar nicht zufrieden, und es macht seinem Geschmack alle Ehre, dass er immer wieder dagegen Einspruch erhob, dass man den Eindruck eines Trauerspiels durch irgend eine nachfolgende fade und burleske Pantomime sofort wieder verwische. Er bedauerte den Director und zürnte dem Publikum, dem jener zu Gefallen sein musste. Und in Erinnerung an das dem Mercierschen „Deserteur“ folgende Ballet ruft er aus: „Warum verliess ich nicht den Platz, ehe es aufgeführt wurde? warum liess ich meine Empfindungen des süssen Schmerzes, die mir die göttliche Clary eingeflösst hatte . . . wieder nach und nach in meinem Herzen auslöschen? Dass sich doch ein Döbbelin, welcher Patriotismus, Geschmack, Einsicht und Muth verbindet, gezwungen sieht, dem herrschenden Geschmack der Menge zu gehorchen.“ Dass diese Klagen nicht unbegründet waren, lehrt ein Blick auf das Repertoir, welches Döbbelin in Halle abspielte: da folgte Weisses Richard dem Dritten das Ballet „Der englische Lustgarten,“ dem Mercierschen Deserteur die Pantomime „Der betrogene Pächter,“ dem Zerstreuten von Regnard ein Ballet mit dem geschmackvollen Titel „Tripstrille,“ Lessings Minna das Ballet „Die Rekrutirung“ u. s. w. Aber Döbbelin war denn doch ein zu schlauer Geschäftsmann, als dass er den ästhetischen Scrupeln seines huldvollen Gönners Rechnung getragen hätte. Er kannte sein Publikum besser

20

und dachte nicht daran, sich die Gunst des hochansehnlichen Parterres zu verscherzen.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, was es für Döbbelin selbst und für das Hallische Theaterpublikum bedeuten wollte, dass ein so angesehenes Mitglied der Universität das Gewicht seines Namens in die Wagschale warf, und man darf auch nicht vergessen, dass, wie Opel mit Recht bemerkt, doch ein gewisser achtungsvoller Muth dazu gehörte, wenn damals ein Mann in solcher Stellung, in einer gelehrten Zeitung und gerade auf Hallischem Boden für das hier besonders arg verketzerte und immer aufs Neue verjagte Theater das Wort nahm. Und in diesem Falle ist die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung nicht wohl zu bezweifeln. Er war denn doch im Grunde zu sehr Schöngeist, dem die akademische Würde mehr oder minder nur Draperie war, als dass ihm die plumpen und täppischen geistlichen Anfeindungen der Schaubühne und des so leichtlebigen wie liebenswürdigen Komödiantenvölkleins hätten zusagen können[77]. Es gehörte unzweifelhaft Muth dazu, wenn er gleich im Eingange seiner dramaturgischen Aufsätze in herbem Tone auf die „niederschlagende Verachtung“ hinwies, mit welcher theologische Facultäten die Schauspielerkunst verdammten (S. 314), wenn er, anknüpfend an die Aufführung von „Romeo und Julia,“ bitter ausrief: „Wie ist es noch möglich, dass es Feinde des Theaters geben kann? Wenn man sie doch nur bewegen könnte, das einzige heutige Stück mit anzusehen! Gott, müssten nicht ihre Herzen eisern seyn, wenn sie ferner sich gegen das Theater erklären, es verdammen, es verfluchen könnten, ja auch die, die diese Schule der Tugend und den Sammel-

platz des unschuldigsten Vergnügens besuchen, mit Bannstrahlen verfolgen?" Und auch im letzten Aufsatze kommt er noch einmal auf diejenigen zurück, „die im eigentlichen Verstande gegen die Komödie predigen," auf alle die Feinde des Theaters, die dasselbe nicht kennen, oder doch nur dasjenige deutsche Theater kennen, wie es vor vierzig Jahren gewesen war, um ihnen schliesslich tapfer in's Gesicht zu sagen, dass der Bannstrahl, mit welchem sie auf die Komödie blitzen, den Vernünftigen nicht einmal blenden, geschweige denn erschrecken könne.

Kein Wunder, dass die Theologen ob dieser Ausfälle des jugendlichen Kritikers in heftigen Zorn geriethen und alles in Bewegung setzten, um Döbbelin aus Halle zu entfernen und zugleich dessen litterarischen Herold zu demüthigen. Das letztere gelang ihnen überraschend schnell, denn schon in einem vom 8. Juli 1771 datirten, von Zedlitz unterzeichneten Erlass des Oberschulcollegiums erhielt Klotz seinen Verweis als ein „unzeitiger Bewunderer", dessen Lobeserhebungen man mit fatalem Wohlwollen seiner „fehlenden Kenntniss des Besseren" zu gute hielt. Ein ärgerlicher Zwischenfall im Theater[78]), an dem Döbbelin und die Studenten in gleichem Masse die Schuld getragen haben mochten, kam hinzu, um den Handel für die Theaterfreunde mit Klotz an der Spitze vollends kritisch zu gestalten. Die Geschichte wurde natürlich sofort nach Berlin berichtet, und hatte der Prorector Semler zunächst nur beantragt, Döbbelin in Zukunft von Halle fern zu halten, so wurde nun auf Anregung des Mediciners Eberhard der König geradezu um die Verfügung ersucht, „dass keine Schauspieler in hiesiger Stadt, den Vorstädten

und den benachbarten Dorfschaften ein Theater halten noch *agiren* dürften.“ Uud da hatte sich mittlerweile, ehe die Sachen so weit gediehen waren, auch Herr Professor Klotz eines anderen besonnen. Zwar gab er im Eingange seines schriftlichen Gutachtens die unumwundene Erklärung ab, er persönlich sei ein Freund der Komödie; aber er fügte hinzu: „Allein ich votire schlechterdings darauf, dass in Halle eine Komödie nicht allein entbehrlich, sondern auch, wie die Erfahrung zeugt, von wenigem Nutzen sey.“ Das war ja immerhin noch massvoll im Vergleich zu den Gutachten der meisten Collegen, deren einer die Komödie geradezu als eine „Pest“ gebrandmarkt hatte, aber diese jähe Bekehrung vom Saulus zum Paulus wurde dadurch nicht schöner und rühmlicher.

So hatte Halle mit einem Schlage aufs Neue seinen Theaterkrieg, nur waren die Gegner der Schaubühne diesmal nicht die Pietisten, sondern, seltsam genug! die aufgeklärten Rationalisten mit Semler an der Spitze, dem seine sämmtlichen Collegen aus allen Facultäten willig Gefolgschaft leisteten. Freilich standen auch diesmal wieder die Theologen in erster Reihe; es war wieder der alte Feind, der geharnischt gegen das Theater ins Feld zog; auch die Waffen waren nicht eben feiner geworden. Das Verfahren des aufgeklärten und sonst so toleranten Semler scheint befremdlich und anstössig, und man kann sich nur schwer darein finden, ihn in dieser Sache mit dem Hauptpastor Goeze Arm in Arm gehen zu sehen. Aber doch sind die Beweggründe für sein Einschreiten unschwer zu begreifen, und vor allem kann Niemand zweifeln, dass es dem hervorragenden Theologen bitter Ernst war und dass

er in der That in dem Treiben des Theaters für die Universität eine ernste Gefahr sah. Der geistlichen Gegner des Theaters war noch immer Legion und die Frage nach der Sittlichkeit desselben stand allenthalben auf der Tagesordnung. Noch 1768 hatten in Leipzig die Professoren das Theater als eine sittengefährliche Anstalt eingeschränkt; erst unlängst hatte die Göttingische Theologenfacultät dem Goezeschen Pamphlet über die grosse Diana von Ephesus durchaus beigepflichtet und es auch ihrerseits als anstössig und sündhaft erklärt, dass Geistliche auch nur im Geringsten mit dem Theater sich einliessen. Das entscheidende Motiv war ohne Frage die verhängnissvolle utilitaristische Auffassung, welche die ganze Ethik des Rationalismus beeinflusste: so lange nicht ein handgreiflicher sittlicher Nutzen des Theaters zu erkennen war, so lange die Schaubühne nicht thatsächlich eine „moralische Anstalt" geworden, so lange war gerade den ernstesten und gewissenhaftesten Aufklärern die Berechtigung des Theaters zum mindesten eine offene Frage und seine Zulassung in jedem einzelnen Falle von rein praktischen Erwägungen abhängig. Diese utilitaristische Auffassung zeitigte grade in jenen Jahren die wunderlichsten Blüten und führte zu den absurdesten Folgerungen. Konnte doch beispielsweise in einem seltsamen Schriftchen[79]) ein Magister Karl Christoph Reiche in Berlin, ein Rationalist reinsten Wassers, allen Ernstes den ergötzlichen Vorschlag machen, „dass auf jedem Theater mit landesherrlicher Autorität ein guter Sittenlehrer bestellet werden solle, der wenigstens wöchentlich einmal die Schaubühne betreten und aus einem oder einigen aufgeführten Stücken

das verwickelte sittliche Gute oder Böse, dessen erste Anfänge, Wachsthum, Reife, Folgen und Ende bis zum Gefühl entwickeln müsse.“

Semler selbst wird schwerlich je das Döbbelinsche Theater betreten haben, sein Urtheil darüber beruhte also jedenfalls nur auf Hörensagen. Wohl aber sah er den „verderblichen“ Einfluss des täglichen Theaterbesuchs auf die Studenten, die sich natürlich dem Reiz der Bühne um so williger und leidenschaftlicher hingaben, je seltener ihnen derselbe bisher geboten worden war; er sah die bedenkliche Abnahme des Collegienbesuchs, den Unfleiss und die Zerstreutheit seiner Zuhörer, hörte die vermehrten Klagen über Schulden und Geldnöthe, über Ungehörigkeiten und Ausschreitungen — kein Wunder, dass er, als Kind einer Zeit, die nirgends der polizeilichen Bevormundung entrathen zu können meinte, alsbald die Behörden zur Hilfe aufrief und in einem gänzlichen Verbot der Sitten verderbenden Komödie das einzige Rettungsmittel erblickte.

Und nun geschah das Unglaubliche, dass in der That König Friedrich dem Ansinnen der Universität Folge leistete, dass er in einer sehr merkwürdigen Kabinetsordre vom 21. Juli 1771 seine frühere Willensmeinung widerrief und mit einem Federstrich über Halle einen neuen Theaterbann aussprach. Das deutsche Theater kümmerte ihn dabei ebenso wenig wie die Herren Semler und Eberhard; auch für ihn gab lediglich die praktische Erwägung den Ausschlag, dass öffentliche Schauspiele nur der Jugend Anlass böten, „Zeit und Geld unnützer Weise zu verschwenden“ und die „auf Universitäten unumgänglich nöthige gute Zucht“ zu zerstören. Ja, der König kam

gar zu der Schlussfolgerung, dass öffentliche Schauspiele überhaupt „ganz und gar nicht für Städte sich schickten," in denen „junge Leute zum Dienst des Staates gebildet würden." So war denn für Halle der alte Zustand wieder hergestellt. Seine Thore waren fortan der dramatischen Kunst fest verschlossen, so dass diese nun aufs Neue vagabundirend auf den Dörfern umherzog, eine armselige Bettlerin, die oft genug dem Büttel in die Hände fiel. Die Litteraturgeschichte kann die folgenden trübseligen Kapitel Hallischer Theatergeschichte getrost überschlagen, nur die Cultur- und Sittengeschichte wird auch ihnen einen flüchtigen Blick gönnen.

Es sind spärliche und ganz zufällige Nachrichten, die uns über das Theatertreiben in den benachbarten Bierdörfern erhalten sind. So hören wir, dass im September 1775 in dem kursächsischen Dorfe Pfaffendorf die Stöfflersche Gesellschaft Vorstellungen gab, die auch von den Hallischen Studenten fleissig besucht wurden, und dass im Sommer 1782 der berüchtigte Abt mit seiner Truppe zu Reideburg einkehrte, dort eine Bude aufschlug und eine Reihe guter Stücke ankündigte. Der Magister Laukhard, welcher in seinen Lebenserinnerungen ausführlich darüber berichtet, fand die Vorstellungen „sehr elend", obwohl „einige Akteurs, vorzüglich die Madame Abt, noch ziemlich waren." Aber trotz der zweifelhaften Güte der Vorstellungen seien die Hallischen Studenten schaarenweise nach Reideburg hinausgelaufen, so dass das Schauspielhaus immer voll gewesen sei. Vergebens alle Ermahnungen und Massnahmen des Prorectors wider die Komödienbesucher: gerade die verbotenen Früchte reizten und die jungen Musensöhne

schlugen aller moralischen Bevormundung ein Schnippchen. In ihrer Noth griff die Behörde schliesslich zu einem ganz ungeheuerlichen Mittel: sie versprach jedem Studenten, der einen seiner Commilitonen als Theaterbesucher denunciren würde, fünf Thaler Spitzellohn, während die Strafe für die Schuldigen selbst auf zehn Thaler festgesetzt wurde. Doch auch diese Inanspruchnahme der väterlichen Geldbeutel fruchtete nichts. Die Studenten strömten nach wie vor in den bretternen Musentempel zu Reideburg und der Spektakel hörte erst auf, als Abt eines schönen Tages mit Hinterlassung seiner Garderobe und reichlicher Schulden spurlos verschwunden war.

Im folgenden Jahre war dann wieder Passendorf der Schauplatz theatralischer Thaten. Jetzt hauste dort nach Laukhard's Zeugniss eine „noch weit elendere Bande“ unter einem Prinzipal Namens Schmettau, der u. A. auch „Minna von Barnhelm“ nach unseres Gewährsmannes derbem Ausdrucke auf's Aergerlichste „verhunzte.“ Die Studenten, welche natürlich auch hier nicht fehlten, geriethen, um Conflicte mit der Behörde zu vermeiden, auf den seltsamen Einfall, in allerhand Verkleidungen nach Passendorf hinauszuschleichen, aber bei der strengen Handhabung der Verbote kamen ihnen schliesslich diese theatralischen Vergnügungen gar zu theuer zu stehen, so dass der Zulauf allgemach aufhörte. Damit war auch Schmettaus Schicksal besiegelt. Auch sein Unternehmen machte bankerott; die Passendorfer Theaterherrlichkeit war zu Ende.

Und auch ein nochmaliger Versuch, den Hallensern in Reideburg das zu gewähren, was ihnen in der Stadt

versagt war, scheiterte. Als hier 1784 ein Director Schmidt sich niedergelassen hatte und das ganze unwürdige Spiel mit Verboten und Uebertretungen von Neuem begann, da trieb die Universität mit zäher Consequenz ihre Beschwerden durch alle Instanzen bis an das sächsische Ministerium, das denn auch schliesslich die Stiftsregierung zu Merseburg anwies, die Reideburger Schauspieler auf den Schub zu bringen. „Seitdem waren keine Komödianten mehr um Halle herum" — wie Laukhard lakonisch hinzufügt.

In dieser Allgemeinheit ist allerdings diese Behauptung nicht zutreffend, sondern sie gilt nur von den Bier- und Kunstdörfern um Halle, deren Theaterwesen man sich gar nicht verfahren und trostlos genug vorstellen kann. Dagegen blieb eine Gelegenheit, ihre Schaulust zu befriedigen, den Hallensern nach wie vor, und sie haben, wie zahlreiche Zeugnisse bestätigen, davon zu allen Zeiten reichlich Gebrauch gemacht. Diese Gelegenheit bot ihnen das kleine, unscheinbare Komödienhaus in dem Bade Lauchstädt, ein rührend dürftiger Theaterbau, der gleichwohl in der Geschichte der deutschen Schaubühne einen gefeierten Namen trägt. Ja, hier in Lauchstädt liegt, so seltsam es klingen mag, während des letzten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts der Schwerpunkt der Hallischen Theatergeschichte, denn was den in Halle studirenden Jünglingen während ihrer Studienzeit an künstlerischen und litterarischen Eindrücken von der Bühne her geboten worden ist, das verdankten sie fast ausschliesslich diesem winzigen, durch Goethes und Schillers Namen verklärten Theater. Natürlich konnte auch dieses den Hallensern das nicht geben, was nur sorgsame und

consequente Kunstpflege in der Stadt selbst ihnen hätte bieten können: eine feste Geschmacksrichtung und eine gewisse Stätigkeit des ästhetischen Urtheils, da es doch immer nur gelegentliche Eindrücke waren, die der Einzelne mit heimbrachte. Aber gleichwohl ist der Einfluss der Lauchstädter Bühne auf das geistige Leben Halles sehr viel höher anzuschlagen, als der aller früheren theatralischen Unternehmungen. Hier allenthalben die Misère der unstäten Wanderschaft, die weder einen festen Stil, noch eine von den Launen der Gründlinge im Parterre unabhängigen Geschmack aufkommen liess; dort ein festgefügtes, zielbewusst geschultes Emsemble, eine künstlerische Leitung, ein zum Theil glänzendes Repertoir und dazu über dem unscheinbaren Komödienhause ein Abglanz der „goldenen“ Zeit, welche über Weimar angebrochen war. Vielen der in Halle studierenden Jünglinge, die mit schlichtem Sinn und richtigem Empfinden hierher kamen, ist hier eine ganz neue Welt aufgegangen, und sie haben von hier Eindrücke mit heimgebracht, die ihnen für ihr ganzes späteres Leben wichtig und werthvoll geblieben sind.

Lauchstädt war damals ein Modebad, welches besonders von dem kursächsischen Adel der Umgegend viel besucht wurde. Ein kleines Nest, mehr Dorf als Stadt, in kahler, reizloser Umgebung; sein einziger Schmuck ein parkartiger Fleck mit alten Linden und Kastanien. Aber die Gäste, die in ihren schweren Kutschen auf staubiger Landstrasse hierher gefahren kamen, fühlten sich rasch wohl und behaglich. Es war zumeist eine sehr vornehme, sehr exclusive Gesellschaft, die sich hier zusammenfand. Es herrschte hier die Eleganz und Mode des achtzehnten Jahr-

hunderts: in der Kastanienallee lustwandelten die galanten Herren in den gestickten Röcken, den zierlichen Degen an der Seite und den Hut unter dem Arme, und die schönen, muthwilligen Damen in Reifröcken und hohen Hackenschuhen, die unter ihrem Puder, ihrer Schminke und ihren Schönpflästerchen so bezaubernd zu lächeln verstanden, während von dem kleinen Teich her die Klänge der Musik herübertönten und das Plaudern und Lachen anmuthig begleiteten. Die Einrichtungen beim Gesundbrunnen, die Wohnungen, die Verpflegung — Alles war anfänglich sehr bescheiden und dürftig und erst in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts kam auch hier ein gewisser Comfort auf. Ein Kurhaus wurde gebaut, die Quelle neu gefasst; durch hübsche Gartenanlagen wurde die Zahl der Spaziergänge vermehrt und auch sonst für die Bequemlichkeit der Gäste in reicherem Masse Sorge getragen, als es anfangs der Fall gewesen war. „Unzählige Buden mit allen möglichen Erfrischungen, eine Eisbude, ein italienischer Pavillon, wo man sich kalt restaurirte, ein Salon mit den ausgewähltesten Speisen und einer Weintabelle, die unübersehbar war" — von allen diesen Herrlichkeiten weiss ein junger Student[80]) zu berichten, der in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts häufig nach Lauchstädt gepilgert war.

Schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der kleine Badeort auf die Hallische Studentenschaft eine starke Anziehungskraft ausgeübt. An schönen Sommer-Nachmittagen, vornehmlich des Sonntags, zogen sie schaarenweise hinaus, „im engen Kollet, mit Kanonen und riesigen Sporen, den grossen Hut mit bunter Kokarde geschmückt", die Pfeife im Munde und Peitschen in den Händen und

spektakelten dann auf der Promenade zum ehrlichen Entsetzen der adligen Kurgesellschaft, die ob ihres „feinen“ Tons und steifen Ceremoniells weit und breit berühmt oder berüchtigt war. Laukhard[81]) sah in diesen ewigen Touren nach Lauchstädt ein „wahres Verderben für die Universität“ und war — jedoch vergeblich — bemüht, den Studenten diese Ausflüge zu verleiden. Denn welches Vergnügen könne ein Student dort erwarten? „Die Gesellschaften der Badegäste stehen ihm nicht offen: keine Dame, kein Herr von Stande würdigt ihn eines Anblicks, er sey denn von Adel und zwar von bekanntem Adel. Der Ton ist die Badezeit über so steif, als er nur da seyn kann, wo Stiftsadel den Ton angiebt. Was sucht er also da? Er, der sonst Ehrgefühl zu haben prätendirt? — Je nun, was der Student sucht! Er geht dahin, weils zum Hallischen Komment gehört! Da sitzen sie beisammen, die Herren, gehen herum, vigiliren und machen sich selbst Gesellschaft, spielen mit einander, besuchen die Komödie und helfen das Geld unter die Leute bringen. Viele ruiniren gleich den ersten Sommer ihre Kasse durch das Rennen nach Lauchstädt dergestalt, dass sie die Zeit ihres Studirens über nicht wieder zu Kräften kommen können und immer grosse Schulden haben.“ Sicherlich mochte gerade die Steifheit und Zugeknöpftheit der ansässigen Gäste die kecken Musensöhne reizen, in das gravitätische Stillleben einen derberen Ton hineinzutragen und die ehrbaren Männer, welche so bedachtsam einherschritten, als wollten sie schon dadurch ihre Würde kennzeichnen, zu ärgern und zu hänseln. An Klagen, Verboten und Massregelungen war kein Mangel,

obwohl man um der Lauchstädter Wirthe willen dem Muthwillen der Studenten eine grosse Langmuth entgegen trug. Doch heischte die Rücksicht auf die Empfindlichkeit der „hochansehnlichen Badegesellschaft“ nicht selten strengere Massnahmen, von denen das Aufgebot militärischer Schutzmannschaften schliesslich sogar zu einer ständigen Institution wurde. Namentlich das lärmende Peitschenknallen und das Herumflaniren in der Allee mit brennenden Pfeifen im Munde wirkte immer wieder auf die Kavaliere und ihre Damen im höchsten Grade „irritirend“, doch blieben gerade die Verbote in dieser Richtung meistens erfolglos.[82].)

Der Hauptgrund dieser Wallfahrten war jedoch das Lauchstädter Theater, besonders im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, wo in Bellomos Bretterbude das Weimarische Hoftheater während der Sommermonate zu gastiren pflegte. Doch auch früher schon nahm die Schaubühne unter den den Badegästen gebotenen Vergnügungen einen ansehnlichen Raum ein. In den sechziger Jahren hatte zunächst ein Komödiant Johann Ernst Wilde aus Leipzig mit Erlaubniss der Stiftsregierung den hohen Adel durch Aufführung guter Stücke, vor Allem derjenigen des Herrn Professors Gellert, unterhalten, und ihm waren verschiedene Wandertruppen gefolgt, die bald längere bald kürzere Zeit im Saale eines Privathauses ihre Bühne aufgeschlagen hatten. Dann hatte 1776 Friedrich Koberwein eine eigene Bretterbude aufgeführt, welche 1785 von Josef Bellomo, dem Prinzipal der Weimarischen Schauspielergesellschaft, durch ein neues hölzernes Komödienhaus ersetzt wurde. Das dürftige Gebäude hiess bei den Studenten die „Schafhütte,“

und sie hatten mit dieser Bezeichnung nicht so ganz Unrecht. Bekannt ist Goethes Schilderung aus den „Tag- und Jahresheften“ von 1802: „Ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Brettergiebel, von welchen zu beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar. Der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben.“ Das war die ganze Herrlichkeit. Künstlerischer Schmuck fehlte dem Häuschen eben so wie jede Behaglichkeit; Alles war kahl, eng, nach knappstem Zuschnitt bemessen und bot für die schauspielerischen Darbietungen den denkbar bescheidensten Rahmen. Dazu fand durch die undichten Fugen der Regen ungehinderten Eingang, so dass der Klagen über die unbehaglichen Räume kein Ende war. Trotzdem aber bildete das Theater rasch den Mittelpunkt des geselligen Lebens und den eigentlichen Glanzpunkt der Saison, wie nicht minder den Hauptanziehungspunkt für die Fremden, namentlich die von Halle kommenden, die hier fanden, was daheim ihnen versagt war.

Schon unter Bellomos Leitung bot das kleine Theater sehr achtungswerthe künstlerische Leistungen, aber seine Glanzzeit begann doch erst im Sommer 1791, als zum ersten Male die Truppe des Weimarischen Hoftheaters mit Goethe an der Spitze in die kleine Badestadt einzog. Die Schauspieler kamen gern hierher, so viele Unbequemlichkeiten auch die Enge der Verhältnisse mit sich brachte. Denn da sie hier nur ihr altes Repertoir abspielten, blieb ihnen viel freie Zeit, so dass ihnen Lauchstädt wirklich

eine Sommerfrische gewähren konnte. Dazu wurden sie reichlich mit Ehren überschüttet, und, wie Goethe es ausdrückt, „durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst gesteigert.“ Wiederholt hat Goethe die Vortheile dieser Lauchstädter Sommersaison hervorgehoben, wobei er nicht zuletzt auch die eigenartige Zusammensetzung des Publikums als anspornend würdigte. „Ein neues Publikum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarschaft, den kenntnissreichen Gliedern einer nächstgelegenen Akademie und leidenschaftlich fordernden Jünglingen zusammengesetzt, sollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die älteren durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Muthe im October nach Weimar zurück.“

Leidenschaftlich fordernde Jünglinge — dieser etwas verschnörkelte Ausdruck bezeichnete die Hallischen Studenten, welche in Schaaren nach Lauchstädt hinausströmten und in dem bretternen Musentempel das Parterre einnahmen. Diejenigen, denen ihr Wechsel solchen Luxus gestattete, ritten stolz auf Miethsgäulen oder fuhren in Kutschen; mancher arme Bursche sparte sichs wochenlang ab, um einmal dorthin wandern zu können, und lief dann wohl in der Nacht wieder zurück, um die Vorlesungen des nächsten Morgens nicht zu versäumen. „Es traf sich gerade einmal — so erzählt ein Kurgast im Jahre 1787 in einem Briefe an einen Arzt — dass ich nach Halle reiste und an dem Tage Kabale und Liebe in Lauchstädt gegeben wurde. Hab ich je eine lebhafte Strasse gesehen, so war es diese. Eine Kette von Reitern, Fussgängern und Wagen dehnte sich auf dem ganzen Wege aus; das eine Ende davon war Lauchstädt, das

andere Halle. Die ganze Landschaft empfing dadurch ein gewisses Leben, das mich sehr vergnügte. Man kann es mit Gewissheit berechnen, dass wöchentlich wenigstens dreihundert Studenten in Lauchstädt sind, und diese Zahl ist sehr mittelmässig angenommen, weil ich selbst bei einem einzigen Einwohner von Lauchstädt dreihundert auf einmal beisammen gesehen habe.“ Namentlich waren es die Schillerschen Stücke, welche die Hallische Studentenschaft dorthin lockten und mit unbeschreiblichem Enthusiasmus erfüllten. Schiller nahm denn auch im Repertoir einen stattlichen Ehrenplatz ein, während Goethe seine eigenen Stücke nur langsam und allmählich darin einbürgerte. Denn er trug vorsichtig dem herrschenden Geschmack Rechnung und wusste auch die Anforderungen der Kasse klug zu berücksichtigen. Es ergiebt sich aus Burkhardt's dankenswerther Zusammenstellung[83]), dass während seiner Theaterleitung auf 785 Spieltage in Lauchstädt nur 60 seiner eigenen Stücke entfielen, wovon zudem der Hauptantheil erst den ersten Jahren dieses Jahrhunderts zuzuweisen ist. Seine Dramen mussten sich eben erst allmählich den Boden erobern, während die Schillerschen Jugendstücke gleich beim ersten Male einschlugen und hinrissen. Da erdröhnte dann das kleine bretterne Haus von dem Beifallsdonner der enthusiasmirten Studenten, die dort ihre eigenen Gerechtsame hatten, gerade so wie die Jenenser in Weimar, und in den Jubel mischten sich Thränen der Rührung und des unaussprechlichen Entzückens. Nicht minder heftig wirkten die rührenden Familienstücke Ifflands. Als einst nach dem Ende des „Spielers“ der Vorhang fiel, stürzte einer der wildesten

Studenten auf einen andern Hallenser zu, den er kaum kannte und bat ihn unter strömenden Thränen, seinen Schwur anzunehmen, dass er nie wieder eine Karte anrühren wolle. Und nach dem Bericht dessen, der Schwur und Handschlag empfing, hat der Erregte auch Wort gehalten[84]).

Diese Lauchstädter Erinnerungen bilden in der Hallischen Theatergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts den erfreulichsten Abschnitt. Denn nur nach schweren Kämpfen konnte sich die Schaubühne in der alten Musenstadt selbst eine Heimstätte erobern, und erst spät ist gesühnt worden, was die Vorfahren an der dramatischen Kunst verschuldet hatten. Jetzt, wo durch Heinrich Seelings Prachtbau die Stadt um ein schönes Schmuckstück, die Schauspielkunst um ein würdiges Heim reicher geworden ist, klingt die Geschichte der Theaterhändel der Vorfahren wie ein Märchen aus alten Zeiten und es ist nicht eben leicht, den Zustand der Dinge, wie sie damals waren, sich zu vergegenwärtigen.

Anmerkungen.

I.

Die Anfänge der Universität.

1. Die Klagen über die finstere, unsaubere Stadt sind sehr zahlreich. Der Züricher Ludwig Meyer von Knonau, welcher im Frühjahr 1789 Halle besuchte, entwirft in seinen Lebenserinnerungen (Frauenfeld 1885) von der „ziemlich grossen, aber ärmlichen und einförmigen Stadt" ein wenig behagliches Bild. Noch 1803 schilderte Karl von Raumer (Leben von ihm selbst erzählt. 2 Stuttgart 1866, S. 33) die unfreundliche Stadt und die „unfreundliche" Steinstrasse, und Arnold Ruge (Aus früherer Zeit IV. Berlin 1867, S. 501) schreibt: „Halle ist eine winkelige, schmutzige, übelriechende Stadt . . . Von Bürgersteigen konnte keine Rede sein, es war kein Raum dafür. Breite Steine in der Mitte der Strasse fanden sich hin und wieder. Von diesen stiessen sich die Studenten einander herunter und schlugen sich dann natürlich hinterher, eine Auskunft, die nicht sehr geeignet war, dem Uebelstande abzuhelfen." Bekannt ist das viel gesungene Studentenlied: „O Halle, Halle, schöne Stadt, Die Berg und Thal im Pflaster hat; Studenten wandeln drinnen rum Und treten sich die Stiefeln krumm." Vgl. auch Leopold Witte, das Leben Tholucks II. Bielefeld und Leipzig 1886, S. 2f. — Ueber die Moritzburg vgl. Herrmann, Die Moritzburg im Zeitalter der Reformation, im Beiblatt zur Magdeb. Zeitung, 1882, S. 315 fg.

2. Herrmann, Halle a. d. S. im dreissigjährigen Kriege, im Beiblatt zur Magdeb. Zeitung 1882, S. 164 fg und Hertzberg in v. Hagens Stadt Halle, 5. Ergänzungsheft, Halle, 1880, S. 14 fg.
3. Muret, Geschichte der französischen Colonie. Berlin, 1885, S. 224 bis 227.
4. J. Opel, im Beiblatt zur Magdeb. Zeitung. 1881, S. 163.
5. Zu der ersteren gratulirte D. Olearius in einer Festschrift: „Christliche Schul-Freude oder Schul-Jubel-Fest", Rudolstadt 1665. Zur zweiten wurde die Schule in einer Jubelschrift des Professors am akademischeu Gymnasium zu Stettin Johann Karl Konrad Oelrichs beglückwünscht.
6. Eckstein, Beiträge zur Geschichte der Hallischen Schulen. Erstes Stück. Halle, 1850. — Das Kloster hatte in der Folgezeit wechselvolle Schicksale. Seine Kirche wurde 1699 der Universität, sowie später der Garnison, zum Mitgebrauche für ihre Gottesdienste eingeräumt. Dann wurde dieselbe, noch vor der französischen Invasion, in ein Mehlmagazin umgewandelt und von der Westfälischen Regierung 1810 dem Oberbergrath Reil überlassen, der die Kirche in ein Schauspielhaus umwandelte, welches am 3. Februar 1811 mit Lessings „Emilia Galotti" eröffnet wurde. Im Jahre 1828 kaufte die Universität das Gebäude zurück, das nun abgerissen wurde, um an seiner Stelle die neue Universität erstehen zu lassen.
7. Mitgetheilt von H. Holstein im Archiv für Litteraturgeschichte XIII. S. 182 fg.
8. Nachricht von der jetzigen Verfassung des Evangelisch-Lutherischen Gymnasii zu Halle, Halle, 1755, S. 6.
9. (Jani) Vorläufige Apologie der Stadt Halle. Halle 1779 S. 82
10. Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. IV,[12] Leipzig, 1880, S. 116.
11. J. Opel im Beiblatt zur Magdeb. Zeitung 1881, S. 163.
12. Eckstein, a. a. O. S. 22.
13. Wöchentliche Hallische Nachrichten, 1730, S. 419.

14. So schrieb Franckes treuer Mitarbeiter, der Inspector H. Freyer 1728 ein „Teutsches *Programma* über die ihm vorgelegte Frage: Ob ein christlicher Schullehrer an statt der gewöhnlichen oratorischen Uebungen mit gutem Gewissen Komödien spielen und die ihm anvertraute Jugend dazu anführen könne.“ (in *H. Freyeri Programmata latino-germanica.* Hal. Magd., S. 351 bis 404) Die Frage wurde natürlich verneint.
15. Kleine Lustspiele für junge Leute, nicht für Theater gemacht. Halle 1777. (Der Zerstreute. — Alles wider Vermuten. — Die Jagd).
16. Vorläufige Apologie, S. 91.
17. Eckstein, Beiträge zur Geschichte der Hallischen Schulen. Zweites Stück. Halle 1851, und Hering, Neue Beiträge zur Geschichte der evangelisch-reformirten Kirche in den preussisch-brandenburgischen Ländern. Berlin, 1786, Theil I, S. 178 bis 204.
18. Hallische Gelehrte Zeitung 1768, S. 30.
19. Tollin, Geschichte der französischen Colonie von Magdeburg. Halle, 1886, I, S. 675 fg.
20. Ich notire hier aus der reichhaltigen Litteratur: Luden, Chr. Th., Berlin 1805, eine noch immer werthvolle und durch die späteren Arbeiten keineswegs überflüssig gemachte Monographie; B. A. Wagner, Chr. Th., Ein Beitrag zur Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Litteratur, Berlin 1872, sowie die, hauptsächlich die Anfänge der juristischen Facultät behandelnde Rectoratsrede Dernburgs: Th. und die Stiftung der Universität Halle. Halle, 1865. Jakob Minors Aufsatz über Th. in der Vierteljahreschrift für Litteraturgeschichte I, Weimar 1888, S. 1 ff. erschien erst, als die obigen Bogen bereits gedruckt waren. Von den nach des Thomasius Tode erschienenen Lobschriften sei erwähnt: Den Hohen Geist des erblassten Thomasius bewunderte In der Leipziger vertrauten Deutschen Redner-Gesellschaft *M* Johann Abraham Birnbaum. Leipzig 1729, 24 S. in 4°. Eine so schwülstige

wie inhaltlich dürftige Gedächtnissrede mit dem Motto aus Tacitus: *Suum cuique decus posteritatis rependit.* Sie feiert insbesondere den „Freiheitliebenden“ Th., der die Bande der Vorurtheile entzwei gerissen, „der sich erhub als ein munterer Adler zu dem hellstrahlenden Lichte der Sonnenklaren Wahrheit“, und zum andern den „wohlredenden“ Th., der die damals übliche „schulfüchsische Rhetorik“ bei Seite geschoben und die „unrechtmässige Verachtung“ der deutschen Sprache überwunden habe.

21. Die Litteratur über die Gründung der Universität verzeichnet Boysen in seinem Allg. Historischen Magazin, Fünftes Stück, Halle 1769, S. 178 bis 180.

22. Hoffbauer, Geschichte d. Universität zu Halle. Halle 1805, S. 29. — Ein Trauergedicht auf Stryks Tod schrieb Hunold, Dasselbe steht in *Menantes Academischen* Nebenstunden allerhand neuer Gedichte. Halle und Leipzig, verlegts Johann Friedrich Zeitler 1713. S. 302 f. Die erste Strofe lautet:

Ihr Musen der betrübten Saale,
Die itzt von vielen Thränen schwellt,
Wie wird euch bey dem starcken Strahle,
Der euer Saal-*Athen* befällt?
Ihr müsst in tausend Schmertzen stehen,
Denn so ein Schlag ist nie geschehen.

So geht es weiter durch 19 Strofen. Beiläufig sei bemerkt, dass Hunold in seinen Gedichten den Ausdruck „Saal-Athen“ mit Vorliebe anwendet.

23. Dernburg, a. a. O., S. 18.

24. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz München 1873, S. 202.

25. Wagner, a. a. O. S. 17.

26. Christian Thomasens Allerhand bissher *publicirte* Kleine Teutsche Schrifften. Dritte *Edition.* Halle, Gedruckt und verlegt von Christoph Salfelds Wittwe und Erben. *anno* 1721. S. 341. — Ebendaselbst S. 224 heisst es: „Also erfordere ich auch zu meinen *Auditoribus* solche Leute, die nicht *puram putam Philosophiam* zu ihrem Endzweck gesetzet,

und nach der Heydnischen irrigen Meynung ihr höchstes Gut *in speculationibus* suchen, sondern die dermaleins ihre Philosophie zu würklichen Nutz des menschlichen Geschlechts anzuwenden trachten."

27. Abgedruckt in den Kleinen Schriften. 3. Ed. S. 217 bis 252.
28. Ebendaselbst S. 1 bis 66.
29. *Programmata Thomasiana*, Halle und Leipzig 1724. S. 308 fg. und 598 fg.
30. Charakteristisch ist hierüber eine Äusserung der „Unschuldigen Nachrichten" 1702, S. 217: „Obstehende Theses (*de crimine magiae*) sind von einem bekannten Icto, der Alles reformiren will, und in dessen Augen nichts auff der Welt mehr taugt, sondern Alles abgeschmackt, pedantisch, babelisch und elend ist, verfertigt worden, dem Anschein nach, den Process, so insgemein mit denen Zauberern und Hexen vorgenommen wird, über den Hauffen zu werffen, in der That aber vielmehr wieder das klahre Wort Gottes zu beweisen, dass keine Zauberey sey." Es ist das übrigens noch ein verhältnissmässig harmloses Pröbchen der von diesem Blatte geübten Polemik. Thomasius freilich macht es seinerseits nicht besser; auch er ist in seinen litterarischen Händeln völlig ein Kind seiner Zeit, und es wäre m. E. ein historisches Unrecht, diese unehrliche Art der Polemik mit unserem ethischen Massstabe zu messen. Wir wissen, wie viel damals bei allen gelehrten, und nicht zuletzt theologischen Streitigkeiten gesündigt worden ist, und es scheint mir deshalb unbillig, gerade von Thomasius eine besonders feine und zarte Special-Ethik zu verlangen.
31. Das erste deutsche Colleg las Thomasius am 10. Nov. 1687. Über frühere Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache vergl. die Notiz in den Grenzboten. IV. 1887. S. 294 fg.
32. In seinem ersten Universitätsprogramm (1687) hatte Thomasius behauptet, ein Prinz könne auch ohne Latein zu einem vollkommenen Regenten, ja zu einem Philosophen auf dem Throne erzogen werden. Möglicherweise hat, wie Bratuscheck, die Erziehung Friedrichs des Grossen, Berlin 1885, S. 108,

bemerkt, diese Abhandlung König Friedrich Wilhelm I. in seiner Ansicht von der Nutzlosigkeit des Lateins mit bestimmt. — Das Verhältniss der deutsch geschriebenen zu den lateinisch geschriebenen Büchern und den allmählichen Rückgang der letzteren ersieht man am deutlichsten aus Zarnckes statistischer Zusammenstellung in Kapps Geschichte des deutschen Buchhandels I, Leipzig 1886, S. 801 fg. Beiläufig sei erwähnt, dass u. a. auch Joh. Jul. Hecker in einem 1749 erschienenen Schriftchen: „Wohlgemeinter Vorschlag, wie die lateinische Sprache bey Würden und Ehren zu erhalten“ gegen die Vernachlässigung des Lateins seine Stimme erhob. § 1 dieses „wohlgemeinten Vorschlags“ lautet: „Es ist wohl eine ausgemachte Sache, dass die lateinische Sprache von ihren ehemaligen Vorrechten in Teutschland gar vieles verlohren. Denn nachdem man glaubet, dass die Wissenschaften insgesamt eben so gut in teutscher als in lateinischer Sprache vorgetragen werden können; so hält man es wenigstens für eine bedenkliche Sache, nunmehro viele Jahre auf Erlernung einer todten Sprache unnützer Weise zu verschwenden. Da man auch würklich vor allen Theilen der Gelehrsamkeit in teutscher Sprache gründlich abgefassete Schriften lesen kann, so will die Hoffnung, die lateinische Sprache wiederum auf ihren vorigen Thron zu setzen, nach und nach verschwinden.“

33. Kleine deutsche Schriften. 3. Ed., S. 41.

34. Monatsgespräche. Anderer Theil. Halle 1688, S. 356.

35. Das Blatt hat wiederholt den Titel gewechselt. Der des ersten Monatsheftes lautete: „Schertz- und Ernsthaffter, Vernünfftiger und Einfältiger Gedancken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen Erster Monath oder Januarius, in einen Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft derer Müssigen. Frankfurth und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann, Buchhändler, 1688.“ Auch dieses Heft war schon in Halle gedruckt worden. Der Haupttitel der zwei Jahrgänge lautet: „Freymüthige

Lustige und Ernsthafftige, jedoch Vernunfft- und Gesetzmässige Gedancken oder Monats-Gespräche, über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher, durch alle zwölff Monate des 1688. und 1689. Jahres durchgeführet von Christian Thomas. Halle, Gedruckt und verlegt von Christoph Salfelden. 1690.“ Die Händel mit der Leipziger Censur hat nach den Acten der Leipziger Büchercommission G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, Leipzig 1885. S. 197 bis 202 eingehend dargestellt. Später begann Thomasius noch einmal eine Art litterarischer Zeitschrift unter dem Titel: Summarische Nachrichten von auserlesenen, mehrentheils alten, in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern. 1715 bis 1718 in 24 Stücken. Das meiste ist Arbeit seiner Schüler; nur die beiden letzten Stücke rühren von ihm selbst her.

36. Seine Biographie im Anfang des vierten Theils seiner Hist. der Gelahrtheit 1735. Eine Charakteristik von ihm giebt Michael von Loen, welcher 1712 in Halle studiert hatte, in seinen Kleinen Schriften I. (vierte Auflage), Frankfurt und Leipzig 1753, S. 218 bis 221: „Ihm lacht die Freude, der Verstand und ein jovialisches Wesen aus den Augen. . . . Er ist gesetzt und dick von Leibe, hat eine frische Farbe, ein sehr fleischigtes Gesicht mit rothen Hängbacken und einem doppelten Kinn.“ Die Grazien hatten also, wie es scheint, nicht an seiner Wiege gestanden.

37. Stintzing in der Allg. Deutschen Biographie X, 130.

38. Gedächtniss Rede von dem Geheimniss der Evangelischen Weisheit . . . den 29. Januar 1730 öffentlich gehalten von Johann Jakob Rambach, der heil. Schrift *Professore ordinario*. Halle 1730. — Gundling hinterliess eine Bibliothek von mehr als 9000 Bänden, welche 1731 versteigert wurde. Sie erzielte über 7000 Thaler, während ihr Werth (nach Hoffbauer, Geschichte der Universität zu Halle, Halle 1805, S. 210) auf 40,000 Thlr. (?) geschätzt wurde.

39. v. Loen, a. a. O., S. 219: „In seinen Lesstunden lacht man öfters mehr, als in einer Comödie. Er lacht auch selbst

so herzlich mit, dass ihm darüber sein dicker Bauch schockelt."

40. Nicolai Hieronymi Gundlings Sammlung Kleiner Teutscher Schriften und Anmerkungen, als ein Anhang zu denen *Gundlingianis*, mit einer Vorrede versehen von Herrn Gottlieb Stollen, öffentlichen Lehrer der Politick auf der Universität zu Jena. Halle, 1737. Zu finden in der Rengerischen Buchhandlung. S. 13.
41. Zeller, Geschichte der Philosophie seit Leibniz. München 1873, S. 276.
42. *Praeliminar* - Discurs Welchen *D. Nicolaus Hieronymus* Gundling *P. P.* Ehe er seine Winter-*Lectiones an.* 1710 angefangen, Zum Nutzen seiner Zuhörer entworffen hat. Halle, Zu finden bey Christian Henckeln, Univ.-Buchdrucker. S. 29. Das Programm ist wieder abgedruckt in der Sammlung Kleiner Teutscher Schriften, Halle 1737. S. 94 bis 142. — Gundlings deutscher Stil erfreute sich der besonderen Anerkennung Gottscheds, der ihm in seiner Ausführlichen Redekunst, 4. Auflage, Leipzig 1750, S. 71 folgendes Zeugniss ausstellt: „Er (Gundling) schreibt rein und wohlfliessend, und doch nicht mager; vernünftig, und doch nicht trocken; feurig, aber nicht schwülstig oder rasend."
43. Freymüthige, jedoch Vernunft- und Gesetzmässige Gedanken über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher, Halle 1690, Der Herausgeber starb 1732 als Kreisamtmann zu Wittenberg. Vgl. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus. Erster Theil. Hannover 1845. S. 343.
44. Neue Unterredungen, darinnen so wohl schertz- als ernsthafft über allerhand gelehrte und ungelehrte Bücher und Fragen freymüthig und unpartheyisch *raisonniret* wird. Vorgestellet von *P. Q. S.* Lützen, wo König *Gustav Adolf* von *Schweden* Tod geblieben. 1702, Prutz, a. a. O., S. 347 fg.
45. Unschuldige Nachrichten, Leipzig 1702, S. 133 bis 137.
46. Neue Bibliothek, oder Nachricht und Urtheil von neuen Büchern, und allerhand zu Gelehrsamkeit dienenden Sachen. Halle, 1709 bis 1721. Prutz a. a. O., S. 350 fg.

47. Er versicherte in einer Zuschrift an den Inspector Heumann in Eisenach ausdrücklich: „da ich doch mit denen ersten zwölf Stücken nichts zu thun gehabt, wie ein jeder aus dem *stilo* siehet“ Sammlung Kleiner Teutscher Schriften. S. 340.
48. *Gundlingiana*, darinnen allerhand Zur Jurisprudentz, Philosophie, Historie, Critic, Litteratur und übrigen Gelehrsamkeit gehörige Sachen abgehandelt werden. Halle im Magdeburgischen, Zu finden in der Rengerischen Buchhandlung. 1715—1732. Prutz, a. a. O., S. 352.
49. Ernst Friedrich Kettner, dem Verfasser einer „Kirchen- und Reformationshistorie des Stiftes Quedlinburg“ 1709.
50. Koser in der Allg. Deutschen Biographie XIX, 379 fg. und Justi, Winckelmann, I, 82 fg.
51. Die charakteristische Stelle lautet im Wesentlichen folgendermassen: „Der Auctor ist über 60 Jahre alt und hat er billig es für einen Seegen des gütigen Gottes zu erkennen, der ihn vermögend machet, so mannichfaltige Arbeit zu verrichten. Er ziehet in dem Actenlesen und Urthelmachen, als seine Herren Collegen wissen, fast beständig den stärckesten Strang. Er hält der Jugend täglich 3 bis 4 Stunden *collegia* und hat das jetzige halbe Jahr nicht eine eintzige Stunde ausgesetzet Er kommt, ausser dem Kirchengang und Amtswegen, öffters einen gantzen Monath nicht aus seinem Hause. Manche Nacht sitzt er in Arbeit und Acten über 1 und 2 Uhr hinein . . . Und ist er in seinem bequemen und vorm Thor wohlgelegenen Garten in etlichen Jahren nicht gewesen. Und sein in der Nähe liegendes Land-Gut hat er dieses Jahr etwa zwey mahl besuchet und jedes mahl kaum etliche Stunden. In das andere aber 3 Meilen von hier ist er in 5 Jahren nicht gekommen . . . Er isset des Tages einmal und nicht einen Krumen des Abends der Arbeit und Gesundheit halben. Die Bücher und Werke, die er dem Druck überlassen, machen schon über ein hundert Alphabet aus. Und erinnert er sich nichts geschrieben zu haben, was auch andere vor

ihm geschrieben hätten" u. s. w. Ludewig schliesst: „Der Apostel saget: es ist mir das Rühmen nichts nütze, aber eurenthalben nöthig, dass das Amt, unter euch, zur Ungebühr, nicht verlästert werde." v. Ludewigs Gelehrte Anzeigen I. Halle 1743, S. 116 fg.

52. Das gleiche Bild gebrauchte später Friedrich der Gr. in einem Briefe an Voltaire: „Ich laufe meine Station, ohne mich um die Hunde, die mich unterwegs anbellen, zu bekümmern." Goethe gab dann dem Bilde eine neue Pointe in dem bekannten Verse: „Wir reiten in die Kreuz und Quer' nach Freuden und Geschäften; doch immer kläfft es hinterher und bellt aus allen Kräften. So will der Spitz aus unserm Stall uns immerfort begleiten, und seines Bellens lauter Schall beweist nur, dass wir reiten."

53. Gelehrte Anzeigen II. Halle 1744. S. 339.

54 Unterricht Von denen wöchentlichen Anzeigen, Die Auf Königl. Majest. in Preussen allergnädigsten *Special*-Befehl in Dero Reich, Provintzien und Landen, durch die so genannten *Intelligenz*-Zettel angeordnet. Absonderlich zum Behuf der Universität und Stadt Halle, in folgenden Artickeln entworfen von Johann Pet. von Ludewig, Universitäts-Cantzlern. Halle, gedruckt bey Johann Grunerten, Universit.-Buchdr. 1729.

55. So schrieb er später (1737): „Zeitungen sind zwar keine Evangelien. Allein sie zeigen, auch in ungegründeten Sachen, vom gemeinen Ruf. Hätten wir von den Aegyptern, Juden, Griechen oder Römern, denen wir die meisten Lehren schuldig, dergleichen Nachrichten übrig, was für einen unsäglichen Gebrauch würden nicht unsere Gelehrte davon zu machen suchen?"

56. Der Titel lautet: Unter Seiner Königl. Majestät in Preussen etc. etc. | Unsers allergnädigsten Königs und Herrn allerhöchsten | *approbation* und auf Dero *special*-Befehl [Wappen] Wöchentliche Hallische | Frage- und Anzeigungs-Nachrichten.

57. Johann Peter von Ludewigs *JCti*, Canzlern des Herzogthums Magdeburg und der Universität Halle, Gelehrte Anzeigen in allen Wissenschaften, so wohl geistlicher als weltlicher, alter und neuer Sachen, welche vormals denen wöchentlichen Hallischen Anzeigen einverleibt worden. Halle 1743 bis 1745.
58. Gelehrte Anzeigen, II 745.
59. Körte, Gleims Leben. Halberstadt 1811, S. 19.
60. Gelehrte Anzeigen III. 775.
61. W. Scherer, Geschichte der Deutschen Litteratur, Berlin 1883, S. 330.
62. Herrn D. Joach. Just. Breithaupts Sinnreiches Lateinisches *Poema* u. s. w. Halle, Druckts Christian Henckel, Univ.-Buchdr. — Die Eingangsverse übersetzt Baumgarten: „Weichet! Weichet, Eitelkeiten! Und entfernet euch gar weit! Weiche von den teutschen Sitten, du gantz eitle Eitelkeit!"
63. Rössler, Die Gründung der Universität Göttingen. Göttingen 1855, S. 448.
64 Erich Schmidt, Lessing I, Berlin 1884, S. 39.
65. Archiv für Litteraturgeschichte XII, 62 und Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848, S. 96.
66. Waniek, Immanuel Pyra. Leipzig 1882. S. 15.
67. Das Einladungsprogramm ist gedruckt bei Christian Henckel, Univ.-Buchdr. 8 Seiten in 4°.
68. Erich Schmidt, Charakteristiken, Berlin 1886, S. 483.
69. Jacob Friedrich Reimmanns Versuch Einer *Critique* über das *Dictionnaire Historique et Critique* des *Mr. Bayle.* Hall im Magdeburgischen *MDCCXI.*
70. Philippi, Sechs Deutsche Reden. Leipzig 1732, S. 79.
71. Ausführliche Biographische Mittheilungen bei Hirsching, Historisch-Litterarisches Handbuch VII (1805) S. 204 bis 221. Vergl. ferner zu dem Abschnitt über Philippi: Litzmann Christian Ludwig Liscow. Hamburg 1883, S. 47 fg, eine sehr sorgfältige Monographie, welche die älteren Arbeiten von Helbig (1844) und Lisch (1845) entbehrlich macht.

72. Nach Gödecke (Grundriss II, 570) geboren 1701.
73. Von dieser Wochenschrift sind im Ganzen nur 9 Nummern erschienen.
74. Litzmann, a a. O., S. 91.
75. Philippis Schriften verzeichnet Gödecke II, 570. Ueber ein in der Dresdener Bibliothek befindliches nachgelassenes Manuscript Ph's vgl. Archiv für Litteraturgeschichte IX, 112.
76. Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig 1739. S. 195.
77. Waniek, a. a. O., S. 18.
78. Ueber Pyra verweise ich auf die schon mehrfach citirte lehrreiche Monographie G. Wanieks; dazu Seuffert im Anzeiger f. Deutsches Alterthum X, 253 bis 262. Ferner A. Sauers Einleitung zum Neudruck der „Freundschaftlichen Lieder" Heilbronn 1885, u. E. Schmidts Charakteristiken. S. 124.
79. Tollin, Geschichte der französischen Colonie von Magdeburg, Halle 1886, I, S. 678.
80. Rössler, a. a. O., S. 439 bis 454.
81. Miller, Nachricht von der jetzigen Verfassung des Evangelisch-Lutherischen Gymnasii. Halle 1755, S. 22.
82. Gleim schreibt einmal scherzhaft an Johann Adam Schlegel (Quedlinburg, 8. Febr. 1751): „Warum sind sie doch kein Hallischer Student? itzt hätte ich Gelegenheit sie zu einem Dorfpfarrer zu machen und ihnen zugleich die junge schöne Witwe ihres Vorgängers zum Weibe zu geben. . . . Gehen sie doch hurtig noch einmahl nach Halle, und lernen sie dort die rechte Brandenburgische Orthodoxie oder Pietisterey! Denn ich weiss nicht was von beyden man dort eigentlich am besten von Baumgarten und Francken lernen kan." Archiv für Litteraturgeschichte. IV, 9.
83. Ausdrücklich bezeugt der Hofrath Gruber in einem Briefe an Münchhausen 1739: „Seine (des Thomasius) *lectiones* haben die meisten vornehmen *Studiosos* nach Halle gezogen."
84. Kleine Teutsche Schriften. S. 560.

85. Thomasius, „Vom elenden Zustand der Studenten“ in seinen Kleinen Teutschen Schriften. S. 517 bis 562.
86. Mitgetheilt von J. Opel im Beibl. der Magdeb. Zeitung 1881, S. 170.
87. *Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome* XIV., p. 314 fg.
88. Getreue Väterliche Vermahnung des *Senatus Academiae* An Sämtl. Angehörige der Königl. Preuss. Friedrichs-Universität, Dass Sie Allen Müssiggang, liederliche Gesellschafften, Fress- und Sauff-Gelage, Nächtliche Musicken, und andere Schwärmereyen, samt allem unordentlichen Leben, als die Ursache vieler Uebelthaten und betrübten Fälle hinfüro vermeiden, Und sich insgesamt den Pflichten des Christenthums und *Legibus Academiae*, dazu sie so theuer verbunden, gemäss bezeigen mögen; Vormals den 30. Jul. 1699 durch Veranlassung einer bey nächtlicher Weile Geschehenen Entleibung *publiciret*, Jetzo aber, nach einem am 1. Dec. 1710 am Tage verübten Duell und Mord zum andern mal gedruckt. HALLE, druckts Stephanus Orban, Univers.-Buchdr. 16 S. in 4°.
89. *Hieronymi Freyers Paed. Reg. Insp.* Teutsches *Programma* über die Frage, Ob ein *Studiosus iuris* auf Universitäten sich nicht eben so wol als ein *Studiosus theologiae* eines wahren und rechtschaffenen Christenthums befleissigen müsse. Halle, 1728, 16 S. in 4°.
90. Die gleiche Klage wiederholte Laukhard (Leben und Schicksale. Zweiter Theil. Halle 1792. S. 115 f.) noch aus den achtziger Jahren. „Durch nichts — heisst es hier — setzen sich die Hallenser mehr zurück, als durch ihre ewige Touren auf Leipzig zur Messzeit. Es ist nichts seltenes, dass einige ihren ganzen Wechsel da sitzen lassen. Viele Tausende reichen wahrscheinlich nicht zu, das alles baar zu machen, was ihnen Jubel, Komödie, Mädchen, Pferde, neumodische Kleidungen und der übrige Studentenkram Jahr für Jahr blos in Leipzig kostet Und unter diesen lustigen Brüdern giebts leider manchen armen Schlucker, dessen Eltern es blutsauer wird, ihn nur halb-

wegs zu unterhalten, oder die sich seinetwegen in Schulden stecken, oder gar kümmerlich zu Hause behelfen müssen."

91. *Praeliminar* - Discurs Welchen *D. Nicolaus Hieronymus* Gundling *P. P.* Ehe er seine Winter-*Lectiones An.* 1710 angefangen Zum Nutzen seiner Zuhörer entworffen hat. Halle, Zu finden bey Christian Henckeln, Universitäts-Buchdrucker. — Das Programm ist wieder abgedruckt in der Sammlung kleiner teutscher Schriften. Halle, 1737. S. 94 bis 142.

92. Francke selbst erzählt in den „Fussstapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes" (1701): Im Sommer 1695 seien ihm 500 Thaler überwiesen worden zur Vertheilung an Arme, insbesondere an arme Studenten. „Und weil bey dieser grossen Beisteuer die armen Studiosi sonderlich bedacht werden sollten, nahm ich bald solche *Studiosos*, die der Wohlthat am meisten dürftig und werth zu seyn schienen, und gab ihnen wöchentlich, etlichen vier, andern acht, andern zwölf Groschen, je nachdem ich eines jeden Nothdurft befand; dass also mancher arme *Studiosus* durch Beihülfe solcher Wohlthat hier subsistiren konnte, der sonst mit seinem wenigen Vermögen nicht auszukommen gewusst und deshalb die Universität hätte verlassen müssen. Ja einige hatten sonst gar nichts, als was ich ihnen wöchentlich reichte. Die Zahl solcher armen Studenten kam auf zwanzig und drüber, welche fast alle wöchentlich acht Groschen, auch etliche zwölf Groschen empfingen. Und das ist die eigentliche Veranlassung, dass bis auf diese Stunde die armen *Studiosi* der Wohlthat des Waisenhauses mit theilhaftig sind. Denn von solcher Zeit an ist das Brünnlein Gottes auch für die armen *Studiosos* geflossen und hat auch nicht aufgehöret zu quellen." — Noch aus den achtziger Jahren berichtet Laukhard in seiner Selbstbiographie II (Halle 1792) S. 105: „Wer draussen Geld hat und liberal erzogen ist, läuft nach Göttingen, Jena oder Erlangen; wer aber keins

hat, kommt nach Halle, um sich da ans Waisenhaus zu halten und so seine Brodstudien durchzulaufen. Was aber aus dergleichen Leuten zu werden pflege, wissen wir."

93. Gundling selbst scheute vor Conflicten nicht zurück, um gewisse, durch das Herkommen geheiligte Gebräuche abzustellen. So hatte er es endlich durchgesetzt, dass die Studenten, gegen die sonstige Gewohnheit, während seiner Vorlesungen die Hüte ablegten.

94. Barthold Heinrich Brockes' Selbstbiographie, herausgegeben von Lappenberg in der Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte II, S. 176 ff.

95. F. C. Laukhards Leben und Schicksale. II, Halle, 1792. S. 106 fg.

96. Nasemann, Bad Lauchstädt. Halle 1885, S. 27.

97. Stölzel, Karl Gottlieb Svarez. Berlin 1885, S. 9. — Die Universitätsbuchdrucker wurden vereidigt und erhielten einen Immatrikulationsschein. In demjenigen des Buchdruckers Johann Jacob Gebauer heisst es: nachdem derselbe gebeten,

> „ihn zum *cive Academico* auf- und anzunehmen, dabey auch zugleich vermittelst Handschlages an Eydesstatt angelobet, sowohl gegen Sr. Königl. Majestätt in Preussen, und Dero Königliches Hauss, getreu und unterthänig, als auch gegen Dero hiesige Friedrichs-Universität redlich und gehorsam sich jederzeit zu erweisen und deren Nutzen und Bestes, auf alle Weise zu befördern, dahingegen Schaden und Nachtheil, so viel an ihn ist, zu verhüten, auch sich sonsten nach deren Königlichen und Akademischen Verordnungen in Ansehung der Censur, nach seinem dieserhalb geleisteten Eyde, und sonsten gebührend zu verhalten; Alss ist derselbe heute *dato* gebotener Massen, *in Comformitaet* derer Königl. Universitaets-*Privilegiorum*, zum *cive Academico recipiret* und Aufgenommen, auch ihm darüber gegenwärtige *Concession* unter der Königl. Universitaet Insiegel und gewöhnlichen

Unterschrift ertheilet und ausgefertiget worden. So geschehen Halle den 11. November 1767.

Andras Elias Büchner,
h. t. Prorector.

Abgedruckt bei Berger, Geschichte der Gebauer-Schwetschkeschen Buchdruckerei. Halle 1884, S. 17 fg.

98. Biographien der Hallischen Buchdrucker Hendel, Gebauer, Sympher und der drei Brüder Grunert finden sich im zweiten Theil (1740), S. 49 fg.

99. Schwetschke, Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. Halle, 1840, S. 89.

100. Um die Mitte des Jahrhunderts figurirte als Universitäts-Antiquar Balthasar Schneid, dem in einem vom Prorector Strähler unterzeichneten Decret vom 4. Januar 1745 der Buchführer Heinrich Christian Günther associirt wurde. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels V. Leipzig 1880, S. 319 ff.

101. Hering, Neue Beiträge zur Geschichte der Evangelisch-Reformirten Kirche. Erster Theil. Berlin 1786, S. 182.

102. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels II. Leipzig 1879, S. 258 ff.

103. Kramer, Aug. Herm. Francke. Erster Theil. Halle 1880, S. 181 ff. und Zweiter Theil. Halle, 1882. S. 35 ff. Ueber Elers (geb. 28. Juni 1667, gest. 13. Sept. 1728) vergl. ferner: Knapps Leben und Charakter einiger gelehrten und frommen Männer. S. 177 bis 202. und „Gedächtniss-Rede bey dem seligen Abschiede des Herrn Heinrich Julius Elers nebst des Seligen Lebens-Lauf in Druck dargeleget von G. A. Francken. Halle, 1729. — Die von *M.* J. H. Wiegleb gehaltene Gedächtnissrede erschien unter dem Titel: „Der Gewinn begabter und treuer Knechte Gottes“. Glaucha, 1729. — Sechs Buchhändlerbriefe an Elers hat F. Herm. Meyer im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels IV,

S. 225 bis 235. mitgetheilt. Einem derselben, dem zweiten, ist zu entnehmen, dass auch die Waisenhausdruckerei dem Vorwurf des Nachdrucks nicht entgangen ist. In einem vom 24. Febr. 1705 datierten Briefe beschwerte sich der Buchändler Johann Philipp Andreae in Frankfurt a. M. bitter über eine im Waisenhause gedruckte hebräische Bibel, da doch er, Andreae, die betreffenden *Privilegia* „mit einer grossen summa geldes erhandelt und bezalt habe". Es schmerze ihn dieses unverantwortliche Handeln um so mehr, da er sich „ehe des Himmels einfall versehen, als von solchen leuthen, die als anderer Christen Vorgänger wollen angesehen und gehalten seyn, dergleichen höchstschädlichen nachtruck zu vernehmen". „O Hr" — fügt der Briefschreiber beweglich hinzu — „bedencken nur selbst, wie Ihnen gefallen, wann von uns Ihres besten verlags auff dergleichen weise nachgetruckt würde, sollte Er Sich nicht auch auff das hefftigste beschwehren, und uns als Ehrvergessne und gewissenlose leuthe, die Ihnen das Ihrige entziehen wollten, halten und vor aller welt alsso ausschreyen: wass also der Hr. nicht will dass Ihme geschehe, thue Er andern auch nicht."

104. Der interessante Briefwechsel ist von Franz Muncker im Archiv für Litteraturgeschichte XII. S. 225—288 veröffentlicht worden. Vgl. ferner: Muncker, Klopstock, Stuttgart, 1888, S. 108. Hemmerde war am 23. Nov. 1708 geboren und starb am 7. Mai 1782.

105. Hallisches patriotisches Wochenblatt 1839, S. 1473 ff. und Berger a. a. O., S 37 fg. Schwetschke (geb. 19. Sept. 1756 zu Glaucha, gest. 19. Sept. 1839) hatte seine Lehrjahre in der Hallischen Waisenhausbuchhandlung absolvirt, worauf ihn seine Wanderjahre nach Berlin, Leipzig und Bern geführt hatten.

II.

Pietismus und Rationalismus.

1. Kramer, August Hermann Francke, I. Halle 1880, S. 104.
2. An der Universität war er als Professor *orientalium* zunächst der philosophischen Facultät zugewiesen, las jedoch ausschliesslich Exegese Alten und Neuen Testaments, Vorlesungen, denen er nach seiner Ernennung zum Professor der Theologie (1698) auch noch solche über praktische Theologie hinzufügte.
3. Allg. deutsche Biographie III, 292, und H. Holstein Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge. Leipzig 1886, S. 14 fg.
4. Rössler, a. a. O., S. 460.
5. Kramer, a. a. O. II, 378.
6. Zeitschrift für die historische Theologie 1872, S. 434 fg.
7. Die charakteristische Berufungsgeschichte hat J. Geffcken in der Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte II, 518 bis 532 aktenmässig dargestellt.
8. Man vergleiche die Schilderung der ganz ähnlichen Verhältnisse in Leipzig bei Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. Leipzig 1885, S. 371 fg.
9. Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, S. 24.
10. Kramer, a. a. O. II, S. 407 und Eckstein, Beiträge zur Geschichte der Hallischen Schulen. Drittes Stück. Halle, 1862.
11. Holstein, a. a. O. S. 14.
12. Knapp, Beiträge zur Lebensgeschichte A. G. Spangenbergs, herausgegeben von O. Frick. Halle 1884. — Das interessante Kabinetsschreiben des Königs, welches Spangenbergs Ausweisung verfügte, hat folgenden Wortlaut:

 „Würdige, liebe Getreue. Ich habe aus Eurem Bericht ersehen, was ihr wegen des *adjuncti* bei der dortigen theolog. Fakultät, M. Spangenbergs seiner Aufführung und irrigen Meinungen vorgestellet; und habet Ihr daran

recht gethan, dass Ihr mir solches angezeiget, denn ich will nicht, dass dergleichen irrige Meinungen auf der dortigen Universität ausgebreitet werden sollen: Daher ich auch dem Obristen von Wachholz *Ordre* gegeben, bemeldeten Spangenberg anzudeuten, dass er sich noch vor dem Osterfeste von dort hinwegbegeben und seines Amtes erlassen sein soll; und müsset Ihr Euch bemühen, einen tüchtigen Mann in seine Stelle wieder zu bekommen. Ich verbleibe Euch übrigens in Gnaden wohl beygethan.
Potsdam, 31. März 1733. Fr. Wilhelm.

13. Geboren 1648, gestorben 1726. Vgl. Ritschl, Geschichte des Pietismus II, Erste Abtheilung. Bonn 1884, S. 485.
14. Halle, Gedruckt und zu finden im Waysen-Hause, 1729.
15. Es sei hier an die Schilderung erinnert, welche Goethe in einem Briefe an Fräulein v. Klettenberg (26. Aug. 1770) von den Stillen im Lande entwarf: „Lauter Leute von mässigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen.“ Der junge Goethe I, S. 240.
16. Eckstein, Beiträge zur Geschichte der Hallischen Schulen, Zweites Stück. Halle 1851, und Hoffbauer, Geschichte der Universität zu Halle. S. 120 bis 123.
17. Joh. Salomo Semlers Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefasst. Erster Theil, Halle, 1781. S. 79.
18. Ritschl, a. a. O., S. 293.
19. Beyschlag, die Gedenkfeier der fünfzigjährigen Vereinigung von Halle-Wittenberg. Halle, 1867. S. 42.
20. Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten. Dritter Theil. S. 79 fg. Vgl. ferner Emil Friedberg, das Recht der Eheschliessung in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1865, S. 192 fg. und 256 fg.
21. Jacob Gabriel Wolfens Kurzer Entwurf der vornehmsten Grund-Sätze Seiner *Institutionum jurisprudentiae ecclesiasticae.* Halle, druckts Stephanus Orban. 1718.

22. Christian Wolffs eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben von H. Wuttke, Leipzig 1841. S. 111 fg. — Ein reiches biographisches Material enthält Gottscheds Historische Lobschrift des Freyherrn von Wolf. Halle 1755.

23. Eduard Zeller, Geschichte der Philosophie seit Leibniz. München, 1873, S. 214.

24. Ausführliche Nachrichten von seinen Schriften 1733, S. 113.

25. In einem charakteristischen Briefe gab später Friedrich d. Gr. dem Hallischen Weltweisen ob seiner Weitschweifigkeit einen Denkzettel. Auf die Uebersendung des sechsten Bandes von Wolffs *Jus naturae* antwortete der König: „Ich finde eure herausgegebenen Bücher gewiss recht schön, gelehrt und *solide;* allein, ich läugne nicht, dass Mir solche, nach dem Gebrauch und Nutzen der meisten Leser, etwas zu weitläuftig und zu stark scheinen und glaube Ich, ihr könntet in kleineren Werken und mit weniger Worten, die nöthigen Wahrheiten der Vernunft eben so gut zu erkennen geben, welches für den Leser vermuthlich, nach dem *Genie* der meisten Menschen, angenehm seyn würde.“ (Potsdam, 18. Juni 1746.) Vgl. Gottsched, a. a. O. Beilage, S. 86.

26. W. Scherer, Geschichte der Deutschen Litteratur. Berlin 1883, S. 354.

27. Vgl. meine Schrift: Aus Magdeburgs Vergangenheit. Halle 1886, S. 39 fg. Ueber die Hallischen Wochenschriften „der Gesellige“ und „der Mensch“ finden sich einige lehrreiche Notizen in dem Schriftchen von R. Fisch, Generalmajor v. Stille. Berlin 1885, S. 42 fg. und S. 50 fg. Gerne hätte ich die Hallischen moralischen Wochenschriften in gleicher Weise wie die Magdeburgischen behandelt, doch war mir nur ein kleiner Theil derselben zugänglich. Für Wolffs eigene Stellung zu den moralischen Wochenschriften ist sein an die Gesellschaft der Maler in Zürich gerichteter Brief charakteristisch, den neuerdings Theodor Vetter in der Chronick der Gesellschaft der Mahler, Frauenfeld 1887, S. 112 f. veröffentlicht hat.

28. *Horatii* als eines wohlerfahrenen Schiffers, treumeynender Zuruff an alle Wolffianer in einer Rede über die Worte der XIV. Ode des 1. Buches betrachtet, wobey zugleich die neuere Wolffische Philosophie gründlich widerlegt wird 1739. Vgl. dazu Paul Schlenther, Frau Gottsched, Berlin 1886, S. 41 fg.

29. Justi, Winckelmann I, 73.

30. Pütters Selbstbiographie. Göttingen 1798, S. 28.

31. Der Briefwechsel zwischen Francke und Wolff bei Gottsched, a. a. O. Beilagen, S. 18 fg.

32. Geboren 1670 zu Gardelegen, gestorben 1744 zu Halle. Sein „Lebenslauf von ihm selbst verfasst“ erschien 1744. „Eine martialische Erscheinung, auch noch in hohem Alter in voller *vigeur* der Körperkraft, wie er von sich selbst sagt, unter den Studenten wegen seines disciplinarischen Korporalstabes der Schulmajor genannt“ — so schildert ihn Tholuck, Geschichte des Rationalismus, Erste Abtheilung. Berlin 1865, S. 12. Ich verweise ferner auf Ritschl, a. a. O. II, Erste Abth. S. 386; Justi, Winckelmann I, S. 57; Frank, Geschichte der protestantischen Theologie II, Leipzig 1865, S. 144 fg. — Langes Urtheil über die *harmonia praestabilita* lautet wörtlich (*modesta Disquisitione* S. 127): „*Harmonia de commercio inter animam et corpus praestabilita* *est chimaera, quae a pseudophilosophia Stoica et Cartesiana, nec non a Spinoziana, est formata, ab illustri autem Leibnitio adoptata, et per lusum ingenii pigmentis pseudometaphysicis exornata; chimaera biformis, cujus centrum et peripheria omnis, sublata omni veri nominis libertate, est in fato physico, et quae absurditate sua semet ipsam destruit.*“ Das Gutachten von Buddeus erschien unter dem Titel: Herrn *D Jo. Francisci Buddei* Bedencken Ueber die Wolffianische Philosophie. Frankfurt und Leipzig 1724.

33. Pütter, a. a. O. S. 28.

34. Kramer, Neue Beiträge zur Geschichte A. H. Franckes. Halle 1875, S. 154.

35. Eduard Zeller: „Wolffs Vertreibung aus Halle" in den Vorträgen und Abhandlungen. Erste Sammlung.[2] Leipzig 1875, S. 117 bis 152. — Wolff selbst berichtet über seine Vertreibung aus Halle in einem Briefe an L. Blumentrost in Petersburg (Marburg, 1. März 1724): „Die Pietisten, welche mich aus verschiedenen Absichten gerne weg gehabt hätten, da sie vermeinet, ich würde nicht gehen und auswertige Offerten acceptiren, haben es endlich wieder alles Vermuthen durch Verleumdungen, die Sie bey Sr. K. M. in Preussen angebracht, und zwar durch den General Nazmer, der in grossem Ansehen stehet, dahin gebracht, dass der König ohne mich dagegen zu hören und ohne einige Remonstration anzunehmen, die von des Hn. v. Printzen Excellenz als Ober-Curatoris *Academiarum* geschehen, eine strenge *Ordre* ertheilet, dass ich mich binnen 2 mahl 24 Stunden aus Halle machen und alle seine Lande räumen sollte. Man hat nach diesem sogleich an allen Orten, wo man vermeinet, dass auf mich *Reflexion* gemacht werden dörffte, die leichtfertigsten *Calumnien* hingeschrieben, als wenn ich atheistische *principia* hätte: dessen ungeachtet hat Se. H. D. der Herr Landgraff von Hessen-Cassel mich als Hoff Rath und *Prof. Mathes. et Phil. primarius* zu Marburg mit einer Besoldung von 1000 Rthlr. und freyer Wohnung in Dero Dienste genommen und ich lese nun mit *applausu* auf dieser Universität." Vgl. Briefe von Christian Wolff aus den Jahren 1719 bis 1753. Ein Beitrag zur Geschichte der Kaiserl. Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg. St. Petersburg 1860, S. 21. — Ueber Laurentius Blumentrost vergl. A. Brückner, die Europäisirung Russlands. Gotha 1888, S. 402.

36. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848, S. 44.

37. Baumgarten wirkte an der lateinischen Schule des Waisenhauses bis 1734, wo ihm eine ordentliche Professur übertragen wurde. Ueber seine Berufung berichtet er ausführlich in seiner ersten Lections-Ankündigung: Siegmund Jacob Baumgartens öffentliche Anzeige seiner dissmaligen

Academischen Arbeit, dabey zugleich Von den vornehmsten Vortheilen Bey Erlernung der Theologie auf Hohen Schulen gehandelt wird. Halle, bey Johann Andreas Bauer 1734. 23. S. in 4.°

38. Ueber eine spätere persönliche Begegnung mit Voltaire während eines Besuchs Friedrichs d. Gr. in Halle berichtet Wolff an Manteuffel am 6. October 1743: „Voltaire war etwas unpässlich, daher liess er mit dem Major Chasseau, der sein Reise-Geferte war, mich bitten, dass ich bey ihm mit einsprechen möchte, weil Sie wussten, dass ich eben in der Nähe war. Er empffing mich mit den grösten Freuden, bezeigte eine so grosse Hochachtung vor mich, dass ich mich vor mir selber schämete: wie mich auch schon in Gegenwart des Printzen Ferdinands der Major Chasseau dessen versichert hatte. Er ist ein recht artiger Mann im Umgange und lustigen *humeurs* und in sinnreichen Einfällen sehr *expedit.*" Nach einer Erzählung Semlers übrigens (Lebensbeschreibung I, 108) musste die Unterhaltung lateinisch geführt werden, da Wolff nicht französisch sprechen konnte. Den ihn besuchenden Studenten schrieb Voltaire ins Stammbuch: „*Wolfio philosophante, Rege Philosopho regnante, et Germania plaudente, Athenas Hallenses invisi.*" Vgl. Gottsched, a. a. O., S. 118.

39. Eduard Zeller, Friedrich der Grosse als Philosoph. Berlin 1886, S. 190 und Reinhold Koser, Friedrich d. Gr. als Kronprinz. Stuttgart 1886, S. 141.

40. Crossen, 16. December 1740. Vgl. Gottsched a. a. O., Beilagen S. 75.

41. Julian Schmidt, Geschichte der Deutschen Litteratur I, Berlin 1886, S. 152.

III.

Aus der Blütezeit des Rationalismus.

1. Vgl. den Abschnitt „Patriotische Lyrik" in Waniek Monographie über Pyra. S. 163 fg. August Sauers Ein-

leitung zum Neudruck der Gleimschen Kriegslieder, Heilbronn 1882 und Richard Fisch, Generalmajor v. Stille und Friedrich der Grosse contra Lessing. Berlin 1885. Ueber Uz vergl. H. Feuerbach, Uz und Cronegk. Leipzig 1866 und A. Henneberger, Briefe von Johann Peter Uz. Leipzig 1866.

2. A. Gräsel: Die kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher im Beiblatt zur Magdeb. Zeitung 1882, S. 236 fg.

3. H. Schmid, die Theologie Semlers. Nördlingen 1858. Ueber seine kirchengeschichtlichen Arbeiten verweise ich auf das feinsinnige Urtheil F. Ch. Baurs, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen 1852, S. 132—145. — Wendeborn, welcher von 1759—61 in Halle studirt hatte, giebt in den Erinnerungen aus seinem Leben, Hamburg 1813, S. 42 von Semler folgende verzerrte Charakteristik: „Semler, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit zeigte sich damals in religiösen, oder vielmehr theologischen Dingen, als einen freimüthig denkenden Kopf, dessen Einsichten durch Fleiss, Nachdenken und Forschen, besonders in der Kirchengeschichte, helle geworden waren. Hätte er keinen Lehrstuhl bekleidet, den er ohne Unterschrift der symbolischen Bücher nicht erhalten konnte, so würde er weit weniger zurückhaltend gewesen seyn, als er nunmehr seyn mogte." Eine genügende wissenschaftliche Monographie über S. gehört noch immer zu den frommen Wünschen.

4. Mangelsdorf, *Vita et memoria viri illustris Klotzii* etc. *nomine Universitatis Academiae scripta.* Halle 1772; Hausen, Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens. Halle 1772 und Briefe deutscher Gelehrten an Herrn Klotz. Zwei Theile, Halle 1773 (Herausgegeben von v. Hagen). Von neuerer Litteratur notire ich hier lediglich die meisterhafte Charakteristik bei Erich Schmidt, Lessing. Zweiter Band, erste Abtheilung. Berlin 1886, S. 132—166. Eine Rettung Kl's versuchte H. Rollett: Briefe von Sonnenfels. Wien 1874.

5. Vgl. auch Hoffbauer, Geschichte der Universität zu Halle. Halle 1805, S. 298.
6. Mitgetheilt v. H. Pröhle in der Sonntagsbeilage Nr. 43 zur Vossischen Zeitung 1887.
7. In einem Briefe an Bürger (Halle, 24. Juni 1768): „*Heyne clanculum meae fortunae aut famae tenuitate invidet.*" Briefe von und an G. A. Bürger, herausgegeben von A. Strodtmann, I, Berlin 1874, S. 7
8. Erich Schmidt, a. a. O., II. 1. S. 137. Ueber Riedels Erfurter Leben vergl. Erhard, Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte. Zweites Heft. Magdeburg 1827, S. 82 fg und die freilich mit Vorsicht zu benutzende Schilderung in Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Zweiter Theil. Berlin 1791, S. 4 fg.
9. Haym, Herder I. Berlin 1880, S. 220 fg. und Herders Werke (Suphan) I, S. XXIX fg.
10. Lessings Werke (Hempel) XIII 2, S. 231.
11. Vgl. den Abschnitt „Friedrich Riedel und die Aufklärung" in Adam Wolfs Geschichtlichen Bildern aus Oesterreich II, Wien 1880, wo S. 328 bis 342 Riedels „freimüthige aber legale Vertheidigung seiner Unschuld und Ehre" abgedruckt ist.
12. Herder an Nicolai, 30. Nov. 1769.
13. Strodtmann, a. a. O. S. 1.
14. Strodtmann, a. a. O. S. 22 und 25.
15. Robert Prutz, der Göttinger Dichterbund. Leipzig 1841, S. 157.
16. Neue Hallische Gelehrte Zeitungen II. 46 Stück, S. 361. — Den gleichen Gedanken hatte Klotz schon früher in seinem satirischen Schriftchen *Ridicula Litteraria* (Altenburg 1762) in dem Abschnitt über die Kunst, gelehrte Zeitungen zu schreiben, mit wenig Witz und viel Behagen ausgeführt.
17. Max Koch, Helferich Peter Sturz. München 1879, S. 127.
18. Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geh. Rath Klotz. Erster Theil. Halle 1773, S. 53.

19. Ebenda. S. 126.
20. Danzel und Guhrauer, Lessing II, 231. — Nach Nicolais wiederholten Versicherungen soll jedoch Gleim den Anstoss zur Gründung der Bibliothek gegeben haben, „weil ihm daran gelegen war, ein Journal zu haben, worin er mit lautem Munde gelobet werde.“ Vgl. die betreffenden Aeusserungen bei Otto Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai. Berlin 1887, S. 20 und 26.
21. 2. Februar 1768. Lessings Werke (Hempel) XX. 1, S. 266.
22. Neue Hallische Gelehrte Zeitungen 1769, S. 602.
23. Dodsley und Compagnie, eine Maske, hinter welcher sich der Leipziger Buchhändler Schwickert verbarg. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. Leipzig 1885, S. 236 fg.
24. Suphan, a. a. O. XXXII.
25. Briefe deutscher Gelehrten I, S. 155.
26. Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772 (Neudruck) S. 284.
27. Ebda. S. 466 fg.
28. Martin, Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. Strassburg 1874, S. 56.
29. Zweiter Band 1768, S. 545 bis 551. Die Epistel erschien auch als Flugblatt auf einem Octavbogen. Sie ist datirt vom 19. August 1768.
30. Deutsche Bibliothek V, S. 256.
31. Gleims vom 30. Mai 1768 datirtes Gesuch bei Körte, Gleims Leben. Halberstadt 1811, S. 153.
32. Nicht 1769, wie Martin a. a. O. S. 7 angiebt.
33. Ueber das von dem Herrn Professor Hausen entworfene Leben des G. R. Klotz. Halberstadt 1772.
34. Erich Schmidt, Lessing II. 1, S. 162 und Wilhelm Scherer, Aufsätze über Goethe. Berlin 1886, S. 62 fg.
35. Goethe-Jahrbuch II, S. 67.
36. Lebensbeschreibung II, S. 146 fg.
37. Kleine Schriften I, S. 43 fg.
38. Buchner, Aus Giessens Vergangenheit. Giessen 1885, S. 76 f., Herbst, Goethe in Wetzlar. Gotha 1881, S. 130

und Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Darmstadt 1880, S. 28.

39. Wilhelm Scherer, Aus Goethes Frühzeit. Strassburg 1879, S. 34.

40. Scherers Einleitung zum Neudruck der Frankf. gel. Anz. S. XLVIII fg. und LXXIV fg. — Der Tübinger Stiftler David Hartmann, welcher besonders den Jahrgang 1773 der Frankf. Gel. Anz. rühmt, schreibt am 9. Mai 1773 an Bodmer: „Jetz hat Bahrd die Direction und diese lese ich. Die vorigen Mitarbeiter sind abgetretten nach einem zweyjährigen Geschrey.“ Goethe-Jahrbuch IX, S. 129.

41. Lebensbeschreibung II, S. 183.

42. M. Johann Anton Trinius, Altes und Neues zur Erweiterung und Verbesserung theologischer Kenntnisse. Halle 1771.

43. Im Widerspruch mit diesem Grundsatze übersetzt Bahrdt den Anfang des Johannes-Evangeliums: „Der Logus war schon beim Entstehen dieser Welt . . . Denn es war nur Gott und der Logus,“ lässt also zweimal das sonderbar latinisirte Fremdwort stehen. Auf einen möglichen Zusammenhang dieser Bahrdtschen Nicht-Uebersetzung mit der λόγος-Uebersetzung im „Faust“ hat v. Biedermann im Goethe-Jahrbuch IV, S. 345 hingewiesen. — Goezes polternde Streitschrift trägt den langathmigen Titel: „Beweis, dass die Bahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsetzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen GOttes sey, aus dem Augenscheine geführet. Hamburg 1773. Die Schrift fand in den Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen 1774, S. 124 fg. eine eingehende Besprechung, in der Bahrdt ziemlich glimpflich davon kam, obwohl der kühle Ton nicht zu verkennen ist. Dagegen wurde Goeze recht unsanft angefasst, und die hier gegebene Charakteristik seiner täppischen Polemik enthält viel Treffendes. Am Schlusse (S. 126) heisst es: „Zum Besten der Anfänger in der edlen theologischen Streitkunst fügen wir einen kleinen

Versuch von einem Verzeichniss solcher Formeln bey, die man bey unserm geübten Streiter auf allen Blättern seines Werkleins antrift. Unwissenheit, Blödsinn, läppisch, Unsinn, Aberwitz, Anfall von Verrückung, Verwegenheit, Tollkühnheit, im höchsten Grad frech und leichtsinnig, frevelhaft, Bosheit, Verdrehung, satanische Verfälschung, Betrüger, Schriftverderber, das schrecklichste und verdammlichste *crimen falsi* etc."

44. Vgl. die feinen Bemerkungen Viktor Hehns im Goethe-Jahrbuch VIII, S. 187 bis 202.

45. Den gleichen Gedanken hatte in den Freiwilligen Beiträgen III, 416 ein Rezensent ausgesprochen: „Herr Bahrdt scheint gewünscht zu haben, dass der Heiland ihm gestattet hätte, ihm guten Rath zu ertheilen, was für Ausdrücke er seinen Aposteln vorschreiben sollte." Vgl. Röpe, Johann Melchior Goeze. Hamburg 1860, S. 86. — Im dritten Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe: „Doktor Bahrdt, damals in Giessen, besuchte mich, scheinbar höflich und zutraulich; er scherzte über den Prolog und wünschte ein freundliches Verhältnis." Bahrdt seinerseits zog es vor, in seiner Selbstbiographie seine Beziehungen zu Goethe gänzlich zu verschweigen.

46. Ueber Bahrdts pädagogische Thätigkeit vgl. Leyser K. Fr. Bahrdt. Neustadt 1867.

47. Ueber Bahrdts Aufenthalt in London berichtet Wendeborn, Erinnerungen aus seinem Leben. Hamburg 1813, S. 266 fg. Diese Mittheilungen beweisen am schlagendsten die Verlogenheit von Bahrdts eigener Lebensbeschreibung, die kaum in einem Punkte als zuverlässige Quelle gelten kann.

48. Wieder abgedruckt bei Leyser a. a. O. S. 151 bis 159 und in der Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts I, Leipzig 1846, S. 26 bis 34.

49. Lebensbeschreibung IV, S. 125 fg.

50. Geschichte der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. II 3, S. 306.

51. Trotzdem nahm Bahrdt keinen Anstand, sich später während seiner Untersuchungshaft an Semler zu wenden und in einem jammernden Briefe seine Fürsprache beim Minister v. Wöllner zu erbitten. In der Bekümmernis seines Herzens — so schrieb er — nehme er seine Zuflucht zu ihm, *quem humanitatis et benignitatis laude celebrat seculum.* Semler erfüllte seine Bitte.
52. Hamburg (Berlin) 1786. Seine Verfasserschaft bezeugt Bahrdt in seiner Lebensbeschreibung IV, S. 146. Vgl. auch Frank in Raumers Historischem Taschenbuch 1866, S. 303. „Der selige Götze — so schrieb Bahrdt später gleichsam zur Entschuldigung — war in seiner Art wirklich ein gelehrter und durch manche guten Seiten seines Charakters achtungswürdiger Mann; selbst seinen hämisch scheinenden Ausfall auf mich habe ich seinem *bona fide* irrenden Verstande, nie seinem Herzen zugeschrieben."
53. Es war der Albonikosche Weinberg, den er für 3000 Thaler gekauft hatte. Bahrdt, Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses. Berlin 1790, S. 22.
54. Ueber Pressfreyheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller. Züllichau 1787. Vgl. dazu: Woldemar Wenck, Deutschland vor hundert Jahren. Leipzig 1887, S. 95 fg. Ueber das Censuredict vgl. Stölzel, a. a. O. S. 266 fg.
55. Das Religionsedikt. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Eine Skizze. Von Nicolai dem Jüngeren. Thenakel, 1789.
56. Vor Allem in der Aeusserung des Kammerdieners Rietz: „Der König schlendere seinen Weg mit der Dicken (der späteren Gräfin Lichtenau) fort und lasse ihn machen." Auf diese Stelle gründete sich die Anklage wegen Majestätsbeleidigung.
57. Julius Eckardt, Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Berlin 1887, S. 132.
58. Haym, Herder II, Berlin 1885, S. 642.
59. Gruber, Aug. Lafontaines Leben und Wirken. Halle 1833, S. 282.

60. Mnioch und Fülleborn veröffentlichten während ihrer Studienzeit in Halle gemeinsam: Papillons, oder Erzählungen Dialogen und Gedichte. Halle 1788 bis 1789.
61. Eine Auswahl seiner Beiträge aus beiden Zeitschriften enthalten die drei ersten Bände seines Sittenspiegels für das weibliche Geschlecht. Görlitz 1804 fg.
62. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung[5] V. S. 223.
63. Haym, die romantische Schule. Berlin 1870, S. 277 fg.
64. A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst II, Heilbronn 1884, S. 20.
65. Laukhard, Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben und zur Warnung für Eltern und studirende Jünglinge herausgegeben. Halle 1792 bis 1802. — Ich erinnere bei diesen Selbstschilderungen an den schönen Ausspruch Kants: „Wenn der Mensch Alles, was er wirklich dächte oder erlebte, sagen und schreiben wollte — nichts Schrecklicheres auf Gottes Erdboden wäre als der Mensch! Einer würde vor dem Andern laufen, wenn er ihn in seiner natürlichen Nacktheit kennen sollte.“ Im Anschluss an dieses Wort meint Hippel, der Verfasser der „Lebensläufe“, es werde auch in der eigenen Lebensgeschichte „kein Mensch sich so ganz nackt zeigen, wie wir von der Mutter Natur kommen. Hier und da wird man doch ein Feigenblatt anbringen, um damit seine Blösse zu decken. Es ist zwar nicht zu verwerfen, wenn sich Menschen so zu sagen selbst der Anatomie verschreiben und sich zerlegen lassen wollen. Nur halten sie meist ihr Versprechen nicht. J. J. Rousseau hat einen ganzen grossen Feigenbaum zum Behuf solcher Schürzen entblättert. Und Herr Bahrdt hat eine Menge kleiner Blätter gebraucht, um seine Selbstbiographie auszumeubliren. Die nackten Wände wird schwerlich Jemand zeigen wollen“
66. Mitgetheilt in *M. Johannis Crasselii* Valet-Schrifft, nebst einem wohlgegründeten Theologischen *Responso*.. Halle, 1700. Das Gutachten ist datirt vom 23. August 1698. — Ganz aus dieser pietistischen Anschauung heraus, nur noch ein-

seitiger und massloser, schrieb noch 1824 Tholuck sein Schriftchen: Eine Stimme wider die Theaterlust, nebst den Zeugnissen der theuren Männer dagegen, des seligen Phil. Speners und des seligen A. H. Francke. Berlin 1824.

67. Kramer, Neue Beiträge S. 106.

68. Der Besuch währte vom 3. bis 10. October 1727. Franckes Tagebuch bei Kramer, Neue Beiträge. S. 161 fg.

69. Eine aktenmässige Darstellung dieses „Kampfes der Universität Halle gegen das Theater" gab J. Opel im Beiblatt zur Magdeb. Zeitung 1881 Nr. 19 bis 32. Dieser Aufsatz ist im wesentlichen die Grundlage des obigen Abschnitts.

70. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. I. Dresden, 1861. S. 269 fg. und Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung[5]. III. Leipzig 1872, S. 587 fg.

71. Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Berlin 1882, S. 363.

72. Reinhold Koser, a. a. O. S. 154.

73. Gervinus, a. a. O. IV, 399.

74. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847, S. 258.

75. Die Vorstellungen begannen am 13. Mai mit Weisses Richard dem Dritten.

76. *Epistolae Homericae* 1764, S. 253 fg. Die Stelle lautet deutsch: „Von mir kann ich versichern, dass ich, als neulich allhier Lessings Drama von Sarahs Flucht und Tod aufgeführt wurde, alles mit sehr aufgeregtem Gemüth anschaute: aber nach Arabellas Auftreten, als ich das naivste Mädchen ihre Liebe zu Vater Mellefont mit Worten, Blicken, Gesten so ganz ihrem Alter gemäss aussprechen sah, stürzten die Thränen aus meinen Augen." Vgl. auch E. Schmidt Lessing I, S. 263.

77. Sein Biograph Hausen sah allerdings auch in dieser Thätigkeit nur unlautere Beweggründe. „Es ist wahr, schreibt er, Herr Klotz hatte viele Lust- und Trauerspiele gelesen, und die Theorie derselben aus Schriften studiret:

allein konnte derselbe wol von dem eigentlichen Verdienst der Acteurs und von der äusserlichen Einrichtung eines Theaters richtig urtheilen? er, welcher keine andere Gesellschaften, als die Kochische etwa vier bis fünfmal, und eben diese Döbbelinsche, mitten unter den Lobeserhebungen, zum erstenmale gesehen hatte? Seine Dramaturgie wurde daher nur allzu oft ein eitler Panegyricus. Er bewunderte alles: alles war göttlich: Worte, Mienen, Geberden, selbst die Falten, in welche Madam Döbbelin bey einigen Stellen ihre Stirn zu legen wusste.

Sie stimmen den Ton zu hoch an in Ihrer Dramaturgie, sagte dem Verstorbenen einer seiner Freunde, wie kömmt dieses? Und getrauen Sie sich wol, auf allen Fall diese Urtheile zu vertheidigen?

Sie wissen ja wohl, antwortete der Verstorbene, dass Herr Döbbelin mein Freund ist, und was thue man nicht oft aus Freundschaft?" Vgl. Hausen, Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens. Halle 1772, S. 75 fg.

78. Ausführlich berichtet über den Vorfall Semler in seiner Lebensbeschreibung I, S. 252 fg.
79. Ueber den Werth und zur Berichtigung der Gefühle von dem Theater herab. Berlin 1774.
80. (Müller) Briefe von der Universität in die Heimat. Leipzig 1874, S. 320.
81. Laukhards Leben und Schicksale, Zweiter Theil. Halle 1792, S. 114 fg.
82. Vgl. den Abschnitt „Lauchstädt" bei G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. Leipzig 1885, S. 427—472 und O. Nasemann, Bad Lauchstädt. Halle 1885, wo auch die weitere reichhaltige Litteratur über Bad und Theater verzeichnet ist.
83. Goethe-Jahrbuch IV, S. 113.
84. So erzählt nach einer nicht näher bezeichneten Quelle G. Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit IV, S. 290.

Register.

Abbt, Thomas 192. 204.
Abt 311. 312
Ackermann 298.
Agricola, Joh. 32.
Albrecht von Mainz 7.
Andreae, Joh. Ph. 338.
Anton, Professor 114. 115. 121. 130. 137. 170.
August, Herzog 8.

Bahrdt, K. Fr. 15. 194. 229—263. 271. 348. 349. 350 351.
Basedow 244. 252.
Baumgarten, Siegm. Jakob 58. 166. 167. 183. 332. 333. 343.
Baumgarten, Alexander 84. 87. 88.
Bayle 71.
Bechtold, Pastor 236.
Beck, Joh. Ferd. 292.
Bellomo, Josef 317. 318.
Benner, Joh. Herm. 254.
Bertram, Ph. Ernst 209. 217.
Besser, Joh. v. 20. 54. 68.
Beyer, Georg 139.
Biedermann, Joh. Gottl. 85.
Birnbaum, J. A. 324.
Bissmarck, Christ. 105.
Blumentrost, L. 343.
Bodmer 153. 348.
Bohse, August 62.
Boie, H. Chr. 197. 237.
Bouhours 35.
Boysen, F. E. 60.
Breithaupt, Joachim Justus 21. 57. 114—117. 121. 127. 137. 170. 332.
Brockes, B. H. 100. 101. 153.
Buddeus, Franz 21. 46. 161. 286.
Büchner, A. E. 181. 337.
Bürger, G. A. 196. 197. 346.
Büsching 90.

Carmer, v. 260.
Carpzow 18. 120.
Cellarius, Christoph 20. 21. 35. 59.
Chasseau, Major 344.
Christ, J. F. 193. 215.
Clauswitz, Prof. 56. 106.
Cocceji 49.
Corneille 298,

Cramer 204.
Creutz, Frhr. v. 153.
Cumberland 41.
Curt, Joh. Jakob 200.
Deinet 239.
Denzel 280.
Destouches 298.
Döbbelin, Karl 218. 299. 300. 302. 303. 305. 306. 307. 310. 353.
Dommerich, Joh. Christoph 85.
Durham, Wilhelm 291.
Eberhard 307. 310
Eckenberg, v. 292. 293.
Eckhof, Konrad 295.
Edzard 120.
Eisenberg, Peter 61.
Elers, Heinr. Jul. 109. 337. 338.
Ernesti 192.
Ernst, Erzbischof 3.
Ersch 267.
Eschenburg, J. J. 267.
Falk, Johann 263.
Feddersen, Pastor 151.
Flögel 193. 204. 213.
Francke, A H. 15. 21. 23. 30. 31. 59. 61. 98. 109. 111—141. 142. 157. 159. 161. 163—166. 170. 286. 287. 288. 333. 335. 339.
Francke, A. G. 94. 288. 289. 291. 296.
Freyer, Hieronymus 96. 97. 324. 334.
Freylinghausen 65. 137. 288.
Friedrich I., 12. 15. 18. 19 22. 88. 134. 287. 290.
Friedrich II. der Grosse, 13. 93. 94. 128. 167. 168. 169. 171. 173. 174. 175. 177. 180. 189. 249. 294. 295. 296. 310. 331. 341. 344.
Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst 5. 6. 12. 35.
Friedrich Wilhelm I. 49. 75. 122. 163. 164. 167. 172. 173. 287. 288. 289. 291. 292. 293. 327. 340.
Friedrich Wilhelm II. 258. 259. 267.
Fritsch, Joh. Ernst 108.
Frommann, Buchhändler 253.
Fülleborn, G. G. 267. 351.
Gebauer, Joh. Jakob 108. 336. 337.
Gebauer, Joh. Just 107. 204. 217.
Gebler 194.
Gellert, Chr. F. 298. 317.
Gersdorf, Kathar. v. 130—132.
Gerstenberg, H. W. v. 219. 225. 226. 227.
Gesner, J. M. 10. 192.
Gessner, C. F. 105.
Gleim, 55. 86. 176. 177. 193. 197. 201. 217. 222. 223. 224. 226. 227. 333. 347.
Göckingk, L. F. G. v. 196.
Goethe 78. 216. 217. 228. 237—239. 243. 244. 263. 265. 266. 277. 313. 318. 319. 320. 331. 340. 349.

Goldoni 304.
Gottsched, Joh. Christoph 33. 66. 67. 72. 74. 76. 77. 81. 82. 85. 158. 166. 297. 298. 329.
Gottsched, Adelgunde 158.
Götz, Joh. Nik. 176.
Goeze, Joh. Melchior. 230. 239. 243 308. 309. 348. 350.
Gräter, F. D. 267.
Grimm, Frd. M. v. 298.
Grotius, Hugo 24. 41.
Gruber, Hofrath 72. 115. 333.
Grumbkow, v. 168. 289.
Grunert, Joh. 107.
Gryphius, A. 12. 298.
Gundling, Nik. Heronymus 39—48. 50. 54. 56. 60. 98—100. 144. 170. 328—330. 335. 336.
Günther, Christian 81.
Günther, H. Chr. 337.
Hagedorn, Fr. v. 176. 188.
Hagen, Lieutn. v. 219.
Haller, Albrecht v. 81. 86. 152.
Hamann, Joh. Georg 202. 205·211.
Hamilton, Jak. Jmmanuel 68.
Händel, Georg Friedr. 2.
Hartknoch 213.
Hartmann, David 348.
Hausen, Prof 190. 216. 228.
Hecker, Joh. Jul 327.
Heineccius 146.
Hemmerde, K. H. 84. 110. 338.
Henckel, Chr. 106. 107,
Hendel, Joh. Chr. 107. 109.
Herder 73. 147 192. 194. 195. 198. 211—214. 217. 224. 226. 262.
Herder, Karoline 264.
Heres 239.
Heumann 330.
Heyden, Prof. 134
Heyne, 188. 193. 346.
Hippel, Th. G. v. 351.
Hobbes 41.
Hoffmann, Friedr. 21. 95.
Hoffmannswaldau 64.
Hohendorf, Graf v. 230.
Holberg 298.
Höpfner, Julius 237. 238.
Hunold, Chr. Fr. 62—65. 325.
Hutten, U. v. 32.
Jffland 320.
Jacobi, Georg 193. 201. 217. 219—229.
Jani, Chr. David 13.
Jänichen, M. 12.
Jaquemain 305.
Jonas, Justus 2.
Kalckstein, General v. 261.
Kant, Jmmanuel 145. 147. 351.
Karl, Herzog vonBraunschweig 266.
Kettner, Ernst Frd. 330.
Klemm 108.
Klettenberg, Frl. v. 340.
Klopstock 76. 84. 85. 86. 110. 202. 217. 224. 267.
Klotz, Chr. Ad. 42. 78. 187—229. 230—233. 253. 299—308. 346. 352. 353.

Knapp, Prof. 254.
Knigge, A. v. 270.
Koberwein, Friedr. 317.
Koch, Prof. 239.
Kolb, Hans 9.
Köpken, Friedr. v. 263.
Kotzebue, A. v. 18.
Kraut, v. 20. 40.
Krebs, Joh. Chr. 107. 108.
Krug, Ernst Gottl. 108.
La Fleur, siehe Millié.
Lafontaine, August 263—279. 281.
Lange, Joachim 81. 83. 89. 114. 115. 122. 137. 160—164. 167. 168. 170. 286. 342.
Lange, Samuel Gotthold 81. 83. 84. 151. 176—179. 218.
La Roche, Frau v. 228.
Laukhard, Fr. Chr. 101. 102. 104. 279—284. 311. 312. 313. 316. 334. 335.
Leibniz 147—149.
Lenz, J. M. R. 94.
Lessing 13. 78. 87. 178. 187. 193. 195. 199. 205—211. 214. 215. 216. 224. 226. 250. 262. 295. 300. 304. 305. 323. 352.
Lillo 298.
Lippert 215.
Liscow, Chr. L. 73. 74. 76—81.
Löben, General v. 163.
Loen, Mich. v. 328.
Lohenstein, D. C. 36. 64. 68.
Löscher, Valentin 45. 119. 120. 140.
Ludewig, Joh. Peter v. 42. 48—57. 60. 68. 72. 75. 89. 90. 97. 101. 330—332.
Ludovici 101. 166.
Ludwig XIV. 6.
Luise, Königin v. Preussen 264.
Luise, Herzogin von Gotha 166.
Luther, Martin 2. 10. 32. 107. 108. 124.
Madihn, Georg Sam. 218.
Manteuffel, v. 168. 344.
Mayer, Fr. 119.
Meier, Georg Fr. 84. 85. 87. 110. 151.
Menantes, siehe Hunold.
Mendelssohn, Moses 165.
Mercier 303. 305.
Merck, J. H. 239.
Merkel, Garlieb 263. 275.
Meusel, Joh. Georg 193. 205.
Meyer von Knonau, Ludw. 322.
Michaelis, J. D. 60. 188.
Michaelis, J. H. 137.
Miller, J. P. 9. 10. 13. 14. 90.
Miller, J. M. 270.
Millié, Jean 16.
Milton 83. 86. 88.
Mnioch, Joh. Jak. 267. 351.
Molière 298.
Moore 298.
Morhof, Daniel 37. 65.
Moser, J. J. 50.
Mosheim, J. L. 10. 66. 76.
Müller, J. G. 270.
Müller, Philipp 32.
Münchhausen, v. 66. 89. 115. 189.

Mursinna, Samuel 15.
Natzmer, General v. 163. 334.
Neumeister, Erdmann 62. 64.
Nicolai, Friedrich 198. 202. 203. 205. 212. 216. 224. 240. 262. 277. 347.
Niemeyer, A. H. 263.
Odelem, Philipp 140.
Oelrichs, J. K. K. 323.
Oelschlägel, Melchior 105.
Olearius, Joh. 61. 117. 323.
Opitz, Martin 37. 81.
Orban, Stephan 107.
Ouvrier, L. B. 240. 254.
Pastoneller, Rathsherr 101.
Pestel, Prof. 140.
Philippi, J. E. 72—81.
Philippi, Ernst Chr. 73.
Prätorius, Johann 10. 12.
Prinz, v. 343.
Pufendorf, Samuel 24, 41.
Pütter, Joh. Stephan 159. 163.
Pyra, Immanuel 82—84. 87. 88. 108. 175. 177.
Racine 298.
Rambach, J. J. 41. 64. 65. 137. 328.
Raumer, Karl v. 322.
Regnard 305.
Reibehand 298.
Reichard, Joh. Fr. 265. 266.
Reiche, Karl Christoph 309.
Reil, Oberbergrath 323.
Reimann, J. F. 46. 69—71.
Reinbeck, Propst 121. 167. 168. 172.
Reiske 60.
Renger 108.
Riedel, Fr. Just. 194—196. 204. 212. 231—233. 263.
Riemer, Joh. 62. 64
Rochow, v. 190. 215.
Rost, J. Ch. 86.
Roth, M. 117
Rousseau, J. J. 272. 351.
Rüdiger, Dr. 144.
Rudnick 176.
Ruge, Arnold 322.
Ryssel, J. J. v. 44.
Sachs, Hans 36. 37. 68.
Salfeld, Christoph 37. 105.
Salis, v. 244. 245. 246. 254.
Sander, Buchhändler 263.
Sander, Hauptm. v. 261.
Schiller 271. 313. 320.
Schirach 193. 217.
Schlegel, J. A. 298. 333.
Schlegel, Wilhelm 275. 276.
Schleiermacher, Fr. 15.
Schlosser, J. G. 237.
Schmettau, 312.
Schmidt, Joh. Lorenz 240.
Schmidt, Theaterdirector 313.
Schmieder, B. F. 11. 14. 241.
Schmütz, Hauptmann 15.
Schneid, Balth. 337.
Schneid, Peter 105.
Schönemann, Joh. Ferd. 295.
Schuch, Franz 295. 302.
Schulz, Prof. 240. 254.
Schulze, Johann Heinrich 60. 106.

Schummel, Joh. Gottl. 13. 193. 245.
Schupp, Balthasar 62. 64.
Schurzfleisch 20.
Schwarz, Prediger 240. 254.
Schwarzenberg, Erbprinz v. 49.
Schwetschke, K. A. 110. 338.
Schwickert, Buchhändler 347.
Seckendorff, Veit Ludw. v. 62.
Seeling, Heinrich 321.
Semler, Joh. Salomo 104. 136. 167. 183—186. 250. 251. 252. 254. 307—310. 344. 345. 350.
Seyffarth, Karl 62.
Sigismund, Erzbischof 9.
Simon, Prof. 21.
Simonis, Joh. 15.
Sonnenfels 193. 194.
Spangenberg, Aug. Gottl. 129. 339.
Spener 30. 112. 114. 116. 117. 120. 121. 124. 127. 128. 130.
Spörl, J. A. 108
Stahl, G. E. 21. 46.
Steinmetz, Abt 157.
Stockmann, Christ. Gottl. 65
Stöffler 311
Strähler 160. 337.
Struve 46.
Stryk, Samuel 20. 45. 48. 101. 325.
Stryk, Samuel d. Jüngere 139. 140.
Sturm, Prof. 20.
Sturm, Pastor 151
Sucro, Christoph Josef 86.
Sucro, Joh. Josias 153.
Talander, siehe Bohse.
Thadden, Oberst v. 267.
Thomasius, Jakob 17.
Thomasius, Christian 16—42. 44. 46. 56. 65. 67—69. 75. 88—92. 100. 101. 120. 134. 135. 138. 139. 141—144. 146. 154. 170. 325. 326. 333. 334.
Thümmig, Prof. 160. 164.
Trescho, Diaconus 183.
Trinius M. 241.
Türck, Wilhelm 45.
Ursinus, Hofprediger 19.
Uz, Joh. Peter 153. 174. 176.
Veltheim, Joh. 290.
Voltaire 20. 168. 210. 298. 331. 344.
Voss, Heinrich 277.
Wachholz, Oberst v. 340.
Wägern, Pastor 120.
Wagner, Stud. 139.
Walch 107.
Weigel, Valentin 106.
Weise, Christian 62.
Weisse, Chr. Felix 13. 203. 305.
Wendeborn 345.
Wezel, Joh. Karl 270.
Wiedeburg, Prof. 77.
Wieland 195. 201. 217. 221.
Wilde, Joh. Ernst 317.
Winckelmann, Joh. 55. 159. 215.
Winkler, Senior 121.
Wittenberg, Albr. 226.
Wolf, Jakob Gabriel 141.

Wolff, Christian 74. 88. 121. 122. 134. 141—173. 341 343. 344.
Wöllner, v. 258. 260. 350.
Würzer, Dr. 260.
Zachariä 102.
Zäunemann, Sidonia Hedw. 75.
Zedlitz, Minister v. 249. 252. 307.
Zeidler, Chr. And. 106.
Zernitz, Chr. 153.
Zesen, Philipp v. 61. 68. 69.
Ziegler, Joh. Gotth. 64. 106.
Ziegra 254.
Zinzendorf, Graf v. 130.
Zobel 193.

Berichtigungen.

S. 59 Z. 6 lies *philologischen*.
S. 153 Z. 5 v. u. lies *1. Cor. 13, 12.*
S. 177 Z. 10 lies *suchen* statt stehen.
S. 189 Z. 9 lies *Zahl.*
S. 242 Z. 6 v. u. lies *Matthäus 10, 7.*
S. 270 Z. 11 lies *hundertundfünfzig.*
S. 336 Z. 8 v. u. lies *denen* statt deren.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Verlag von Max Niemeyer in Halle.

Goethes Pädagogik
historisch-kritisch dargestellt
von
A. Langguth.
1886. 8. M 6,00, geb. M 7,50.

Goethe als Pädagog.
Von
A. Langguth.
1887. 8. M 4,00, geb. M 5,50.

Goethe als pädagogischer Schriftsteller
und seine Stellung
zu den
Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Gegenwart.
Von
A. Langguth.
1888. 8. M 0,80.

Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust
von
W. Creizenach.
1878. 8. M 4,50.

Charlotte Diede,
die Freundin von W. von Humboldt.
Lebensbeschreibung und Briefe.
Herausgegeben von A. Piderit und O. Hartwig.
1884. 8. M 4,00, geb. 5,50.

Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches.
Für das deutsche Haus.
Herausgegeben von Otto Nasemann.
2 Bde. 3. Auflage 1886. geh. M 8,00, geb. 11,00.

Zur französischen Literaturgeschichte.
Studien und Skizzen
von
W. König.
1877. 8. M 5,00.

Verlag von Max Niemeyer in Halle.

Altdeutsche Sinnsprüche in Reimen

von

M. Loebe.

1883. kl. 8. eleg. geb. ℳ 2,25.

Die deutschen Lügendichtungen

bis auf Münchhausen

von

Karl Müller-Fraureuth.

1881. 8. ℳ 3,00.

JOHANNES VELTEN.

Ein Beitrag

zur Geschichte des deutschen Theaters im XVII. Jahrhundert

von

Carl Heine.

1887. 8. ℳ 1,60.

Der unglückseelige Todes-Fall CAROLI XII.

Ein Drama des VIII. Jahrhunderts.

Herausgegeben von

Carl Heine.

1888. 8. ℳ 2,80.

Shakespeare-Charactere

von

J. Thümmel.

2 Bde. 1887. 8. geh. ℳ 6,00, geb. ℳ 9,00.

Fischartstudien

des Freiherrn Carl Gregor von Meusebach

mit einer Skizze seiner litterarischen Bestrebungen

von

C. Wendeler.

1879. gr. 8. ℳ 8,00.

Wolfram von Eschenbach.

Parcival.

Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von **San Marte.**

2 Bde. 3. Aufl. 1886. kl. 8. ℳ 10,00, geb. ℳ 13,00.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kawerau, Waldemar,

Culturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung

Bd.: 2

1888

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.3250(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828346-0